This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07578581 0

N.C.L.
Hu...

[Luise Ernestine Malvina von Humbracht]

Waldemar Bookhouse

oder:

Der Werth eines Namens.

Von

Luise Ernesti. [pseud.]

Motto:

„Es irrt der Mensch, so lang er strebt."

Göthe.

Zweite Ausgabe.

Erster Band.

HARMONIE GESELLSCHAFT NEW-YORK SOCIAL CLUB HARMONY NEW-YORK

Leipzig,

Fr. Wilh. Grunow.

1864.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
764592 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Erstes Kapitel.

An einem Tage zu Anfang des Herbstes 1847, um die Zeit, wo der Geschäftsverkehr in den Hauptstraßen New-Yorks am bedeutendsten ist, die hin und her fahrenden Equipagen, Omnibus, Lastwagen und Waggons ein rasches Fortkommen fast unmöglich machen, gelang es der Energie und Beharrlichkeit eines Fußgängers, sich mit einer an's Wunderbare grenzenden Schnelligkeit durch das in der Wall-Street herrschende Chaos Bahn zu brechen. Dieser die dichtesten Gruppen Theilende und in dem unentwirrbarsten Knäuel von Menschen und Fuhrwerken einen Durchgang Findende war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren. Trotz einer sehr einfachen Kleidung sah er weder unbedeutend noch unscheinbar aus; er war von großer Gestalt, kräftig gebaut und in seiner Haltung lag eine ruhige Würde;

sein Haar, sowie sein Bart waren ganz weiß und seltsam contrastirte gegen diesen lichten Silberglanz sein dunkel gebräuntes Antlitz. Kummer und Schmerz, Gram und Sorge hatten in diesem Gesichte mit scharfem Griffel ihre unverkennbare Schrift gegraben; es trug den Ausdruck herben Seelenleids, tiefer Resignation, und auf den ersten Blick sah man, daß die Lebensbahn dieses Mannes eine harte und dornenvolle gewesen.

Das Ziel seiner Wanderung war eins der bedeutendsten Handlungshäuser der Wall-Street; er betrat dasselbe wie Jemand der genau bekannt darin ist und ohne Verzug begab er sich nach dem Comptoire. Es war ein großer Saal in den er trat; an den hohen Fenstern desselben zeigten sich in einer fast unabsehbaren Reihe ältere und jüngere Leute, die alle eifrig beschäftigt an ihren Büreaus standen. Das Auge des Eintretenden durchflog aufmerksam den großen weiten Raum und plötzlich leuchtete es hell und freudig auf, als es am äußersten Ende des Comptoires haften blieb; für einen Augenblick verdrängte der sich über das ganze Antlitz verbreitende Ausdruck reiner Freude den des Schmerzes und mit eiligen Schritten ging er voran. Einer der

Comptoiriſten näherte ſich ihm und fragte nach ſeinem Begehr; flüchtig, aber verbindlich verbeugte er ſich vor dem ihn anredenden Herrn, deutete mit der Hand nach der Stelle am Ende des Saales, ſagte ruhig: „Ich wünſche mit Mr. Bookhouſe zu ſprechen!“ und ging dann ohne Weiteres auf das letzte der Büreau's zu, das abgeſondert von den übrigen war.

Ueber ein großes Buch gebeugt, ſtanden an jenem Büreau zwei Männer; der Eine, der Beſitzer des Handlungshauſes, Mr. Barwing, war ein Vierziger. In ſeinem ganzen Weſen prägte ſich der unerträgliche Hochmuth des ſtolzen Geldariſtokraten aus; er ſprach mit lautem, ſcharfen Tone, in heftiger, oft beleidigender Weiſe zu dem neben ihm Stehenden, dem er einen gemachten Fehler im Contobuche nachzuweiſen bemüht war. Dieſer Andere, ein Mann von ungefähr zweiundzwanzig Jahren, der erſte Correſpondent des Handlungshauſes, bildete einen ſcharfen Gegenſatz zu ſeinem Principal. Sein Benehmen trug das Gepräge der Ariſtokratie der Geſinnung; ſein Geſicht zeigte reine edle Formen und die Züge ſprachen deutlich von der Güte ſeines Charakters. Von vollendeter Proportion war ſeine hohe, ſchlanke und biegſame Geſtalt, voller Anmuth

die geringste seiner Bewegungen. Eine immer tiefere Bläße überzog sein Antlitz bei den heftigen Worten Mr. Barwing's. Von Zeit zu Zeit erhob er sein Auge zu dem sich mehr und mehr mit Zornesröthe bedeckenden Gesichte seines Prinzipals und manchmal verrieth der flammende Ausdruck des Blicks die gewaltige Erregung seines Innern; dann heftete es sich auch wieder ernst, fest und vorwurfsvoll auf die kalten starren Züge des Redenden. Wurde aber auch das Gesicht des jungen Mannes der Verräther seiner Empfindungen, so glitt doch über seine Lippen kein Laut der Entgegnung und schweigend nahm er Vorwürfe und Beleidigungen hin. Einige Sekunden hörte auch der hinzugetretene ältere Mann die scharfen kränkenden Worte des reichen Handelsherrn an; sie schienen ihn in weit höherem Grade aufzuregen, als Denjenigen, an welchen sie gerichtet waren, — die Adern seiner Stirn schwollen, und fester preßten sich die festgeschlossenen Lippen seines Mundes aufeinander, er fuhr zu verschiedenen Malen mit der Hand durch sein weißes Haar und als plötzlich sein Blick die lauernden Augen, die vorgebeugten Köpfe verschiedener aufmerksam horchender Commis streifte, schien er ent-

ſchloſſen, die für den jungen Mann ſo peinliche Scene zu beenden. Noch eine Minute verſtrich und in dieſer wurden die bitterſten Worte von dem erzürnten Kaufmanne geſagt. Die Flut von Vorwürfen ſchnitt aber nun plötzlich der laute Ausruf in deutſcher Sprache: „Guten Morgen Mr. Barwing!“ ab.

Beide Herren, die über dem Contobuche gebeugt ſtanden, wandten ſich bei dem Laute um. Verwundert und hochmüthig ſah der Aeltere aus, nur unmerklich war die Neigung ſeines Hauptes; heftiger Schreck mälte ſich in den Zügen des jüngern Mannes und lebhaft rief er: „Vater! Du hier? — Dich führt doch kein Unglück zu mir?“ Er hatte ſich bei dieſen Worten den ihn mit der zärtlichſten Liebe anblickenden Manne genähert und deſſen Hand ergriffen.

Mr. Barwing betrachtete einen Moment Vater und Sohn, dann ſagte er befehlend: „Mr. Bookhouſe, wir ſind bei einer wichtigen Sache, die noch der Erläuterung bedarf — bedeuten Sie Ihrem Vater, daß er uns ſtört und kommen Sie hierher!“

Ruhig wandte ſich der Handelsherr nach dem Büreau und beugte ſich abermals über das Contobuch; der junge Mann warf ſeinem Vater einen

Blick zu, der eine beredtere Bitte, als viele Flehensworte enthielt; jedoch war er vergeblich. Mit fester Entschiedenheit sprach der ältere Bookhouse:

„Mr. Barwing, ich muß mit meinem Sohne kurze Zeit reden, bedaure sehr, wenn ich störe und bitte deshalb um Entschuldigung.“

„Das ist jetzt unmöglich, mit Ihrem Sohne zu reden, Mr. Bookhouse! Die Angelegenheit hier ist zu wichtig; entfernen Sie sich gefälligst, denn mein Comptoir ist überhaupt kein zu Familienconferenzen geeigneter Ort.“

Eine fahle Bläße legte sich über das Antlitz des Vaters, in dunkle Glut tauchte sich das bleiche Gesicht des Sohnes und mit bebender Stimme rief dieser: „Mr. Barwing, vergessen Sie nicht, daß ich viel ertragen kann, mein Vater aber nichts ertragen soll.“

„Ruhig Waldemar!“ gebot der ältere Bookhouse leise, aber ernst und eindringlich; höflich und kalt, sagte er laut mit größter Bestimmtheit: „Mr. Barwing, ich bedauere nochmals die Störung; doch sie ließ sich nicht vermeiden! bitte aber jetzt dringend: sich meiner Absicht, mit meinem Sohne reden zu

wollen, nicht ferner zu widerſetzen — es würde vergeblich ſein, ich verſichere das auf mein Wort."

Der reiche Mann war an eine ſo feſte entſchiedene Sprache nicht gewöhnt, ſchleuderte einen Blick kalter Verachtung auf Denjenigen, der ſo mit ihm zu reden wagte und entgegnete höhniſch: „Sie reden in einem Tone, Mr. Bookhouſe, als hätten ſich die phantaſtiſchen Träume Ihrer Jugend verwirklicht! Entſinnen Sie ſich doch gefälligſt, was und wer Sie ſind und denken Sie nicht, was und wer Sie ſein könnten, Sie werden ſich dann geziemender ausdrücken."

Ein convulſiviſches Beben machte Bookhouſe einen Moment unfähig zur Antwort, dann nahm ſein Weſen das Gepräge eines maßloſen Stolzes an und mit einer Würde, die ſelbſt auf Mr. Barwing ihre Wirkung nicht verfehlte, antwortete er ernſt:

„Was und wer ich bin? — Ein Mann, Mr. Barwing! — ein Mann, der auf ſeinem Willen zu beharren verſteht und ſein Recht zu verfolgen weiß! — Wollen Sie ſich jetzt gefälligſt entſinnen, daß ich der Vater jenes jungen

Mannes bin und meinen Sohn sprechen will, weil ich mit ihm reden muß!“

„Gut, gut! Reden Sie mit ihm!“ rief Barwing hastig und ergriff das Contobuch; sich zu seinem Correspondenten wendend, setzte er mit eisiger Kälte hinzu: „Mr. Bookhouse, wenn Sie die unaufschiebbare Mittheilung Ihres Herrn Vaters vernommen, so haben Sie wohl die Güte, sich in mein Zimmer zu bemühen, damit wir dann unser unterbrochenes Geschäft fortsetzen können, das, wie Sie einsehen werden, nach dem eben Vorgefallenen, das Letzte ist, welches wir mit einander abzumachen haben.“

Starren Blicks verfolgte der Angeredete Mr. Barwing, der mit schnellen Schritten das Comptoir verließ; jede Spur von Lebensfarbe wich aus seinem Antlitz, als sich die Thüre hinter Jenem geschlossen; sein Auge senkte sich zu Boden, er lehnte seine zitternde Gestalt gegen das Büreau und ein Bild namenlosen Schmerzes, furchtbarer Verzweiflung stand er da.

Ernst und traurig betrachtete der Vater eine Sekunde sein augenscheinlich so tief leidendes Kind, dann legte er die Hand auf dessen Schulter und

ſprach ſanft, aber eindringlich: „Waldemar, faſſe und beruhige Dich!“

Ein ſchmerzlicher Seufzer war die einzige Antwort.

„Waldemar! — bedenke wo Du biſt, man beobachtet Dich!“

Flüchtig ſchaute der junge Mann empor, — ſein Auge war glanzlos — in der nächſten Sekunde verſank er in vollſtändigſte Apathie und verzweiflungsvoll blickte ſein Vater ihn an. — Ein kleiner, alter Mann mit gebeugter Haltung näherte ſich Beiden, kopfſchüttelnd betrachtete er die Gruppe und indem er an ihr vorüberging, glitt der leiſe Ausruf über ſeine Lippen: „Begeben Sie ſich mit Ihrem Vater in den Garten, Mr. Bookhouſe, und ich werde Miß Hope benachrichtigen, wo Sie ſind.“

Dieſe Worte übten eine elektriſche Wirkung.

Wie von einer Feder emporgeſchnellt, fuhr Jener aus ſeinen düſtern Sinnen auf, ein Lächeln überflog ſein Antlitz und mit den Worten: „Danke, Bob! Danke!“ enteilte er dem Comptoire und gab ſeinem Vater einen Wink, ihm zu folgen.

Beide betraten nach kurzer Zeit den Garten, der dicht an das Haus ſtieß; er war in der geſchmackvollſten Weiſe angelegt und mit den auserleſenſten

Blumen und Gewächsen geziert, mit den herrlichsten und kostbarsten Vasen und Statuen geschmückt. An verschiedenen Stellen des Gartens waren Leute beschäftigt, Vorbereitungen zu einer Illumination zu treffen. Ein Blick auf diese Anstalten machte den jungen Bookhouse erbleichen, er starrte die beschäftigten Arbeiter an und der tiefste Seelenschmerz malte sich von Neuem in seinen Zügen. Dem Vater entging der Ausdruck nicht; er zog seinen Sohn mit sich fort, zu einer einsamen Stelle des Gartens. Als sie mehrere Laubgänge durchschritten hatten und an einem Platze angelangt waren, der fast am äußersten Ende des Gartens lag, hielt der ältere Bookhouse in seinem raschen Gange inne, setzte sich auf eine Moosbank in der Nähe und sprach mit allen Anzeichen großer Erschöpfung: „Laß uns hier etwas ausruhen, Waldemar! Ich bin sehr müde, denn ich schlief seit mehreren Nächten nicht.“

Waldemar betrachtete seinen Vater und rief lebhaft: „Warst Du krank, oder fehlt Gertraud etwas?“

„Ich, sowie Deine Schwester, sind gesund; aber mein Vater ist sehr unwohl — und ich fürchte das Schlimmste.“

„Kamſt Du deshalb nach New-York, um mich davon zu benachrichtigen?“

„Ja, Waldemar! Dein Großvater wünſchte es.“

„O Gott, warum mußteſt Du ihn gerade jetzt krank werden laſſen! — O, Vater, warum mußteſt Du gerade heute kommen, wo Mr. Barwing ſo aufgeregt war! Ach, nun iſt Alles aus! — nun ſoll ich fort von hier.“

In des jungen Mannes Augen glänzten Thränen; er verbarg ſein Geſicht in den Händen und ſetzte mit leidenſchaftlichem Schmerze hinzu: „O, daß dieſes unglückliche Ereigniß gerade heute kommen mußte! — heute!“ — —

„Waldemar! Ich frage Dich, ob Du das, was heute erfolgt iſt, nicht ſeit Monaten erwartet haſt?“

„Ja, ja, Vater! erwartet, gefürchtet habe ich eine Kataſtrophe, hoffte aber auch, ſie vermeiden zu können, — würde — ſie vermieden haben.“

„Das war unmöglich, Waldemar! — Mr. Barwing ſah ſich durch Dich bei Ausführung eines Planes gehemmt, nichts war natürlicher, als daß er ſuchte, das ihm entgegentretende Hinderniß zu beſeitigen; die heutige Gelegenheit war ihm willkommen und er iſt jetzt glücklich, ſie gefunden zu haben.

Betrübe Dich nicht zu tief darüber, daß er triumphirt und glaube mir, er würde sich den Sieg nicht haben entreißen lassen — beruhige Dich also!"

„Ich soll mich nicht betrüben? — soll mich beruhigen! O Vater, wie kannst Du das verlangen, wo Du weißt —"

„Wie sehr Du Hope Barwing, — die Tochter des Millionairs liebst!"

„Nicht die Tochter des Millionairs! einfach Hope Barwing! Nur sie — sie allein liebe ich! an nichts Anderes, als sie, denke ich, Vater."

„Ich weiß es! — sie ist aber die Tochter eines Millionairs! ihres Vaters Reichthum ist die Euch trennende Scheidewand! — Wärst Du Millionair, würdest Du heute nicht entlassen."

„Entläßt er mich auch nachher, ich gehe nicht! — ich weiche nicht aus diesem Hause! keine Gewalt der Welt treibt mich heute von hinnen!"

Der ältere Bookhouse erbleichte bei dem entschiedenen Tone seines Sohnes und sagte ruhig: „Dennoch Waldemar wirst und mußt Du heute New-York verlassen."

„Nein, nein! — Um keinen Preis! heute Abend giebt Mr. Barwing ein großes glänzendes Fest; —

Mr. Henry Watherley, mit dem er ſeine Tochter verloben will, iſt von ſeinen Reiſen zurückgekehrt und wird dieſen Abend hier ſein. Ich fürchte, das Feſt iſt ihm zu Ehren veranſtaltet — — fürchte ſogar,' — Mr. Barwing will heute ſeine Tochter zur Verlobung zwingen; — er hat Gründe, ſeine Pläne ſo ſchnell wie möglich in's Werk zu ſetzen! — was ihn veranlaßt — ich weiß es nicht — ahne es nicht! — Seit Tagen ſah ich Hope nicht; Sie wird fern von mir gehalten, — ſelbſt Miſtreß Barwing entzieht ſich mir und vermeidet, mit mir zu reden; — Mr. Barwing war nie heftiger, nie rückſichtsloſer gegen mich, als in dieſen Tagen. Aus Allem erſah ich, er wollte ſich meiner vor dem Feſte entledigen; doch ich gehe nicht! verließe ich auch das Haus, ſo kehre ich heute Abend zu Hope's Schutz zurück! — Ich entreiße ſie öffentlich Mr. Watherley — ſage aller Welt, daß ich ſie liebe, daß ſie mich liebt, daß wir uns nicht trennen; doch — dahin wird es ihr Vater nicht kommen laſſen! er wird nicht wagen, ihre Hand in die eines Andern zu legen, wenn ich dabei bin!" —

Die furchtbare Erregung ſeines Innern zwang den jungen Mann, inne zu halten; erſchöpft ſchwieg

er; doch nach einer Weile rief er von Neuem: „O, Vater, Alles würde anders gekommen ſein, wenn Du nicht dazwiſchen getreten! — Wärſt Du doch nicht heute gekommen, — heute — wo ſo viel auf dem Spiele ſteht.“

Mr. Bookhouſe fuhr haſtig empor; tiefe Röthe bedeckte ſein Antlitz bei den letzten Worten ſeines Sohnes und er rief lebhaft: „Ja, Du haſt Recht, — gut, daß Du mich daran mahnſt, daß heute viel auf dem Spiele ſteht! unterbrich mich nicht, Waldemar, denn jede Minute Verzug kann unſer Unglück herbeiführen.“

„Unſer Unglück?“ — rief der junge Mann erſtaunt.

„Noch mehr — vielleicht mein Elend unbeendet laſſen, das ſeit dreißig Jahren bereits der Fluch meines Lebens iſt!“

Tiefer, als die ihm unverſtändlichen Worte, wirkte der dumpfe, tonloſe Klang von ſeines Vaters ſonſt ſo kräftiger, volltönender Stimme auf Waldemar; erſchüttert warf er ſich an des alten Mannes Bruſt und rief liebevoll: „Wie, Du warſt ſeit ſo lange elend und ſagteſt mir Nichts davon? — O, rede

jetzt! Laß mich Deinen Schmerz theilen, vertraue mir Dein Leid, ich bin ja Dein Sohn.“

„Hoffentlich theilst Du bloß meine Freude und mein Leid ist nun zu Ende! höre mich an! — — Mein Vater hat vor mir ein Geheimniß; — in meiner frühen Jugend erfuhr ich durch Zufall, daß er etwas Wichtiges vor mir verbarg. — Zu verschiedenen Zeiten meines Lebens bat und beschwor ich ihn: mir das Räthsel zu lösen, das ich ahnte; doch kein Wort der Erklärung kam über seine Lippen! — Vor Jahren gelobte er mir mit feierlichem Eide „erst in seiner Todesstunde reden zu wollen,“ zu meinem namenlosesten Elende hat er treu seinen Schwur gehalten! — seit vierzehn Tagen ist er jetzt krank, dem Tode nahe; — doch sagte er bisher kein Wort — erst in dieser Nacht, nachdem ihm der Arzt auf sein Befragen baldiges Ende verkündet hat, scheint er entschlossen, sein Geheimniß zu offenbaren; als der Doktor ihn verlassen hatte, bat er mich, Dich herbeizurufen und Dir sowie Deiner Schwester zu eröffnen, daß er mir jetzt vor seinem Tode, in Eurer Gegenwart, ein lang bewahrtes, unsere Familie betreffendes Geheimniß enthüllen würde. Viel Zeit war nicht zu verlieren, wenn Du heute in der Farm

sein solltest und da ich fürchtete, daß Du auf briefliche Nachricht hin Dich vielleicht jetzt nicht von New-York trennen würdest, so beschloß ich, Dich selbst zu holen. Mein Vater war mit meiner Absicht einverstanden und schnell weckte ich daher Gertraud, damit sie die Nachtwache übernehmen konnte; ich sagte ihr, was mich zur Reise veranlasse, schärfte ihr dringend ein: keine Sekunde von dem Bette ihres Großvaters zu weichen und im Falle einer Beichte: „seine Bekenntnisse mit Aufmerksamkeit anzuhören.“ Sie flehte mich an, möglichst schnell zurückzukehren und da mir selbst zu viel daran liegt, bald wieder in der Farm zu sein, so habe ich keine Zeit versäumt. Früher als ich selbst gedacht, kam ich zu Dir und wir können daher den Zug, der in ungefähr zwei Stunden nach Newark fährt, benutzen; — säume Du jetzt nicht, Waldemar, thürme kein neues Hinderniß auf, sei bis zur bestimmten Zeit am Stationsplatze und vergiß nicht, von welchem Werthe jede Sekunde ist, — bedenke immer, daß Du mich durch den geringsten Verzug um ein Glück bringen kannst, das ich seit meiner frühsten Jugend erstrebe.“

Bookhouse hatte die letzten Worte im höchsten Affekt gesprochen; tief ergriffen von der Flut stark

und mächtig auf ihn eindringender Gefühle mußte er inne halten und seine große Gemüthserschütterung überwältigte seinen Sohn. Sich und seine eigenen Interessen vergessend, rief er laut und feierlich: „Vater, beruhige Dich! ich komme — durch mich soll das Bekenntniß keinen Aufschub erleiden!“

„Gott sei gedankt für diesen Entschluß!“ entgegnete Bookhouse tief aufathmend und reichte dem Sohne die Hand.

Waldemar ergriff sie lebhaft, drückte sie fest und setzte ernst hinzu: „Verlaß Dich auf mich, daß ich mein Wort halte, was mir auch in den nächsten Stunden begegnen sollte, — ich bin zur bestimmten Stunde am Stationsplatze.“

Ein zufriedener Ausdruck zeigte sich im Gesichte des Vaters; dann nahmen seine Züge den ernsten, tiefen Sinnens an; voll Theilnahme verfolgte Waldemar diesen Wechsel und fragte ängstlich:

„An was denkst Du, mein Vater?“

„An das Geheimniß, das sich uns heute enthüllen wird.“

„Ahnst Du, in was es bestehen könnte?“

„Ich weiß es sogar.“

„Wie?“

„Ja, ich weiß es!“ wiederholte Bookhouse mit leuchtendem Auge, mit verklärtem Antlitz, und setzte feierlich hinzu: „Waldemar, o Waldemar — wir werden erfahren, daß wir einen Namen haben!“

„Einen Namen!“ wiederholte der Sohn langsam, „einen Namen?“ fragte er staunend.

„Ist Dir das nicht genug, mein Kind? — O Waldemar, ein Name ist das größte Glück! — ein Name ist Alles!“

„Ein Name das größte Glück — eine Name Alles?“ sprach Waldemar sinnend. Vor seinem Geiste zogen jetzt viele ihm bekannte, hochberühmte Namen vorüber und er rief lebhaft: „Ja — ja, es muß ein Glück — eine Seligkeit sein, einen Namen zu tragen, den Jeder kennt, Jeder mit Bewunderung nennt! — o, daß wir solchen Namen hätten, Vater.“

„Solchen! — Mein Sohn, wir werden Besseres haben — einen Namen der Jahrhunderte überdauert hat, den Namen eines alten, edlen Geschlechts — wir werden einer alten, edlen Adelsfamilie angehören.“

„Nur den Namen eines alten Geschlechts — keinen berühmten Namen — keinen Namen, der auf den denkwürdigen Tafeln der Geschichte — der Kunst

oder Literatur verzeichnet iſt — dort als leuchtendes Meteor glänzt und den noch Tauſende mit Bewunderung nennen?“ —

„Auf das Glück eines ſolchen Namens verzichte ich!“ rief der alte Bookhouſe wegwerfend, — „was nützte mir ein Künſtlername!“

„Welcher Vortheil könnte Dir aber denn der Name eines altadeligen Geſchlechts bringen?“ fragte der junge Mann verwundert.

„Vortheil! — Vortheil!“ wiederholte der Vater gereizt. „O Waldemar, daß ich ſolche Fragen von Dir, dem Sproſſen eines alten edeln Geſchlechts hören muß; doch — wie kann mich das in Erſtaunen verſetzen, — wie kann ich verlangen, daß Du die Vortheile eines Namens kennſt. Du biſt auf einem Boden geboren, wo der Name Nichts — das Geld Alles gilt! aber verlaß erſt einmal dieſes gewerbtreibende, gewinnſüchtige Amerika, dieſes nur für den Handel lebende und athmende Land, komme nach Europa, betritt Dein Vaterland, — lerne die Vorrechte alter Adelsfamilien kennen und dann wirſt Du empfinden, was es heißt, einen Namen zu beſitzen.“

Waldemar fielen bei dieſen Worten ſeines Va-

ters verſchiedene Unterredungen ein, die er mit dieſem über den Adel geführt; er entſann ſich, wie oft Jener den Saamen des Ahnenſtolzes in ſeine Bruſt zu ſtreuen bemüht geweſen; erinnerte ſich auch ſeines durch derartige Geſpräche angeregten Wunſches: „ein Sproſſe ſolch alten Geſchlechtes zu ſein.“ Sich für die Idee plötzlich begeiſternd: „eine Reihe edler Ahnen im fremden Lande zu beſitzen, einer alten berühmten Familie anzugehören“, rief er lebhaft:

„Du meinſt, ich könne die Vortheile nicht erkennen, die ein Name von guten Klange bietet? — o nein Vater, da irrſt Du! ich glaube, Du haſt mir nicht umſonſt mit Beredtſamkeit die Vorrechte des Adels geſchildert, denn es erfaßt mich, wie ſchon oft, plötzlich die brennende Sehnſucht, ſolchen Namen zu führen, der gewiß tauſendfaches Glück bieten, — der eine Quelle reichſten Segens werden kann!“

Der Anblick einer weiblichen Geſtalt entriß Waldemar den neuen Anſchauungen, die wie Meereswogen ihm entgegenfluteten; er erkannte Hope Barwing. Sie ſchritt geſenkten Hauptes langſam durch den Laubgang, auf ihn zu; ihr ſchönes Antlitz trug

Spuren frisch vergossener Thränen — Spuren heftigen Schmerzes.

„Hope! Hope!“ rief Waldemar, bei dem Anblick Alles vergessend; sie blickte auf, sah ihn, ein Sonnenstrahl des Glücks erhellte ihre umdüsterten Züge; er eilte ihr entgegen, umschlang sie mit ungestümer Leidenschaft und wortlos — keines Lautes mächtig — duldete sie nicht allein seine Umarmung, sondern erwiederte mit Feuer seine glühenden Küsse. Mit feierlichem Schwure leistete Hope Barwing auch das Gelübde ewiger Liebe, ewiger Treue, als Waldemar sie um diesen Eid bat.

„Nun bin ich ruhig, Geliebte!“ rief er zärtlich und freudig, „nun kann Nichts zwischen uns treten das uns zu trennen vermöchte; jetzt bist Du mein!“

„Für Zeit und Ewigkeit!“ setzte Hope ernst und fest hinzu.

Er umschlang sie von Neuen, sie vergaßen Zeit, Ort und Stunde; sie glaubten nur, wie es jetzt sei, müsse es immer und ewig sein, sie dachten nicht im Entferntesten daran, wie schnell im Leben dem Glücke — Leid, der Wonne — Schmerz folgt! —

Mr. Bookhouse, der lange Zeit nicht gewagt, den Austausch von Empfindungen und Worten zu

unterbrechen, nicht den Muth gehabt, zwei Herzen zu ſtören, die im Augenblick der Gefahr ſich rückhaltlos der Seligkeit des gegenſeitigen Beſitzes hingaben, legte endlich leicht ſeine Hand auf die Schulter des jungen Mädchens und ſagte ſanft: „Miß Barwing, ſorgen Sie dafür, daß mein Sohn über die Liebe zu Ihnen nicht eine andere ihm heilige Pflicht vergißt und mir möglichſt bald nachfolgt!“

„Daß Ihr Sohn mein Haus ſofort verläßt, dafür werde ich Sorge tragen, Mr. Bookhouſe!“ rief Barwing, hinter einer Baumgruppe vortretend, die ihn Aller Augen verborgen und ſetzte mit zitternder Stimme hinzu: „Meine Tochter, die ihre eigene Pflicht vergißt, möchte ſchwerlich an die eines Andern denken!“

Bookhouſe würde gern ein Wort zu Gunſten des entſetzten Paares geſprochen haben, wenn ihn Mr. Barwings Anblick nicht belehrt hätte, daß jeder Verſuch, ihn zu verſöhnen, ein vergeblicher wäre; er hielt es für das Angemeſſenſte, ſich zu entfernen. Kaum hatte er den Garten verlaſſen, ſo entriß der erzürnte Vater ſeine Tochter den Armen Waldemars, in denen Hope Schutz ſuchte.

Trotz des Sonnenglanzes, der Alles umher in Licht tauchte und mit Wärme die ganze Atmosphäre durchströmte, wurde es Nacht vor den Augen des jungen Mannes und ein eisiger Hauch wehte über die glühenden Empfindungen seines Herzens, als Mr. Barwing Hope in das Haus führte.

„Was bliebe Dir, wenn man Dich Deiner Liebe wirklich und für ewig beraubte?“ fragte Waldemar sich schaudernd, als er allein war.

In seiner Nähe, in einem an den Zweigen einer Aletris frangans befestigten goldenen Reifen, schaukelte sich der Lieblingspapagei Hope Barwing's und schrie mit lautem schrillendem Ton den ihm sehr geläufigen Namen der indianischen Zofe seiner Herrin. Diese hieß: „Namä.“ Tausendfach hatte Waldemar diesen Ruf gehört und welch tiefen Eindruck machte er doch in der Sekunde auf ihn, als er gleichsam als Antwort auf seine entsetzliche Frage ertönte! —

„Sollte das ein Ruf meines Geschicks sein?“ sprach er leise vor sich hin, indem er an die Worte seines Vaters dachte. „Nein, nein!“ rief er laut, — „ein Name würde mich nie über den Verlust meiner Liebe trösten können! — Von welch hohem

Werth auch ein Name ſein mag, — die Liebe iſt ein Juwel von noch viel größerem Werthe und der Beſitz eines treuen, uns ergebenen Herzens, geht weit — endlos weit hinaus über den Beſitz eines der edelſten — berühmteſten Namen der Welt!“

Zweites Kapitel.

Im Jahre 1801, als Knabe von vier Jahren, war Mr. Waldemar Bookhouſe — Vater des jungen Waldemar — mit ſeinen Eltern nach Amerika gekommen; dieſe hatten bis zu jener Zeit in der Schweiz gelebt, wo ihre Familie ſich im Jahre 1760 angeſiedelt. Die Unruhen, welche in Folge der franzöſiſchen Revolution in der Schweiz ausgebrochen, waren Grund ihrer Ueberſiedelung nach der neuen Welt geweſen und gleich den übrigen ſchweizeriſchen Auswanderern, welche, wie ſie, Ruhe jenſeits des Oceans geſucht, kauften ſie ſich in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika an. Stete Kränklichkeit der Mſtr. Bookhouſe, die an Feld- und Gartenarbeit nicht gewöhnt, zwang ihren Mann, die Landwirthſchaft aufzugeben und von Neuen das Gewerbe zu ergreifen, welches ihn bereits in der Schweiz

ernährt und das er von seinem verstorbenen Vater erlernt.

Im Jahre 1807 begab er sich nach New-York und etablirte sich dort mit dem kleinen Reste seines baaren Vermögens als Uhrmacher; er war nicht allein ein fleißiger und geschickter Handwerker, sondern ein sparsamer, ordentlicher Mann. Rastloser Fleiß, unermüdliche Thätigkeit brachten ihn voran und einige Jahre später konnte er ein eignes Haus beziehen, sein Geschäft vergrößern. Im Jahre 1811, als sein Knabe vierzehn Jahre zählte, nahm er ihn unter die Zahl seiner Lehrlinge auf.

Mit sichtlichem Widerstreben betrat Waldemar Bookhouse die Werkstatt; unter heißen Thränen verrichtete er die ersten Arbeiten und schon nach wenigen Tagen beschwor er seinen Vater: „ihn nicht Uhrmacher werden zu lassen, ihn nicht zu einem Handwerk zu zwingen.“

Dieser einfache Wunsch machte auf den Uhrmacher einen so tiefen, seltsamen Eindruck, daß keiner seiner Gesellen den sonst so ruhigen Meister begriff; Allen, die den Fleiß und die Lernbegierde des Knaben kannten, erschien seine Bitte: noch ferner die Schule besuchen zu dürfen, so natürlich, so gerecht-

fertigt. Mit welch heißen Schmerz aber auch der für seinen Stand anscheinend so blind eingenommene Handwerker, die Vorliebe seines Sohnes für die Wissenschaften gewahrte, liebte er diesen begabten Knaben, der sein einziges Kind war, doch zu sehr, um ihm einen so lebhaft ausgesprochenen Wunsch versagen zu können; er knüpfte an die Erfüllung desselben nur die eine Bedingung: daß Waldemar seine Mußestunden in der Werkstatt zubringen solle und dort unter seiner Anleitung arbeiten.

Niemand entging, mit welcher Lust, mit welchem Eifer der Knabe sich geistig beschäftigte, mit welcher Trägheit, welcher Trauer er in der Werkstatt arbeitete; er war wie verwandelt, sowie er mechanisch thätig sein mußte und ihm die Kunst des Handwerks gelehrt wurde. Im Laufe der Zeit wuchs die Liebe zum Lernen in seiner Brust und oft bedurfte es der ganzen Strenge und Entschiedenheit des Vaters, den geistig so regsamen Knaben an die Werkstatt zu fesseln. Mr. Bookhouse sah endlich ein, einen bedeutenden Fehlgriff begangen zu haben, sein Kind, das er für den Handwerkerstand bestimmt hatte, so lange nach eigener Neigung mit Dingen beschäftigen zu lassen, die mit dessen künftigen Be-

rufe in durchaus keinem Zusammenhange standen; er war ein fester entschiedener Mann, kurz von Worten, aber schnell und energisch bei der That. Als er sich nach und nach überzeugte, daß sein Sohn einzig den Wissenschaften huldigte und das Handwerk verabscheute, verbrannte er eines Tages dessen sämmtliche Bücher und Papiere; ernst und eindringlich, wie er bis dahin noch nie mit seinem Kinde gesprochen, befahl er ihm: „fortan von Morgens bis Abends in der Werkstatt zu sein.“ Der Jüngling war durch seines Vaters grausame Handlung wie vernichtet; — lautlos starrte er in die lodernden Flammen, die schnell und schonungslos den Ertrag mancher Stunde angestrengten Nachdenkens und unermüdlichen Fleißes zerstörten, und als das Feuer erloschen, die Glut des Aschenhaufens erstorben, blickte er lange Zeit seinen Vater an. Ruhig hielt dieser den Blick aus und rief ihm mit fester Stimme zu: „Nun an die Arbeit, die unsere Bestimmung ist!“

Der Jüngling folgte dem Befehle, ging in die Werkstatt, doch ohne sich zu regen und zu rühren saß er Tage lang an dem ihm angewiesenen Platze. Sein Vater bat ihn Anfangs, zu arbeiten, später

ſchalt er, befahl, es zu thun und zuletzt drohte er mit Schlägen — und führte ſelbſt eines Morgens, von Zorn hingeriſſen, die Drohung aus; aber wirkungslos prallte an ſeinem Sohne, wie an einem unerſchütterlichen Felſen, jeder Verſuch ab, ihn zur Arbeit zu zwingen.

Wochen vergingen und die Scenen des Kampfes und der Erbitterung nahmen kein Ende; verzweiflungsvoll verließ der Vater eines Abends nach nochmaligem Sturm auf das Herz ſeines Sohnes die Werkſtatt, zornig ſchlug er die Thür hinter ſich zu, doch ſie ſprang, ohne daß er es bemerkte, wieder auf. Der in der Werkſtatt ſitzende Jüngling hörte ſeinen Vater in der heftigſten Aufregung ſeiner Mutter die Worte zurufen: „In unſerm Sohne ſteckt der rein ariſtokratiſche Sinn ſeiner Vorfahren, der mit Verachtung auf den Handwerkerſtand herabſieht! Nur der Teufel des Hochmuths hat ihn erfaßt! er will den vornehmen Herrn ſpielen, und ein Gewerbe zu treiben, iſt er zu ſtolz. O, daß ich das an dem Enkel des Mannes erleben muß, der in hochherziger Weiſe Alles opferte und einfacher Bürger, ſchlichter Handwerker wurde! Dieſer Enkel ſoll und muß aber in die Fußtapfen ſeines Großvaters

treten und Gott wird mir beistehn, meinen geleisteten Eid zu halten."

Diese Worte machten einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf den aufmerksam Lauschenden, sie erschütterten mächtig sein ganzes Wesen, sie tönten laut — zu seinem ewigen Unheil — in seiner Seele wieder! — — — —

Kein Schlaf kam in der Nacht, die dem Ausspruch jener inhaltschweren Worte folgte, in des jungen Mannes Augen. In dem Meere unermeßlicher Seligkeit, mit der den hochstrebenden Jüngling der Gedanke erfüllte: „vornehmer Abkunft zu sein —" ging das Weh unter, das sein Vater ihm durch das Verbrennen seiner Bücher und Papiere zugefügt hatte. Unaufhörlich beschäftigte ihn die Idee, auf welche Weise er mehr und Näheres über die frühern Verhältnisse seiner Familie erfahren könne. Als bestes Mittel zur Erreichung seines Zweckes erschien ihm eine Versöhnung mit seinem Vater und er entsagte daher in der nächsten Zeit seinem Trotze und begann zu arbeiten.

Voll Freude und Ueberraschung sah der Vater diese veränderte Gesinnungs- und Handlungsweise und mit Stolz blickte er bald auf seines Sohnes

mechaniſches Talent; nur mitunter, wenn dieſer zu raſtlos arbeitete, fragte er ſich: „Was hat ihn ſo gänzlich umgeſtimmt?“

Nach zweijähriger Arbeit geſtand der alte Meiſter ſeinem Kinde, ihm nichts mehr lehren zu können und warme Lobſprüche überſtrömten den eifrigen jungen Handwerker.

„So biſt Du alſo mit mir zufrieden, Vater?“

„Vollkommen! Du haſt Alles, was Du durch Deine anfängliche Weigerung verbrochen, hinlänglich wieder gut gemacht.“

„Möchteſt Du Deinen Sohn nicht für das Dir gebrachte Opfer belohnen?“

„Wenn Du es nicht in dem Bewußtſein finden ſollteſt, Deine Pflicht gethan zu haben, will ich Dir geben was Du verlangſt, wenn es etwas Erreichbares für mich iſt.“

„Das iſt's! Es koſtet Dich nur ein paar Worte.“

„Wenn ich ſie ausſprechen kann, ſollſt Du ſie hören.“

„Sage mir, was unſere Vorfahren waren!“

Der Vater erſchrak, faßte ſich aber ſchnell und erwiderte ruhig: „Mein Vater war ebenfalls Uhrmacher.“

„War dessen Vater auch Handwerker?“

Niemand war die Lüge verhaßter, wie dem alten Mr. Bookhouse. Er konnte kein unwahres Wort über seine Lippen bringen und obgleich eine Nothlüge augenblicklich seine Rettung gewesen wäre, verschmähte er sie doch als unredliches Mittel und gestand offen: „Nein, die Vorfahren meines Vaters waren keine Handwerker!“ dann aber setzte er kurz und entschieden hinzu: „Seine Nachkommen sollen jedoch nur Das oder einfache Ackerbauer sein! Er bestimmte es, nahm mir vor seinem Tode einen Eid ab: seinen Willen zu achten und zu befolgen und — ich werde mein verpfändetes Wort halten!“

Vergeblich drang der Sohn in den Vater, ihm mehr zu sagen; er erhielt keine weiteren Aufschlüsse, — Trübsinn und Schwermuth bemächtigten sich seit der Zeit des Jünglings und obgleich er den Pflichten des ihm aufgedrungenen Berufes auch in der Folge nachkam, bemerkten doch seine Eltern, daß ihm die Erfüllung derselben von Tag zu Tag schwerer und drückender wurde.

Um dem Stolze seines Sohnes mehr Nahrung zu geben und seinen Arbeitseifer, der nach und nach gänzlich erkaltet war, wieder von Neuem an-

zuſeuern, übertrug Mr. Bookhouſe ihm das Geſchäft. Dieſes Mittel, ihn aus ſeiner Lethargie zu reißen, ſchlug fehl; aber mit Freuden ſahen die Eltern, daß endlich ein anderer Gegenſtand ſein Intereſſe in Anſpruch nahm und dieſer ihn von der fixen Idee, das Geheimniß ſeines Vaters zu ergründen, abzog.

Den Theil ihres Hauſes, den ſie ſtets vermietheten, bezog im Jahre 1817 eine aus Deutſchland ausgewanderte Officierswittwe mit ihren beiden Töchtern. Frau von Reichenbach, wie die Wittwe hieß, legte einen Putzladen an und ihre Töchter unterſtützten ſie kräftig bei ihrem Unternehmen; die jüngſte der Töchter, die ſiebzehnjährige Adele, war ein auffallend ſchönes und anziehendes Mädchen; ſie wurde dem jungen Bookhouſe gefährlich und die Liebe zu ihr erfüllte bald ſo ſein Herz, daß er darüber alle ehrgeizigen Träume vergaß. Sein Vater, der es ſehnlichſt wünſchte, ihn verheirathet zu ſehen, redete ihm ſehr zu, trotzdem Adele von Reichenbach ein ganz armes Mädchen war, der Stimme des Herzens zu folgen und Bookhouſe warb um ſie.

Der ſtete Ernſt und tiefe Trübſinn, der ſeit langer Zeit auf des jungen Mannes Stirne gelagert, ſchwand, als er der Gatte Adelens war; die Wol-

ken der Schwermuth legten sich aber nach einigen Jahren nicht allein wieder über sein Antlitz, sondern umschatteten dunkler denn je seinen Geist, als das Schicksal ihn in einer Beziehung hart verfolgte. Der Tod entriß ihm binnen kurzer Zeit seine drei Knaben, an denen sein ganzes Herz gehangen.

Vor der Taufe dieser Knaben hatte sein Vater ihn jedesmal gebeten, sie Waldemar zu nennen und der alte Bookhouse erneuerte diese Bitte, als Adele im Frühling des Jahres 1823 abermals einem Knaben das Leben gab. Eindringlich setzte er hinzu: „Folge diesesmal meinem Rathe, lieber Waldemar, und gieb Deinem Sohne den Namen, den wir Beide tragen und Du wirst sehen, das Kind bleibt am Leben.“

Mit trübem Lächeln antwortete dieser: „Meinst Du denn, daß der Name ihn vor dem Tode schützen könnte?“

„Wenn auch nicht schützen, so mich doch beruhigen, daß wir einer alten Familiensage nicht zuwider handeln.“

Lebhaft blickte der junge Mann empor; doch als sein Vater kein weiteres Wort hinzufügte, sprach er

düſter: „Ich kenne dieſe Sage nicht, kann ſie alſo nicht beachten.“

„Du brauchſt ſie auch nicht weiter zu wiſſen, nenne nur Deinen Sohn Waldemar, und Du wirſt die Folgen dieſer That erkennen.“

„Ich mag den Namen nicht!“

„Wenn er Dir auch nicht gefällt, ſo thue es mir zur Liebe, Dein Kind ſo taufen zu laſſen!“ ſprach der alte Mann dringend.

„Nenne Du mir den frühern Namen unſerer Familie und Dein Wunſch ſoll erfüllt werden!“ entgegnete Waldemar Bookhouſe beharrlich.

„Das kann — das darf ich nicht!“

„So ſage mir wenigſtens unſer Vaterland! Waldemar iſt ein deutſcher Name, Bookhouſe hingegen hat engliſchen Klang! iſt nun Deutſchland oder England unſere Heimath? —“

Nach einigem Zögern entgegnete der Vater: „England!“

„Iſt das wirklich wahr? Glaubſt Du das feſt?“

„Ich grübelte nie darüber, ſondern hielt mich ſtets einfach an die frühern Ausſagen meines Vaters, der England unſer Vaterland nannte.“

„Frühere Aussage? — Sagte Dir Dein Vater später nichts Anderes? —“

„Waldemar, sei kein Kind! — Du bist jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, kannst daher endlich eingesehen haben, daß, wenn ich hätte reden wollen und können, ich längst Deinen Wunsch erfüllt haben würde! Etwas Wichtiges muß mich wohl verhindern, es zu thun. Sprich also nie mehr davon; jedes Wort darüber ist doch vergeblich! — sage mir übrigens, woher Du vermutheſt, daß unsere Vorfahren etwas Anderes als wir waren.“

Der junge Bookhouse gestand, was er vor Jahren durch Zufall erfahren — was er nie vergessen hatte, — nie vergessen wollte und konnte! Sein Vater verwünschte innerlich seine Unvorsichtigkeit; gedankenvoll verharrte er einige Augenblicke in tiefem Schweigen und sagte dann ernst: „Ich komme jetzt noch einmal auf den vorhin angeregten Gegenstand zurück, Deinem Knaben den Namen Waldemar zu geben. Um Dich, wie ich hoffe, dazu zu bestimmen, theile ich Dir mit, daß Dein Großvater dasselbe Schicksal wie Du hatte, er verlor fünf Kinder, denen er andere, als die in seiner Familie erblichen Namen gegeben und als ich — sein letztes Kind —

ihm ihm Jahre 1767, im neunzehnten Jahre seiner Ehe, geboren wurde, flehte ihn, wie er mir später mitgetheilt hat, seine Frau an: mir den Namen Waldemar — seinen alten Familiennamen — zu geben. Um ihren oft ausgesprochenen Wunsch endlich zu erfüllen, ließ er mich Waldemar taufen. — Er glaubte, wie er sagte, nicht, daß mich der Name vor dem Tode geschützt habe, meinte aber, man könne zur Beruhigung Derjenigen, die wie seine Frau, Werth auf alte Familientraditionen legten, die Bedingungen erfüllen, die sich hie und da an Namen knüpfen und an alte Geschlechter reihen. — Seit Jahrhunderten ist es nun, wie er mir erzählte, in unserer Familie Gebrauch gewesen, den erstgeborenen Sohn Waldemar zu nennen und verschiedene Beispiele haben den Beweis geliefert, daß der Knabe, wenn er einen andern Namen erhalten, gestorben ist. Ich legte auch Werth auf alte Familiensagen, ließ Dich Waldemar taufen und bitte Dich inständigst: Deinem Knaben ebenfalls diesen Namen zu geben!"

„Redest Du dem Aberglauben das Wort, Vater, so kann ich Dir erwidern, daß deshalb vielleicht auch ein böses Verhängniß auf unserer Familie ruht,

weil wir unſern uns zuſtehenden Namen nicht mehr führen.“

„Auf unſerer Familie ruht kein böſes Verhängniß!“ rief der ältere Bookhouſe heftig. „Mein Vater hat ein langes, zufriedenes und glückliches Leben geführt, mir iſt es ſeit länger als funfzig Jahren gut ergangen und auch Dir würde Nichts mangeln, wenn Du Dich der unnützen Grillen entſchlügſt und der fixen Idee entſagteſt, einen andern Namen haben zu wollen.“

Erregt verließ der alte Mann ſeinen Sohn. Dieſer blieb eine Weile ſeinen düſtern Gedanken überlaſſen; dann trat ſeine Schwiegermutter zu ihm. Auf ihr Befragen nach dem Grunde ſeines Trübſinns theilte er ihr die mit ſeinem Vater gehabte Unterredung und ſeine Wünſche mit; Frau von Reichenbach war eine praktiſche vernünftige Frau, die keinen Werth auf Außendinge legte. Ruhig ſagte ſie: „Einfach einen alten Namen zu beſitzen, würde Sie nicht glücklicher machen und Ihnen weder in England noch Deutſchland große Vortheile bieten, wenn Sie nicht zugleich die Mittel hätten, ſeinen Glanz aufrecht zu erhalten oder dieſen von

Neuem aufzufrischen, wenn er vielleicht im Laufe der Zeit erblichen sein sollte."

„Ich will den Namen aber endlich wissen!" rief der junge Mann in so heftiger Erregung, daß Frau von Reichenbach erschrak; sie entsetzte sich noch mehr, als sie späterhin tiefere Blicke in den stolzen hochmüthigen Sinn ihres Schwiegersohns warf, und einsah, welch eine Fülle furchtbarer gewaltiger Leidenschaften unter der ruhigen Außenseite seines Wesens verborgen lag. — Eigensinnig beharrte er auf seinen Willen: seinen Knaben nicht „Waldemar" zu nennen, und mit Entschiedenheit erklärte er: „Nennt mir mein Vater nicht den andern Namen, so wird das Kind „William" getauft."

Der alte Mr. Bookhouse fügte den wahren Familiennamen nicht zu Waldemar hinzu und der Knabe wurde nach dem Willen seines Vaters William genannt.

War es ein Verhängniß oder ein reiner Zufall, das Kind aber starb nach wenigen Wochen. — In dem Hause waltete seit der Stunde der Geist des Unfriedens und trübe und schwer schlich die Zeit dahin, unter dem bösen Drucke einer allgemeinen Verstimmung.

Nach dem Tode des Knaben lebte Waldemar Bookhouſe in der tiefſten Zurückgezogenheit ſeines kleinen Zimmers, in dem er nach und nach einen neuen reichen Schatz von Büchern aufgehäuft hatte; die berühmteſten deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Claſſiker waren in ſeiner Bibliothek vertreten, welche in gleichem Verhältniß reich an den verſchiedenartigſten wiſſenſchaftlichen Werken.

War es ſeinem Vater auch jetzt noch immer höchſt unangenehm, daß er faſt unausgeſetzt den Studien oblag und bekümmerte es ihn tief, daß er ſein Geſchäft gänzlich vernachläſſigte, ſo ſah er doch ein, Nichts mehr dagegen thun zu können. Die Zeiten, wo er ihm die Bücher verbrennen und ihn zur Arbeit zwingen konnte, waren längſt vorüber. —

Im Jahre 1825 wurde Bookhouſe abermals Vater eines Knaben. Allen fiel die Freude auf, welche die Nachricht empfingen, daß ihm ein Sohn geboren ſei; er beſtimmte ſofort, daß er Waldemar heißen ſolle und ſeiner Frau geſtand er: wie heftig und bitter ſeine Reue geweſen, bei dem letzten Kinde ſo eigenſinnig auf ſeinem Willen beharrt zu haben. Täglich bat er Gott auf das Inbrünſtigſte, ihm das Kind am Leben zu erhalten und heimlich fügte

er dem erſten Gebete der Art das Gelübde hinzu: „für dieſen Knaben ſeinen frühern Familiennamen zu erſtreben.“ Zu dieſem Zwecke erneuerte er häufig die Bitte gegen ſeinen alten Vater, ihm Aufklärung über ihre frühern Familienverhältniſſe zu geben; doch ſo beharrlich der Sohn auch bat, ſo beharrlich verweigerte der Vater jegliche Auskunft.

Das beſſere Einverſtändniß, das ſeit der Geburt des kleinen Waldemar in der Familie geherrſcht, verſchwand wiederum bei den neuen Stürmen des alten Kampfes zwiſchen Vater und Sohn. Das Geſchäft kam unter der ſchlechten Leitung des Letztern aber täglich mehr in's Stocken und die Abnahme der Einkünfte wurde ebenfalls Veranlaſſung zu mancher unangenehmen Erörterung. Als der Verdienſt vollſtändig abgenommen, ein Kunde nach dem andern fortblieb, machte der Vater dem Sohne den Vorſchlag, ſich lieber gänzlich aus dem Geſchäfte zurückzuziehen und es ihm wieder zu überlaſſen. Jener war damit völlig einverſtanden, zog ſich ganz in die Einſamkeit ſeines Studirzimmers zurück und lebte mit ſeiner Familie von der kleinen, aber ausreichenden Revenue der früheren Erſparniſſe ſeines Vaters.

Vier Jahre nach der Geburt Waldemar's beſchenkte Adele ihren Mann mit einem Mädchen.

Am Tauftage fragte der Vater des Kindes, der die letzte Zeit in der düſterſten Stimmung geweſen war, ſeinen Vater, ob die Mädchen in ihrer Familie auch beſondere Namen gehabt hätten.

„Man nannte die älteſte Tochter Gertraud!“ lautete die lakoniſche Antwort.

Das Mädchen wurde Gertraud getauft und an ihrer Wiege ſprach am Abend des Tages ihr Vater laut und feierlich das Gelübde aus, das er nach der Geburt ſeines Sohnes im Geheimen geleiſtet. Mit Entſetzen vernahm die Mutter des Kindes dieſe Worte und eine dunkle Ahnung, daß dieſes Gelübde ihr häusliches Glück vollſtändig zerſtören würde, durchflog ihren Geiſt.

Bald ſollte ihre trübe Ahnung ſich verwirklichen.

Bockhouſe, der in dem letzten Jahre keine Frage in Bezug des frühern Namens an ſeinen Vater gerichtet, fragte ihn nun plötzlich eines Abends, wenige Wochen nach der Taufe ſeiner Tochter, ob er ſein Geheimniß mit ſich in's Grab nehmen werde.

Ernſt entgegnete der alte Mann: „Ich thäte es

gern, denn ich ſehe voraus, daß, wenn ich rede, Dein Unglück herbeigeführt wird; doch da ich meinem Vater auf dem Sterbebette gelobt habe, meinen Nachkommen vor meinem Tode unſere frühern Familienverhältniſſe zu offenbaren, werde ich mein Wort halten."

„Vielleicht werde ich ſie dennoch nicht erfahren!" lautete die düſtere Entgegnung.

„Ich breche mein Wort nicht, verlaß Dich darauf, Waldemar. Vor meinem Tode ſage ich Dir den wahren Namen unſerer Familie."

„Wer weiß, ob ich bei Deinem Tode zugegen ſein werde! Ich habe nämlich den feſten Entſchluß gefaßt, wenn Du mir jetzt nicht endlich den Namen nennſt, dann mit dem nächſten Schiffe nach Europa zu reiſen und dort, in Deutſchland und England, Nachforſchungen nach unſerer Familie anzuſtellen.

„Fähig zu ſolch wahnſinniger That halte ich dich wohl, denke aber zugleich, Du wirſt als Ehrenmann handeln und Weib und Kind nicht verlaſſen."

„Ich verlaſſe ſie, um ſie in ihre alten Rechte einzuſetzen."

„Waldemar, Du kannſt, Du darfſt das nicht thun!"

„Vater, ich bin Mann genug, um zu wiſſen, was ich kann und darf.“

„Gut! — Reiſe! — Vergeude mein mühſam erſpartes Geld und — kehre als Bettler zurück!“ rief der alte Bookhouſe heftig.

„Fluchſt Du mir, wie damals, als ich nicht Uhrmacher werden wollte?“ fragte der Sohn voll Bitterkeit.

„Nein! — Tauſendfachen Segen rufe ich auf Dich herab und vielleicht entreißt er Dich dem Unglück, das Du Dir in thörichter Verblendung bereiten willſt.“

Kein Bitt-, kein Flehenswort hielt den jungen ehrgeizigen Bookhouſe von ſeinem Vorhaben zurück. Er reiſte! — reiſte, ohne das mindeſte Sichere zu wiſſen, ohne den geringſten weitern Anhaltspunkt zu haben, als die feſte Vermuthung: daß weil Waldemar und Gertraud deutſche Namen waren und ſie, wie ſein Vater ihm geſagt hatte, in ſeiner Familie gebräuchliche Namen geweſen, ſeine Vorfahren aus Deutſchland ſtammen müßten. Die Stimme der Hoffnung flüſterte ihm ſchmeichelnd zu, daß er in jenem Lande bald Näheres über ſeine frühern Familienverhältniſſe erfahren würde. Fürchtete er auch

wohl einen einzigen Augenblick, dort nicht an das Ziel seines Wunsches zu gelangen, tröstete ihn im andern Momente der Gedanke, daß seine Großeltern lange Zeit in England und der Schweiz gelebt und es also möglich sei, daß er da Auskunft erhalte.

Freudigen Muthes schiffte sich Bookhouse nach Europa ein. Auf der Ueberfahrt traf ihn das erste Unglück; das Schiff, auf dem er sich befand, strandete und der Theil der Mannschaft und am Bord befindlichen Passagiere, der sich rettete, rettete nichts als das Leben. Bookhouse befand sich unter dieser kleinen Anzahl. — Seine Sachen, die Summe Geldes, welche er mit sich genommen und die der Ertrag langjährigen Fleißes seines Vaters gewesen, — das Alles war in dem weiten unendlichen Wassergrabe versunken, dessen Fluthen schon so Vieles verschlungen.

Vollständig mittellos kam Bookhouse nach Europa; dennoch war er überglücklich, als sein Fuß den Boden des Welttheils betrat, in dem sein Vaterland lag und innig dankte er Gott, ihn an das erste Ziel seines Strebens geführt zu haben. Da er anfangs seinen Angehörigen nur die traurige Nachricht zu geben hatte, daß er gänzlich verarmt war, wurde ihm der Brief unendlich schwer; und er entschloß

ſich daher, nur kurz ſeine Ankunft zu melden und alles Andere zu übergehen.

In Bremen, wo er zuerſt blieb, gewann er durch Sprachunterricht Mittel zum Leben und zum Reiſen, durchzog dann Deutſchland nach verſchiedenen Richtungen, wandte ſich nach der Schweiz, ſpäter nach England und kehrte nach Jahren wieder nach Deutſchland zurück. Bald war das einſt ſo verſchmähte Uhrmacherhandwerk ſeine Erwerbsquelle; dann erhielt er wiederum durch Unterrichtertheilen Mittel zu weiterer Forſchung.

Unabläſſig arbeitete er auf den einen Zweck hin, ſeinen wahren Namen zu ergründen, unverdroſſen bemühte er ſich immer wieder von Neuem, das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen — das erträumte und erſehnte Reſultat ſeiner Mühe, Arbeit und Anſtrengung blieb aus! — — Hie und da fand er einen kleinen Anhaltpunkt, der ihm Muth gab, ſeine Forſchung weiter zu verfolgen; hin und wieder fiel ein neuer Hoffnungsſtrahl in ſeine oft verzweifelnde Seele — glaubte er aber, das Ziel ſeines raſtloſen Strebens erreicht zu haben, ſo überzeugte ihn oft ſchon der nächſte Schritt zur Erlangung ſeines Zweckes, — daß er einem Phantome nachgejagt war.

Gleich der Fata Morgana in der Wüste tauchte von Zeit zu Zeit ein blendendes und in magischer Beleuchtung wunderbar strahlendes Zauberbild vor ihm auf; jedoch trat er dieser verlockenden Erscheinung näher und faßte er sie schärfer in's Auge, so zerrann die schöne Vision vor seinen Blicken und aus den zerfließenden Nebelmassen flüchtiger Illusionen starrte ihn dann nur zu oft die entsetzlichste Wirklichkeit an.

Zehn Jahre vergingen in diesem rastlosen Streben, etwas Unerreichbares zu erreichen! — — Was hätte Bookhouse mit dieser Energie, dieser Ausdauer, dieser Opferwillfährigkeit erreichen können, wenn er sich ein erreichbares Ziel gesetzt hätte? — — So hatte er viele Jahre seines Lebens in vergeblichen Ringen und nutzlosen Kämpfen vergeudet und nicht selten bei seinen Bemühungen Spott und Hohn eingeerntet.

Nach zehn Jahren — am Jahrestage seiner Ankunft in Europa — als er abermals nichts als das Leben besaß — Alles — sein Letztes an eine Entdeckungsreise gewendet, die ihm ebenso wenig, als alle frühern, eingetragen hatte, — da überdachte er einmal ernstlich das Resultat seiner Forschungen.

Es war ein troſtloſes und er ſchauderte! — — An Geiſt und Körper gebrochen, fühlte er ſich matt, krank, elend, verzweifelt und eine entſetzliche Bitterkeit gegen Welt und Menſchen erfüllte ſeine Seele.

„Kehr' zurück!" rief ſein guter Engel, der ſo lange in ihm geſchwiegen — geſchwiegen hatte, — weil er von den böſen Geiſtern verdrängt geweſen, die ſich des Menſchen in ſchwachen Stunden bemächtigen, ihn ſo dicht umringen, ſo feſt umgarnen, daß nur ein Gott ihn zu erretten vermag, — erretten würde, wenn ſich der Menſch nicht gerade in ſolchen Lebenslagen immer weiter von ihm abwendete und nur der lockenden Stimme des Böſen folgte! —

„Kehr' zurück!" — Der tiefgebeugte, verzweifelte Bookhouſe ſchauderte auch anfangs bei dieſem Zuruf; doch je öfter er in ihm ertönte, deſto ſchöner erſchien ihm der Gedanke, der mahnenden Stimme zu folgen. Er ſah ſein Weib und ſeine Kinder am fernen Ufer des Atlantiſchen Oceans, ſeiner Rückkehr harrend, ſtehn. — In ſo weiter Entfernung ſich dieſes Bild ihm auch zeigte, — ſeine lebhafte Phantaſie malte es mit zu glühenden, zu leuchtenden Farben, als daß er es nicht deutlich hätte ſehen können; es erſchien ihm immer wieder und — immer ſchöner, je

häufiger er es erblickte; es war als zögen die sehnsuchtsvoll nach ihm ausgebreiteten Arme ihn hinüber, — hin zu der Stätte, wo man ihn mit den süßesten Namen des Lebens und der Liebe rief, — wo man ihn „Gatte," „Vater" nannte und wo er außerdem einen geachteten Name besaß, nach dem er in Europa vergeblich suchte. — — —

Immer fester wurde der Entschluß in Mr. Bookhouse's Seele, der fixen Idee, die ihn vom heimathlichen Heerde vertrieben und hinaus in die weite Welt, über Land und Meer gejagt hatte, zu entsagen und nicht mehr nach dem wahren Namen seiner Familie zu forschen; er arbeitete nun mit Eifer darauf hin, sich die Mittel zur Heimkehr zu erwerben, und nach ungefähr einem Jahre war er durch anhaltenden Fleiß in den Besitz der zur Reise nöthigen Summe gelangt.

An die Seinigen hatte er während des ganzen langen Zeitraums seiner Abwesenheit nur noch einmal geschrieben; auch nur einmal hatte er Nachricht von ihnen erhalten, da er es absichtlich unterlassen, ihnen seine Adresse anzugeben. In diesem einen Briefe aus der Heimath war er von seiner Frau, seinen Eltern angefleht worden, zu ihnen zurückzu-

kehren. Unverrichteter Sache heimzukommen, war Bookhouse damals als Unmöglichkeit erschienen und so wußte er denn, als er endlich an die Rückreise dachte, nicht das Geringste von seiner Familie und auch die Seinigen kannten nichts von seinen Schicksalen. Die Hoffnung auf ein Wiedersehn hatte indessen stets in Aller Seelen gelebt.

Nach elfjähriger Abwesenheit von der Heimath trat Bookhouse auf dem Dampfschiff „Germania" die Reise nach der neuen Welt an. Mit welchen Gefühlen näherte er sich diesem Erdtheile, der Alles enthielt, was seinem Herzen theuer war! — — wie so ganz anders kehrte er zurück, als er gekommen! — — — an tausend Illusionen und Hoffnungen ärmer — an tausend traurigen, bittern Erfahrungen reicher! — — —

Seine Augen wurden feucht, als die Küste Amerika's — jener lange flache Landstrich von Long-Island zum erstenmale wieder vor seinen Blicken auftauchte; eine seltsame Weichheit bemächtigte sich seines durch Leid und Kummer verhärteteten Herzens; alles Weh der letzten langen Jahre versank vor den lachenden Bildern der Gegenwart — und die düstern Schatten der Vergangenheit schwanden vor dem

ſtrahlenden Glanze des Lichts, mit dem ſeine Phantaſie alle Träume der Zukunft umwob.

Laut und lauter klopfte ſein Herz als nach und nach immer klarer, immer deutlicher aus den Nebelmaſſen der Ferne, die üppig grünen Fluren von Staten-Island mit ihrer herrlichen Waldespracht und die lieblich lachenden Ufer New-Jerſeys hervortraten! — Endlich lag es vor ihm in blendender Pracht das ganze ſchöne großartige Bild ſeiner Heimath! — Wie eilte ſein Blick dem Schiffe, das ihn trug, weit voraus! — längſt ſchon hatte ſeine Sehnſucht das Land erreicht und wonnetrunken ruhte er bereits im Arme ſeiner Lieben, als das Fahrzeug noch langſam die klare Fluth des Stromes durchſchnitt und ruhig an all den buntbewimpelten Schiffen vorbeiſegelte, die im New-Yorker Hafen vor Anker lagen; doch — endlich erreichte auch die „Germania“ ihr Ziel, und landete am Ufer des majeſtätiſchen Hudſon! —

Drittes Kapitel.

Das Geſchäft des alten Mr. Bookhouſe, das einſtmals ſo glänzend gegangen, durch ſeinen Sohn aber in Verfall gerathen, war trotz aller Mühe, die er ſich gegeben, es auf's Neue empor zu bringen, nicht wieder in Aufnahme gekommen.

Der größte Schaden war für ihn damals geweſen, daß gerade zu der Zeit, wo ſein Sohn die Kunden ſchlecht bediente, ſich ihrem Laden gegenüber ein anderer deutſcher Uhrmacher etablirte und dieſer Karl Waltram es ſich angelegen ſein ließ, ihnen den bedeutendſten Abbruch zu thun.

Mr. Bookhouſe zählte bereits zweiundſechzig Jahre als ſein Sohn Amerika verließ; war er auch ſonſt der kräftigſte, geſundeſte Mann, ſo fingen ſchon zu der Zeit ſeine Augen an, etwas ſchwach zu werden und das Uebel nahm im Lauf der Jahre zu; er konnte bald

nicht mehr die feinere Arbeit an den Uhrwerken thun, sein Geselle verstand das aber auch nicht und so ging das Geschäft immer schlechter.

Dieser Rückschritt seines seit einer langen Reihe von Jahren mit Glück getriebenen Gewerbes schmerzte ihn, — noch tiefer bekümmerte ihn der Tod seiner Frau, die drei Jahre nach seines Sohnes Abreise starb; indessen den herbsten, einen fort und fort an seiner Seele nagenden Kummer, bereitete ihm die thörichte Handlungsweise seines einzigen Kindes. — Das Leben in den alten und doch so gänzlich veränderten Verhältnissen seines Hauses wurde ihm nach und nach unerträglich und aus dem Grunde verkaufte er endlich sein Geschäft in New-York und siedelte sich in einer Farm auf dem Lande an. Seine Schwiegertochter und Enkel nahm er mit sich.

Die Farm hatte ein Freund und Landsmann von ihm gegründet, einer von jenen schweizerischen Auswanderern, die im Jahre 1801 mit ihm nach Amerika gekommen waren; sie lag in dem nur achtzehn englische Meilen von New-York entfernten Staate New-Jersey, in der Mitte der beiden Städtchen Newark und Centreville.

Die Nähe von Newark bot Adelen, der Schwie-

gertochter Mr. Bookhouse's die Annehmlichkeit, wieder in nähern Verkehr mit ihrer Schweſter zu treten, welche an dem Orte lebte und mit einem Goldſchmied Namens Durham verheirathet war. Adele Bookhouſe, die überhaupt das Landleben liebte, war mit ihrem Aufenthalt in der Farm ſehr zufrieden; außerdem war die Beſitzung eine der hübſcheſten im ganzen Kreiſe; das Wohnhaus, im Styl der Schweizer Landhäuſer erbaut, machte mit ſeiner von Roſen und grünen Gewinden umrankten Veranda einen überaus freundlichen Eindruck. Vor dem Hauſe war ein ſchöner Blumengarten, Wieſen und Felder dehnten ſich dahinter aus, deren freie, grüne Flächen von blauen Bergen begrenzt wurden; im Hintergrunde der Farm zogen ſich die herrlichſten Wälder hin und umſchloſſen die kleine reizende Beſitzung mit ſchönſten dunkeln Rahmen.

Still, friedlich und ruhig, ſowie Mr. Bookhouſe ſich das Ende ſeiner Lebenstage gewünſcht, lebte er als Farmer; ſeine financiellen Verhältniſſe erlaubten ihm, ſich wenigſtens einige Erleichterung zu verſchaffen und ſo hielt er denn zur Beſtellung des Gartens und Feldes einen Knecht, zur Verrichtung der gröbern Hausarbeiten eine Magd. Seine Schwie-

Tochter stand mit Umsicht der Wirthschaft vor und zugleich leitete sie mit Einsicht und Verstand die Erziehung ihrer beiden Kinder.

Mit heißer Sehnsucht dachten Vater und Tochter stets an den in der Welt umherstreifenden Sohn und Gatten. In den ersten Jahren sprachen sie oft von ihm und gaben sich der frohen Hoffnung seiner Heimkehr hin; doch später, als Jahr an Jahr sich reihte, und er weder kam, noch Etwas von sich hören ließ, vermieden sie von ihm zu reden, um sich gegenseitig das Herz nicht schwer zu machen.

Eine große Sorge war für beide Theile der Gedanke an des heranwachsenden Knaben Zukunft; der Großvater hatte gehofft, daß sich Sinn für die Landwirthschaft in ihm entwickeln würde; jedoch er zeigte dazu ebenso wenig Lust, wie sein Vater einst Lust zum Handwerkerstande gezeigt. Großvater und Mutter wollten ihn zu nichts zwingen; fest hatten sie sich vorgenommen, daß er selbst, wenn er erwachsen sei, sein Schicksal feststellen und sich einen Beruf wählen solle, um ihnen Beiden nicht später den Vorwurf machen zu können, ihn zu Etwas beredet zu haben. Was in ihren Kräften stand, lehrten sie dem Knaben und vorzüglich waren es Sprachen, in

denen sie ihm große Fertigkeit anzueignen wußten.

Waldemar zählte funfzehn Jahre, als sein Großvater ihn eines Tages fragte, zu welchem Berufe er sich entscheiden wolle.

„Ich werde damit warten, bis der Vater kommt!“ lautete die ruhige Entgegnung des Kindes und ernst setzte er hinzu: „was er bestimmt, werde ich thun!“

Den Großvater überraschte diese Entgegnung, er blickte seine Schwiegertochter fragend an; doch diese sagte nichts; ihr Auge hing wie festgebannt an dem lebensgroßen Portrait ihres Gatten, welches ihre Schwester ihr zum Hochzeitsgeschenk gemalt und dessen Besitz einen doppelten Werth für sie erhalten, als ihr Mann sie verlassen hatte.

Es war ein schönes Bild, mit entschiedenem Talente gemalt; ein vom Zauber der ersten Jugendfrische umstrahltes Antlitz schaute mit von Glück leuchtendem Auge und heiter lächelndem Munde aus dem Rahmen hernieder und der Anblick trieb Adelen in dem Momente Thränen in die Augen. — Der Blick ihres Schwiegervaters war noch nicht so umflort, diese Thränen nicht zu bemerken; er trat der Tochter nah und sagte mild: „Habe dasselbe Ver-

trauen wie Dein Sohn, Adele! vielleicht belohnt der liebe Gott Euer treues Harren."

Leise öffnete sich die Thüre; die im Zimmer Anwesenden wandten sich um und es zeigte sich ihnen das reizende Antlitz Gertraud's, auf deren rosigen Wangen ein dunklerer Purpur wie gewöhnlich glühte. Mit bebender Stimme rief sie, „Mama, Großpapa, hier ist Jemand, der Euch sprechen will!"

Der Angekündigte betrat an des Kindes Hand die Stube und stand dem Bilde gegenüber — es war sein Portrait; jedoch war er nur noch der schwächste Schatten desselben und nur das Auge der Liebe konnte in seinen sehr gealterten Zügen die Aehnlichkeit mit denen erkennen, die das Bild des jugendlichen Mannes zeigte. Die im Zimmer anwesenden Personen besaßen aber das Auge der Liebe; — in der Sekunde, wo Gertraud den Fremden ihnen zuführte, erkannten sie ihn auch schon als Gatten, Sohn und Vater, und mit lautem Jubelschrei begrüßten sie den lang Vermißten und endlich Heimgekehrten.

Mr. Bookhouse sagte später zu Frau und Vater: „Verzeiht mir! könnt Ihr es nicht, so will ich Euch meine Erlebnisse erzählen und dann werdet

Ihr mir gewiß nicht allein verzeihen, ſondern mich beklagen!“

Sein Vater und ſeine Frau bedurften aber nicht der Erzählung ſeiner Schickſale — die von Kummer und Schmerz durchfurchten Züge, das düſtere Auge, das gebleichte Haar — Alles vertrieth ihnen klar, was er erduldet, — was er durchgemacht hatte, um einen andern Namen zu erhalten.

Man erließ ihm die Geſtändniſſe; Niemand erwähnte der Urſache der Reiſe und ihrer Folgen — die Vergangenheit wurde vollſtändig begraben! — Auf dieſe Weiſe verlebten Alle die Gegenwart heiterer und glücklicher.

Bookhouſe erholte ſich in der friedlichen Stille und Ruhe des Landaufenthalts; unwillkürlich übte der ihm wieder neue Genuß eines Familienlebens den wohlthätigſten Einfluß auf ſein niederbeugtes Gemüth und eine große Freude gewährte ihm die fernere Ausbildung ſeiner Kinder. Anfangs war es vorzugsweiſe ſein Sohn, dem er ſich widmete und in deſſen Geiſte er den reichen Schatz ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen niederlegte.

Waldemar hatte einen offnen Kopf, ernſten Sinn und viel Eifer. So kam es denn, daß nachdem er

zwei Jahre unter der Anleitung seines Vaters seine Studien fortgesetzt, er für sein Alter einen selten ausgebildeten Geist besaß.

Voll Stolz blickte Mr. Bookhouse auf diesen talentvollen Sohn und fragte ihn seine Frau oder sein Vater: „Was soll Waldemar werden?“ pflegte er mit Ruhe zu antworten: „Was er will! er hat so Tüchtiges gelernt, daß er überall voran kommen muß.“

Welche Hoffnungen knüpfte Mr. Bookhouse nach solchem Gespräche an die Zukunft seines Sohnes! — er sah ihn Stellen im Staate bekleiden, die den von ihm verachteten Namen zu einem der berühmtesten Amerika's machten und malte er sich den Fall aus, einen alten edlen Namen in Europa zu erhalten, so sah er seinen Sohn solchem Namen die größte Ehre machen. Diese goldenen Zukunftsbilder, die Bookhouse für seinen Sohn entwarf, hatten nie Schatten; er erblickte für Waldemar in ein so lichtes Leben, daß diese Gedanken ihn mit seinem eignen, gänzlich verfehlten Dasein aussöhnten.

Ein Zufall bestimmte Waldemar's Carrière. Als er eines Tages mit seinen Vater in New-York war,

begegneten ſie Mr. Barwing, — einem der reichſten, angeſehenſten Handelsherren der Stadt.

Mr. Barwing und Bookhouſe hatten ſich acht Jahre zuvor in Europa kennen gelernt, Letzterer dem Erſten ſo bedeutende und wichtige Dienſte durch ſeine Sprachkenntniſſe geleiſtet und ſich zu gleicher Zeit ſo uneigennützig benommen, daß Barwing ſich ihm nicht allein verpflichtet gefühlt, ſondern auch zu einer Hochachtung gezwungen worden, wie er ſie ſelten einem Manne gezollt.

Bookhouſe intereſſirte ihn, er forſchte nach ſeinen Schickſalen, doch Niemand konnte ihm Etwas ſagen, Keiner kannte ihn. Da ſuchte er ihn eines Tages in ſeiner Wohnung auf — und fand eine Armuth, ein Elend, wie er es als Reicher nur aus Beſchreibungen kannte! Er bot Bookhouſe in einer Weiſe ſeine Dienſte an, die deſſen Stolz nicht verletzten. So gab er ſich ihm dann als Landsmann zu erkennen, theilte ihm mit, aus welchem Grunde er Amerika verlaſſen; Barwing hörte mit lebhaftem Intereſſe die kurze Mittheilung an und als er vernahm, daß Jener die Abſicht: „in England nach ſeinem wahren Familiennamen zu forſchen“, ſtattete er ihm mit den beſten Empfehlungsbriefen nach London aus. Nie

hatte Barwing wieder Etwas von Bookhouſe gehört, als er ihn aber in New-York wiederſah, fiel ihm die vornehme Perſönlichkeit des Mannes auf, er erkannte ihn wieder, nahm ihn mit in ſein Haus und Vater und Sohn mußten ihn ſeitdem öfter beſuchen.

Eines Tages fragte Barwing nach Waldemar's Abſichten für die Zukunft und ſetzte lächelnd hinzu: „Beſäße er Ihre Sprachkenntniſſe, könnte ſein Glück gegründet ſein.“

„Er beſitzt ſie, und in der italieniſchen Sprache, die Sie damals ſo liebten, noch gründlichere wie ich.“

Barwing entgegnete lebhaft: „Ihre Mutter war Italienerin, Ihre Großmutter Deutſche! O ich entſinne mich noch genau des Zuſammenfluſſes der verſchiedenen Nationalitäten in Ihrer Familie und der Wanderluſt Ihrer Vorfahren, von der Sie mir zu jener Zeit unſerer erſten Bekanntſchaft ſo intereſſant erzählten! Erfuhren Sie denn Näheres von dem, wonach Sie damals ſo lebhaft forſchten?“

Bookhouſe war nichts unangenehmer, als an ſeine unerfüllten Wünſche und mißlungenen Pläne erinnert zu werden; für gewöhnlich brach er jedes Geſpräch darüber, wie überhaupt über ſeine Familie, kurz ab, bei Mr. Barwing konnte er es nicht thun, da dieſer

ihm einst das lebhafteste Interesse bei Verfolgung seiner Zwecke bewiesen; auf nähere Erklärung und weitere Erörterung seiner vergeblichen Reisen vermochte er aber ebenso wenig einzugehen, und möglichst unbefangen entgegnete er daher: „Ich irrte damals Mr. Barwing! auch ist es mit dem Zusammenfluß verschiedener Nationalitäten nicht so schlimm, wie ich gedacht; nur das ist wahr, daß meine Voreltern große Wanderlust besessen und ich freue mich über diesen Umstand, da er uns verschiedene Sprachen hat genau kennen lernen lassen. Ich würde aber noch zufriedener damit sein, wenn es möglich wäre, was Sie vorhin andeuteten, daß dergleichen Kenntnisse das Glück meines Sohnes zu begründen vermöchten."

„Würden Sie es für einen so jungen Mann, wie Ihr Herr Sohn ist, denn nicht als großes Glück betrachten, wenn ich ihn als ersten Correspondenten meiner Handlung engagirte und ihm dasselbe Salair gäbe, das meine ersten Commis erhalten?"

„Als gute Versorgung würde ich es ansehen, Mr. Barwing! als Glück indessen würde ich es betrachten, wenn Sie ihm vorläufig die Hälfte des Gehaltes gäben und ihn mit zu Ihrer Familie ge-

hörig zählten, denn letzterer Umstand allein würde von hohem Werthe für mich und ihn sein.“ Barwing war zu sehr Kaufmann, um nicht das Vortheilhafte dieses Vorschlags einzusehn; er gewann auf die Weise neben einem Commis, noch ein in Sprachen bewandertes Mitglied der Familie, das seinem häuslichen Kreise nur Vortheil bringen konnte und mit Freuden ging er daher auf das Anerbieten ein.

Waldemar Bookhouse wurde schon nach wenig Wochen Correspondent des Barwing'schen Handlungshauses und zugleich Mitglied der Familie; er überwand die Trennung von seinen Angehörigen leichter, indem man bei Barwing's Alles that, ihm seine neue Stellung angenehm zu machen. Mr. Barwing schätzte bald den gebildeten, tüchtigen und eifrigen Arbeiter in ihm und dessen Frau, die einen guten und liebenswürdigen Charakter besaß, erfreute sich des angenehmen Zuwachses ihres kleinen häuslichen Kreises. Am meisten und festesten schloß sich Waldemar aber an die einzige Tochter des Hauses, an Hope Barwing an, einem Kinde in dem Alter seiner Schwester. Auch dem kleinen Mädchen wurde er bald lieb und unentbehrlich und in Waldemar's Zuneigung

den war Hope seine unzertrennliche Gefährtin. Von ihm lernte sie in einer Stunde am Abend mehr, als von ihrer Lehrerin am ganzen Tage; und sie zu unterrichten, gehörte binnen Kurzem zur Lieblingsbeschäftigung des jungen Mannes in seiner Mußezeit.

Mr. Barwing würde die Beschäftigung Waldemar's mit Hope vielleicht weniger gern gesehen haben, wenn Jener darüber seine Arbeiten im Comptoire vernachlässigt. Das geschah nie und Waldemar erfüllte im Gegentheil seine übernommenen Pflichten mit einer für seine Jahre so seltenen Gewissenhaftigkeit und erstaunenswerthen Schnelligkeit und Gewandtheit, daß sein Prinzipal nie den leisesten Grund zum Tadel hatte; vielmehr stets neue Veranlassung zum Lobe fand. Zog der reiche Kaufherr auch den größten Nutzen von diesem neuen, so sehr befähigten Mitgliede seines Geschäfts, war er auf anderer Seite aber doch immer wieder darauf bedacht, die ihm geleisteten Dienste zu vergelten und nicht allein daß Waldemar's Stellung im Hause eine immer bessere und angenehmere im Laufe der Zeit wurde, auch seine finanzielle Lage gestaltete sich äußerst günstig und vortheilhaft.

Waldemar war mehrere Jahre hindurch vollkommen zufrieden; er sagte stets, ihm bliebe nicht das Geringste zu wünschen übrig.

Solche Perioden des Lebens sind nie dauernd; selten begnügt sich der Mensch allein mit dem, was ihn nur zufrieden stellt — das Herz verlangt Glück und — — regt sich erst dieses Verlangen, ist damit oft der Grundstein zum spätern Elend gelegt.

Glück ist das seltene Kleinod, das nur wenigen Auserwählten auf Erden zu Theil wird — Waldemar Bookhouse gehörte nicht zu diesen Lieblingen des Geschicks.

Viertes Kapitel.

Waldemar's Ausscheiden aus dem Familienkreise war jedem einzelnen Bewohner der Farm schmerzlich gewesen; am meisten bekümmerte aber die Trennung von seinen Lieblinge den Vater und er fiel in die düstere Stimmung vergangner Jahre zurück. Dieser tiefen Melancholie entriß sich Bookhouse erst als eines Tages sein Vater ihn mit ernsten Worten darauf aufmerksam machte, wie nachtheilig seine Schwermuth auf die bereits so angegriffne Gesundheit seiner Frau wirke.

Bookhouse hatte auf die Kränklichkeit Adelens nie geachtet; jetzt beobachtete er sie. Voll Angst sah er von Tag zu Tag mehr ihre Kräfte schwinden, sie immer leidender werden; er zog einen geschickten Arzt zu Rathe und Entsetzen erfüllte seine Seele, als ihn Dieser das Leiden seiner Frau für unheilbar erklärte.

Nach dreijähriger Krankheit starb Adele, ihr Tod

verſetzte ihre ganze Familie in die tiefſte Trauer und gleich unerſetzlich war ihr Verluſt Allen. Sie war die liebevollſte nachgebendſte Gattin, die zärtlichſte, treuſte Mutter und ſorgſamſte aufopferndſte Tochter geweſen; ſie hatte den Mittel- und Haltpunkt des ganzen Hauſes gebildet und als ihre umſichtige Leitung fehlte, kam Alles aus dem gewohnten Gleiſe.

Gertraud Bookhouſe, die bis zu jener Zeit auf Wunſch ihres Vaters ſich nur geiſtig beſchäftigt, nur der Ausbildung einzelner Talente gelebt, verſuchte nach dem Tode ihrer Mutter deren Stelle im Hauſe zu erſetzen; Großvater und Vater überzeugten ſich aber bald, daß zur Führung der Wirthſchaft ihr nicht allein die Kenntniſſe mangelten, ſondern auch ihre Geſundheit zu zart war, um das thun zu können. Mr. Bookhouſe hielt es daher für das Beſte, ſeine in New-York lebende Schwiegermutter zu veranlaſſen, nach der Farm zu überſiedeln. Um ſie dazu zu beſtimmen, reiſte er nach der Stadt.

Bereits damals fiel ihm eine Veränderung in Waldemar's Weſen, ein Trübſinn auf, den er nicht allein mehr dem Schmerze über den Verluſt der Mutter zuſchreiben konnte; noch auffallender wurde ihm bei ſpäterer Anweſenheit im Barwing'ſchen Hauſe

das Benehmen des Handelsherrn gegen seinen Sohn, das so gänzlich verschieden von dem war, das Mr. Barwing früher gegen Waldemar gehabt. Bevor Bookhouse eines Tages New-York verließ, forderte er Erklärung. Als Waldemar ihm seine Liebe zu der Tochter seines Prinzipals gestand, voll Entzücken davon redete, daß er die deutlichsten Beweise habe, wie dieses Gefühl ebenso heiß und glühend von dem Mädchen erwiedert würde, ahnte der überraschte Vater, daß diese seinen Sohn so beglückende und beseligende Liebe die Quelle eines großen Unglücks für Waldemar sein würde. Er mahnte ihn zur Vorsicht, bat ihn: keine Uebereilung zu begehen, und obschon der junge Mann versprach, diese Lehren zu befolgeu, trennte sich Bookhouse dennoch mit schwerem Herzen von seinem Kinde.

Wie richtig seine trüben Ahnungen gewesen, ergab schon die nächste Zeit! Die Briefe Waldemar's nahmen eine immer düstere Färbung an und bereits nach wenigen Wochen theilte er seinem Vater, mit einer an Wahnsinn grenzenden Verzweiflung die Nachricht mit: „daß Mr. Barwing seine Tochter mit einem reichen New-Yorker Kaufmann zu verloben beabsichtige, dieser Mr. Henry Watherley fast täglicher

Gast des Hauses sei und sich ganz rückhaltslos um die Gunst der Geliebten bewürbe." Jeder seiner fernern Briefe enthielt die Besorgniß vor einer ihm bevorstehenden Catastrophe; immer und wieder schrieb er die seinen Vater beängstigenden Worte: „Mr. Barwing sucht unaufhörlich nach einer Gelegenheit, sich meiner zu entledigen. Meine Stellung wird von Tag zu Tage unangenehmer und nur meine tiefe Liebe zu Hope, ihre Bitten, ihretwegen die Launen und Ausfälle ihres Vaters geduldig zu tragen, lassen mich in einem Verhältniß ausharren, dessen Fesseln etwas Furchtbares haben."

Voller Trauer las Bookhouse solche und ähnliche Briefe; der Gedanke an das Schicksal seines einzigen Sohnes machte ihn oft trostlos; er klammerte sich von Neuem an die stete Hoffnung seines Lebens, — an die Hoffnung, daß wenn er endlich das Geheimniß seines Vaters ergründe, — er endlich einen berühmten Namen erhalte, dieser Name vielleicht Mr. Barwing bewegen könne und würde, Rücksicht auf die Wünsche der Liebenden zu nehmen.

Nach seiner, sowie jeder menschlichen Berechnung konnte die Lösung jenes Geheimnisses nicht mehr fern liegen; sein Vater war alt und kränklich. An-

fang des Jahres 1847 hatte er seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert und in den Monaten, die seit jenem Tage vergangen, war er auffallend schwächer und hinfälliger geworden. War auch in diesen Monaten gar oft der Gedanke in Bookhouse aufgestiegen: Wird dein Vater jetzt endlich reden und wird die Lösung des Räthsels Dir jetzt noch von Nutzen sein — oder das Glück Deiner Kinder begründen können?" so war er doch weit davon entfernt gewesen, den Greis zur Enthüllung des Geheimnisses zu veranlassen, — die ehemalige brennende Sehnsucht, es zu erfahren, war nach dreißigjährigem Harren und vergeblichen Wünschen in seiner Seele erloschen, — er hatte gelernt, zu warten; — wenn auch noch immer nicht verlernt, — zu hoffen! — Zu derselben Zeit, wo Mr. Bookhouse um Waldemar bangte, regten sich in der Seele seines alten Vaters die lebhaftesten Besorgnisse um seinen Sohn; dem schwachen Auge des hinfälligen Greises war es nicht entgangen, daß er sich wieder häufiger, wie seit Jahren mit den ehrgeizigen Träumen seiner Jugend beschäftigte und er fürchtete; wenn kaum über seine Lippen das Geheimniß geglitten, das er so lange treu bewahrt, dieses die Veranlassung dazu sein würde, von

Neuem seine ehrgeizigen Ideen zu verfolgen und ihn aus einer Sphäre zu reißen, in die nur ein eiserner Wille ihn gebannt! — Nur der eine Gedanke gewährte ihm Trost, durch Bitten vielleicht von seinen beiden Enkeln auf seinem Todtenbette das feierliche Versprechen zu erlangen, sich nicht an den ehrgeizigen Bestrebungen ihres Vaters zu betheiligen, nie einen Namen anzunehmen, vor dem er schauderte und in den Verhältnissen zu bleiben, in deren Bahn sein Vater für sich und seine Nachkommen einzig und allein ihr Glück begründet gesehen.

Die Gedanken und Befürchtungen der beiden Männer unterbrach wenigstens auf kurze Zeit ein Ereigniß, das sie bereits als beendet betrachtet, welches aber nichts desto weniger noch einmal in seiner ganzen Unannehmlichkeit vor sie hin trat und allen Ideen, die sie bisher beschäftigt, eine ganz andere Richtung gab.

In der nur zwei Meilen von der Farm gelegenen Fabrikstadt Newark hatte sich nämlich einige Jahre zuvor der älteste Sohn jenes New-Yorker Uhrmachers, — der Mr. Bookhouse's Geschäft den vollständigen Todesstoß gegeben — als Schmied eingesiedelt. Johann Waltram, wie der junge Hand-

werker hieß, war ein tüchtiger fleißiger Arbeiter und bereits ein wohlhabender Mann, ehe ihm noch das Geld zufiel, das er nach dem Tode seines Vaters erbte; ein rohes, ungebildetes Benehmen machte ihn aber Allen, die an bessere und feinere Sitte gewöhnt, noch bedeutend unangenehmer, als sein gemeines Aeußere. In der Seele dieses Mannes hatte Gertraud Bookhouse die heftigste Leidenschaft entzündet; mit geheimem Entzücken hatte er die aufblühende Schönheit des jungen Mädchens beobachtet, das er manchmal bei ihrer Tante gesehen und gesprochen und bald näherte er sich ihr als Bewerber.

Die seltsamen Bündnisse, die Johann Waltram in Amerika unter den Eingewanderten aus Liebe oder Eigennutz, Interesse und Berechnung von den an Stand, Rang, Bildung, Charakter, Gesinnung und Aeußern verschiedensten Personen hatte schließen sehen, hatten auch ihn die Hoffnung hegen lassen, daß die zarte, liebliche und fein erzogene Farmerstochter, sich ihm vermählen würde. Ihm war der zwischen ihren beiderseitigen Erscheinungen obwaltende grelle Contrast durchaus nicht groß vorgekommen; ruhig hatte er gedacht „unsere Väter waren Beide Handwerker von gleicher Profession und dafür, daß

ſie hübſcher iſt, wie ich, bin ich bedeutend reicher, als ſie!“

Dieſer Bewerber wurde von allen Seiten gleich ungünſtig aufgenommen; der alte Bookhouſe trug noch aus früherer Zeit gegen die Waltram'ſche Familie Groll im Herzen, ſein Sohn wollte keinen Handwerker zum Schwiegerſohn, wenn dieſer auch anſtatt Tauſende, Millionen an Vermögen beſeſſen hätte und der Hauptperſon — Gertraud, war der rohe Schmied aus Newark entſetzlich. Um keinen Preis der Welt hätte ſie ihn zu heirathen vermocht, um ihn nie mehr zu begegnen, vermied ſie die Beſuche in Newark.

Johann Waltram wurde durch die Zurückweiſung ſeines Antrages um ſo tiefer und heftiger gekränkt, da er Gertraud Bookhouſe bereits zu all ſeinen Freunden als ſeine Braut bezeichnet, denn ihm war der Gedanke nie gekommen, daß die unvermögende Farmerfamilie ihn — der reicher Haus- und Grundbeſitzer war, — als Freier verſchmähen könne. — In der Hoffnung, daß man in der Farm mit der Zeit die Anſichten geändert, zur Einſicht des ihnen zugefallenen Glücks gekommen ſei und begierig darnach greifen würde, wenn es ſich von Neuem böte,

wiederholte Waltram seinen Antrag nach Jahresfrist, im Sommer 1847.

Die Antwort war dieselbe, die Zurückweisung seiner Werbung nur dieses Mal entschiedener und von keinem mildernden Worte begleitet, an dem es das erste Mal Niemand hatte fehlen lassen.

Der leidenschaftliche Waltram stieß nach der Abweisung den heftigsten Fluch aus und schwur der ganzen Familie die bitterste Rache.

Mr. Bookhouse nahm das tragische Ende dieser Werbung heiter auf; ihn kümmerte der Zorn des erbitterten Verehrers seiner Tochter wenig und in seine Seele kam keine Ahnung, daß sich aus der gekränkten verletzten Eitelkeit des zurückgewiesenen Bewerbers, — aus seinem Schwure: „Rache zu nehmen," ein dunkles Gewebe unzerreißbarer Fäden entspinnen könne, welches ihn und seine Familie einst so fest umgarnte, daß ein Entrinnen unmöglich! — Bookhouse vermuthete nicht im Entferntesten, daß die nervige Faust des Schmieds, die Hammer und Amboß regierte, auch verstehen würde, den feinen Knoten einer schlauen Intrigue zu schlingen, dessen Lösung unentwirrbar! —

Am wenigsten dachte aber Mr. Bookhouse an

jenem Tage, wo er in New-York Waldemar von der Krankheit seines Vaters benachrichtigt hatte, daß sich über seinem Haupte schon jenes dunkle, finstere Verhängniß zusammenzog, welches der Haß und die Rache Johann Waltram's ihm bereitete — Alles, was je seinen Geist umschattet, war an dem Tage vergessen, — zurückgedrängt von dem beglückenden Gefühle: „nun endlich am Ziele seiner Sehnsucht zu sein, die der schönste Traum seiner Jugend, das eifrige Bestreben seines reifern Mannesalters gewesen und welche seit länger als dreißig Jahren wie ein funkelndes, lockendes Irrlicht durch die oft so tief-dunkle Nacht seines Elends geleuchtet."

Mr. Bookhouse dachte — glaubte Alles — nur ahnte er an dem Tage seines Lebens nicht, daß das Unglück den Menschen oft gerade in solchen Momenten ereilt, wo er das Gebäude seines Glücks auf sicherm Fundamente emporsteigen sieht; — wo sein Geist bereits die unermeßlich weiten und hohen Hallen der Freude durcheilt, welche seine rege, lebendige Phantasie mit Blitzesschnelle erschaffen und errichtet.

Fünftes Kapitel.

Ungefähr, eine Stunde nachdem Mr. Bookhouse den Stationsplatz der Newarker Eisenbahn erreicht, kam sein Sohn dort an. Waldemar sah blaß und entstellt aus; wortlos gab er seinem Vater die Hand und dieser errieth augenblicklich, daß sich in der Unterredung, die sein Sohn mit Mr. Barwing gehabt, alle Befürchtungen erfüllt, die er gehegt.

Schweigend legten sie die Tour auf der Eisenbahn zurück, ohne ein Wort zu wechseln schritten sie auf dem stundenlangen Wege nach der Farm einher. Als sie sich dieser bis auf einige hundert Schritte genähert, erkannten sie in der ihnen, wie im Fluge, entgegeneilenden Gestalt Gertraud; Bookhouse stand bei dem Anblick das Herz stille — er vermochte keinen Schritt weiter zu thun — in qualvoller Seelenangst fragte er sich: — lebt er oder

iſt er todt? — welche Kunde wird ſie Dir geben?“ — — —

„Vater, Vater! es geht beſſer!“ tönte ihm der jubelnde Ausruf ſeiner Tochter entgegen.

„Beſſer! Gott ſei Dank!“ ſagte er aufathmend und ging raſch voran.

Nach einigen Sekunden wurde ſein Schritt abermals zögernder, er dachte: „Wird er nun reden — oder —“ Bookhouſe ſchauderte und fühlte, jetzt wieder vergebens gehofft zu haben, würde unerträglich ſein! — Um möglichſt ſchnell Gewißheit über den Zuſtand ſeines Vaters zu erlangen, eilte er in das Haus und das Krankenzimmer, welches zu ebener Erde lag.

Am Bette ſeines Vaters ſtand der Arzt; Bookhouſe warf einen ſchnellen Blick auf den Kranken, der in todtenähnlicher Ruhe, mit geſchloſſenen Augen da lag, dann heftete ſich ſein Auge auf das Geſicht des Doktors.

„Ich erwartete nur Ihre Rückkehr, Mr. Bookhouſe!“ ſprach dieſer leiſe.

„Um mir zu ſagen, daß mein Vater aus dieſem Schlafe nicht mehr erwachen wird?“ fragte Bookhouſe erbleichend und mit tonloſer Stimme.

„Dieſer Schlaf wird ihn kräftigen! möchte er nur recht lange währen.“

„So iſt Ausſicht zu ſeiner Geneſung?“ rief der Sohn freudig.

„Wenig! Einige Tage höchſtens lebt er noch — vielleicht aber —“

„Ich verſtehe, Herr Doktor!“

„Wohl nicht ganz! Redet Ihr Vater heute lange, regt er ſich ſehr auf, ſo iſt die Wirkung dieſes Schlafes aufgehoben und dann erlebt er ſicher kaum mehr den nächſten Morgen! Das bitte ich Sie zu bedenken.“

„Soll er nicht reden?“

„Ich rieth es ihm; doch er beſtand darauf, längere Zeit mit Ihnen ſprechen zu müſſen; er bat mich: ihm nur noch auf Stunden Kräfte zu geben und — ich that mein Möglichſtes. — Sollten ihm die Kräfte verſagen, ſo reichen Sie ihm noch einmal dieſes Medikament, auch dann, wenn der Schlaf unruhig wird.“

Der Arzt ging. Nach Verlauf einer Stunde öffnete der Kranke die Augen, ſein Blick war umſchleiert und die wenigen Worte, die er ſprach, verſtand Niemand; — er ſchlief von Neuem ein, ſein

Athem wurde nach und nach lauter, aber nicht gleichmäßiger. Bookhouse hatte dicht an seinem Bette Platz genommen und seine Hand erfaßt; seine Kinder saßen in der Nähe und unverwandt hingen Aller Blicke an dem Antlitz des Greises. Träume schienen ihn zu beunruhigen, er stieß ab und zu laute Worte aus und nannte verschiedene Male den Namen „Buchenhausen.“ Angstvoll lauschten Alle auf diesen Namen, den Niemand kannte, nie Jemand gehört! — Die Abenddämmerung war längst eingebrochen, das Zimmer tief umdunkelt, als der Kranke sich plötzlich aufrichtend laut: „Luft! o Luft!“ rief, Alle eilten an die Fenster, sie zu öffnen.

„Licht!“ war sein nächster Ausruf; Gertraud zündete schnell die Lampe an; doch als sie brannte, bat er leise: „Fort mit dem Sonnenstrahl, schließt die Jalousien, das Licht blendet; doch gebt mir Luft!“

Waldemar trug die Lampe in das anstoßende Zimmer, Gertraud öffnete die Thüre nach der Veranda, Mr. Bookhouse war zum Bette zurückgeeilt und stützte die in leichten Schauern erbebende Gestalt seines Vaters. Einige Minuten ruhte der Kranke im Arm des Sohnes, dann lehnte er sich

in die Kissen zurück; sein Auge wandte sich zur geöffneten Thüre, durch die ein frischer Luftzug eindrang; er schien die erquickende Kühle angenehm zu empfinden und sich leichter zu fühlen, sein Blick blieb jedoch umschleiert und er schien Niemand zu erkennen! — Der Zustand fing an, Bookhouse zu beunruhigen; er gab ihm noch einmal von der Medizin; — sie hatte die beste Wirkung, die Athemzüge wurden gleichmäßig ruhiger, der Schlaf, in den der Kranke jetzt versank, war ein tiefer und fester.

Gertraud verließ bald darauf mit geräuschlosem Schritt die Stube und brachte nach kurzer Zeit ihrem Vater und Bruder etwas Wein, da Beide ihr den Eindruck gemacht, als bedürften sie einer Stärkung, sie berührten jedoch kaum die Gläser und setzten sich dann wieder an ihre Plätze, am Bette des Kranken. Gertraud zog einen kleinen Schemel herbei und nahm zu Füßen ihres Vaters Platz, lehnte ihren Kopf an seine Knie und er strich nach einer Weile zärtlich ihr weiches lockiges Haar. Sie fühlte bald, daß seine Bewegung eine mechanische wurde; als diese nach einiger Zeit ganz aufhörte, erhob sie ihren Blick zu ihm. Mr. Bookhouse hatte

die Hände gefaltet, seine Augen waren auf den klaren Abendhimmel gerichtet und die Lippen bewegten sich wie im leisen Gebete.

„Ob er für die Seele des Sterbenden betet?“ fragte sich das Mädchen. Sie konnte es nicht enthüllen, denn die Gesichtszüge ihres Vaters waren undurchdringlich und verriethen selten das, von dem sein Geist erfüllt war. — — Nach längerer Zeit hörte sie die halblaut gemurmelten Worte: „Dreißig Jahre!“ Sie verstand die Bedeutung und erbebte.

Gertraud's Blick glitt zu ihrem Bruder. — Waldemar saß mit übereinandergeschlagenen Armen und tief auf die Brust gesenktem Kopfe; seine Locken umschatteten sein blasses Gesicht ein wenig, auf das hell das Licht des Mondes fiel; in seinen Zügen lag der tiefste Seelenschmerz ausgeprägt; sie betrachtete ihn ernst und in ihrem Innern regte sich die Frage: „Macht ihm der Tod des Großvaters diesen Schmerz, den sein Gesicht verräth?“ — Leise glitt der Ausruf: „Hope! o Hope!“ über die Lippen des jungen Mannes — Gertraud hatte auch Auskunft über diese Frage erhalten! —

Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf

ſte, daß Keiner von Beiden ſich mit dem Sterbenden beſchäftigte, der Eine an die Vergangenheit, der Andere an die Zukunft, Niemand an die Gegenwart dachte; ſie wandte ihr Auge zum Sterbelager. Nur ein Streifen des Mondlichts, das ſich Bahn durch zwei Silberpinien des Gartens brach, traf das ruhig ernſte Antlitz des aus der Welt Scheidenden; es erhellte die geſchloſſenen Augenlider und einen Theil der hohen Stirne, auf die der Engel des Todes den Kuß bereits gedrückt zu haben ſchien; die untere Parthie des Geſichts war leicht umſchattet. Lange Zeit betrachtete das Mädchen den friedlich Schlummernden — kein Laut war im Zimmer vernehmbar, als das Ticken der Uhr, die einſt das Meiſterſtück des alten Uhrmachers geweſen. In früher Jugendzeit, in einer Hütte, nahe dem Berner Hochalpen, hatte er ſie gemacht; und fern von jener Stätte, jenſeits des Weltmeeres, verkündete nun Stunde um Stunde ihr Schlag die ablaufende Lebenszeit ihres Schöpfers.

Mitternacht war nahe als plötzlich ein leichtes Geräuſch die Gedankenreihe des Mädchens unterbrach, — erſchrocken blickte ſie ſich nach dem Fenſter um, wo es in den Zweigen gerauſcht, die die

Veranda umkränzten — Alles war still! — Beruhigt wollte sie sich umwenden, als ein langer, dunkler Schatten sich über den hellen Lichtreflex legte, den der Mond vor der Thüre warf. Wie von einer Feder emporgeschnellt, erhob sich Gertraud vom Boden, wollte voran eilen, als die Stimme ihres Großvaters ihren Schritt hemmte.

„Gieb mir zu trinken, Gertraud!“ rief er deutlich; sie erfüllte sein Begehr, er ergriff die Hand, die ihm den kühlen Trank reichte, hielt sie fest und fragte dann: „Ist Dein Vater noch nicht zurück?“

„Hier bin ich, lieber Vater!“ antwortete Bookhouse schnell.

„Ist Waldemar auch da?“ fragte der Kranke weiter.

„Wir sind Alle bei Dir!“ lautete die Entgegnung.

„So bringt Licht, daß ich Euch sehe.“

Man erfüllte seinen Wunsch. Einen Moment bedeckte er vor dem hellen Strahl seine Augen mit der Hand, dann ließ er sie wieder sinken und sein Blick suchte die Züge seiner Lieben; deutlich schien er jeden zu erkennen, denn er nannte sie Alle beim Namen und reichte ihnen die Hand; klar — wie

ſein Blick, war auch ſein Geiſt in der Minute und ſeine alte Kraft ſchien zurückgekehrt. Mit großer Ruhe, aber bedeutend langſamer, wie er gewöhnlich geſprochen hatte, ſagte er nach kurzer Pauſe: „Ich hatte Euch Alle bitten wollen — ja — ich hatte Euch ſogar das Verſprechen abnehmen wollen, daß Ihr hier bliebet! Meine Kräfte ſind aber raſcher zu Ende gegangen, als ich dachte und ich fürchte, ich werde weder Zeit noch Stärke haben, Euch lange anzuflehen und Eure Einwürfe zu beantworten — möge Euch daher mein heißer Wunſch, meine inſtändige Bitte genügen: kehrt, — was Ihr auch von mir hören werdet, — kehrt nicht nach der alten Welt zurück! wenigſtens nie in unſer Vaterland, Deutſchland! — Dieſe Rückkehr kann Niemand Segen bringen, denn mein Vater hat für ſich und ſeine Nachkommen, als man ihn mit dem elterlichen Fluche aus der Heimath vertrieben, den feierlichen Eid geleiſtet: nie zu der Stätte zurückkehren zu wollen! — — Noch wenige Monate und es ſind hundert Jahre, daß dieſer Eid geleiſtet und gehalten worden! — brecht Ihr ihn nicht! und wenn auch noch Jahrtauſende darüber hinweggehen, ſo mag er doch mit gleich unverbrüchlicher

Treue von all den Nachkommen des Mannes gehalten werden, der, um sein Glück zu gründen, einen Namen aufgab, weil er es eben dieses Namen wegen allein zum Opfer bringen sollte."

In athemlosem Schweigen wurden die Worte angehört und auch als sie gesprochen waren und der Redende innne hielt, unterbrach Keiner der Zuhörer die lautlose Stille; — Mr. Bookhouse wollte — seine Kinder konnten Nichts erwiedern. — Es trat eine lange Pause ein, die mit Gewitterschwüle auf der Brust jedes Einzelnen lastete und — je länger sie währte, desto drückender und peinlicher wurde. Der Kranke brach endlich das Schweigen; richtete sich mit eigener Kraftanstrengung vom Lager empor und mit funkelnden Augen betrachtete er Sohn und Enkel, indem er heftig rief: „Es kommt, wie ich gedacht habe, Niemand von Euch leistet freiwillig ein Versprechen! — — Gut!" — setzte er nach einer Weile ruhiger hinzu: „handelt, wie Ihr wollt und Euer Gewissen Euch zu thun erlaubt! — Ihr kennt wenigstens jetzt den Eid meines Vaters und meinen Wunsch, ihn gehalten zu sehn — brecht Ihr den geleisteten Schwur, so kommt das Unglück

über Euch, das glaubt mir, und das prophezeihe ich Euch jetzt in meiner Todesstunde!"

Erschöpft schwieg er; — Mr. Bookhouse erhob sich von seinem Stuhle und dicht vor seinen Vater hintretend, sagte er ruhig: „Wir können weder einen Eid halten, noch ihn brechen, wir wissen ja nichts Näheres, Du sagtest uns nichts Bestimmtes!"

Der Kranke lächelte bitter und antwortete hart: „Bevor ich todt bin, wißt Ihr Alles."

„Du kannst sterben, ehe Du uns Etwas verrathen hast, Vater!" entgegnete Bookhouse traurig und mild.

„Nein, nein, ich werde nicht sterben, bevor ich Euch Alles gesagt!" schrie der Kranke laut und fügte eifrig hinzu: „Ich gab mein Wort, mein Geheimniß nicht mit in das Grab zu nehmen, sondern es meinen Nachkommen anzuvertrauen, damit sie frei handeln könnten und — ich werde mein Wort halten!"

Er sank bei diesen Worten in die Kissen zurück, seine Augen schlossen sich; — Gertraud griff nach der Essenz, wusch die Stirne ihres Großvaters und rief ihrem erbleichenden Vater zu: „Muth! es ist ja noch nicht alle Hoffnung verloren."

„Waldemar, verzweifle nicht!" setzte der Kranke

hinzu; er ſprach leiſe, doch nach einigen Augenblicken war der Anfall der plötzlichen Schwäche vorüber. Freundlich reichte er ſeinem Sohne die Hand und ſagte ernſt:

„Verzeihe mir, daß ich nicht früher geredet habe und vernimm jetzt in kurzem Umriß die Geſchichte Deines Großvaters.“

Bookhouſe ſetzte ſich auf den Rand des Bettes und mit Spannung blickte er in das bleiche verfallene Geſicht ſeines Vaters, über das wechſelnd Schatten des Schmerzes und der Trauer zogen; die beiden jungen Leute knieten, von gleichem Impulſe getrieben, neben dem Lager des Kranken; auch ihre Augen hefteten ſich erwartungsvoll auf ihn. Flüchtig ſah er ſeine Enkel an, dann ſprach er ruhig:

„Mein Vater war der älteſte Sohn eines Baron von Buchenhauſen und wurde im Jahre 1723, auf dem Stammſchloſſe ſeiner Ahnen, dem Gute Almarſtein, in Weſtphalen, einer Provinz des preußiſchen Landes, geboren. Die Familie Buchenhauſen gehörte zu den älteſten und vornehmſten des weſtphäliſchen Landes. — Wunderbare, dem natürlichen Gefühl jedes vernünftigen Menſchen durchaus widerſtreitende Geſetze exiſtiren in dieſen alten Adels-

familien. Laßt mich Euch die beiden nennen, die Veranlaſſung gaben, daß mein Vater ſich von Eltern und Heimath trennte, um ein freier unabhängiger Mann zu werden. Das erſte Geſetz iſt, daß der älteſte Sohn Erbe des ganzen bedeutenden Vermögens wird, während die übrigen, von Gottes- und Rechtswegen gleichberechtigten Kinder ſo viel wie Nichts erhalten; das andere beſteht darin, daß dieſe Majoratserben gezwungen ſind, ſich nur mit Mädchen oder Frauen zu verheirathen, die gleich ihnen einen ganz untadelhaften Stammbaum aufzuweiſen haben und die vollzählige Reihe von Ahnen beſitzen. Schließen ſolche Majoratserben eine andere Verbindung, ſo verlieren ihre Nachkommen Alles — ihren Kindern bleibt Nichts und das Erbe geht, wenn nicht Geſchwiſter da ſind, auf nah verwandte oder fremde Linien über. Trotzdem mein Vater in den alt eingeroſteten Vorurtheilen ſeines Standes aufwuchs, er in den Ideen auferzogen wurde, daß das Feſthalten an alten Sitten und Gebräuchen ſeine heiligſte und erſte Pflicht ſei, ſchüttelte er die Vorurtheile ab, als ſie ihm läſtig wurden und handelte als freier Mann. Er liebte die Nichte des Schloßkaplans Bodenbach, die bei ihrem Onkel in dem

Dorfe Almarſtein lebte und die Tochter eines Handwerkers aus dem Paderbornſchen war. Dieſe Benedetta Bodenbach ſchien ihm an Tugend, Reiz und Schönheit all die jungen vornehmen Damen ſeiner Bekanntſchaft zu überſtrahlen. — Als man ihn daher, nachdem er mündig geworden, zu einer Verbindung mit einer Tochter aus altadeligem Hauſe beſtimmen wollte, ſchlug er kurz und entſchieden die glänzende Parthie aus und geſtand ſeine Neigung zu Benedetta Bodenbach; ſeine Eltern waren entſetzt, — ſie hatten es nicht für möglich gehalten, daß ein Freiherr von Buchenhauſen einer Neigung zu einem Mädchen niederer Geburt fähig ſei und glaubten auch ſelbſt da noch, daß ihr Sohn ſich täuſche, als er ſeine Liebe offen bekannte. Sie ſtellten dem jungen Majoratserben die aus ſolcher Mesalliance entſpringenden Nachtheile vor; ſie mahnten ihn daran, was er ſeinem Namen, ſeiner Stellung ſchuldig; doch jedes in der Angelegenheit geſprochene Wort war und blieb vergeblich geredet! — Mein Vater konnte nicht davon überzeugt werden, daß ſein ſo natürliches Gefühl eine Unnatur — ein Unrecht ſei, — daß ein weſtphäliſcher Majoratsbeſitzer nicht nach dem Herzen, ſondern einzig

nach dem Stammbaum wählen müſſe. Ihm galt die Liebe mehr als Geld und Gut, freudig erklärte er, bereit zu ſein, all ſeine Vorrechte auf ſeinen jüngern Bruder „Raimund“ übertragen zu wollen und feſt beharrte er bei ſeinem Vorſatze: nur mit Benedetta Bodenbach eine Verbindung zu ſchließen. Es fanden in Folge ſeiner feſten Erklärungen zahlloſe Familienſcenen ſtatt, und bei jedem neuen Verſuche ſeiner Eltern, dieſe Liebe zu bekämpfen wandte ſich das Herz des Sohnes mehr von ihnen ab. — Als mein Vater endlich die ſichere Ueberzeugung gewonnen, daß er nie die engherzigen Vorurtheile ſeiner Eltern beſiegen würde, ſie ihm mit einem Eide zugeſchworen hatten: „n i e ihre Einwilligung zu einer Heirath mit Benedetta Bodenbach geben zu wollen,“ bat mein Vater den Onkel des Mädchens, ihm beizuſtehn, an das Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen. Der Kaplan, der anfangs auf das Entſchiedenſte ſeine Hülfe und Mitwirkung abgelehnt, wurde ſpäter durch die heiße Liebe des jungen Paares und durch ihr unaufhörliches Flehen zu dem Verſprechen veranlaßt, ſie zu trauen, wenn ſich eine Gelegenheit böte, die heilige Handlung ungeſtört zu vollziehen. Dieſe Gelegenheit fand ſich lange Zeit nicht,

die sorgsamen, ängstlichen Eltern ließen den Sohn keinen Augenblick unbewacht; doch als eines Tages Krankheit ihn an sein Zimmer fesselte, fuhren sie ohne ihn auf ein benachbartes Gut zur Hochzeit eines Verwandten. Kaum hatten die Eltern das Schloß verlassen, sandte mein Vater an seine Braut und deren Onkel durch einen treuen Diener die Botschaft, daß er allein sei; als die Nacht eingebrochen, erwartete er sie an dem ihnen bezeichneten Orte vor dem Thore des Schlosses und geleitete sie auf geheimem Wege in die Betkapelle, wo die Trauung verabredetermaßen stattfinden sollte. — Sie wurde dort vollzogen, in aller Form vor Zeugen vollzogen, die mein Vater seit lange schon zu dem Zwecke auserwählt hatte. Es war in der Nacht vom fünften zum sechsten April, im Jahre 1748. — Nachdem die heilige Handlung beendet, der Trauschein in zwei Exemplaren ausgestellt worden, die Zeugen entlassen und nur das junge Ehepaar und der Kaplan noch in der Betkapelle anwesend, legte mein Vater das eine Dokument seiner Heirath, in Beider Gegenwart, in einem an die Kapelle stoßenden festen, unterirdischen Gewölbe nieder, durch das er vorher die Geliebte und deren Onkel geleitet. Der

Verſteck, den er im Gewölbe zur Bewahrung des Trauſcheins auserſehn, war ein geheimes Fach in einem alten Rokokoſchranke, welches Fach er ſelbſt einmal früher entdeckt, aber Niemand verrathen. Kaum war dieſer Trauſchein in Sicherheit und alle Drei wieder oben in der Kapelle, wo ſie vereint ein letztes Dankgebet an Gott richten wollten, als ſich die Hauptthüre der Kirche raſch öffnete und durch dieſelbe ſeine Eltern hereinſtürzten. — Einer der Diener des Schloſſes hatte bemerkt, daß ihr Sohn gegen Abend ſein Zimmer verlaſſen und die abweſenden Eltern ſchnell von dieſem Ereigniß in Kenntniß geſetzt; ſie hatten ſich ſofort von der Hochzeit entfernt, ſich beeilt, eine That zu verhindern, gegen deren Ausführung ſich ihr Stolz empörte — waren aber zu ſpät gekommen! — Bleich vor Entſetzen vernahmen ſie von ihrem Sohne die ruhige Erklärung des Geſchehenen. Doch, als er und ſeine junge Frau ſich ihnen zu Füßen werfend, um Verzeihung flehten, um ihren Segen baten, ſtießen ſie ſie von ſich und fluchten Beiden, die ihrer Anſicht nach unauslöſchliche Schande über ihr Haus gebracht. Erſtarrt hörten die Liebenden dieſen furchtbaren Fluch; umklammerten dann auf's

Neue die Knie der Eltern und flehten sie an: jene schrecklichen Worte zu widerrufen! Bei den Verblendeten war aber von Nachgeben und Verzeihung keine Rede; sie fügten den beiden verzweifelten jungen Leuten nur neues Weh zu, als sie ihnen vorschlugen: „sich auf ewig zu trennen, ihren Trauschein zu zerreißen, — am Altare den Schwur zu leisten, ihre Ehe als ungültig betrachten zu wollen," um auf diese Weise den Namen Buchenhausen vor der Schmach zu bewahren, ihn mit einem aus dem Volke verbunden zu sehn! — — — Die junge Frau verlor bei diesen Zumuthungen die Besinnung; ihr Mann aber gewann durch solche Worte Kraft, sich emporzuraffen und von Eltern loszureißen, die ihm am liebsten das Theuerste der Welt gemordet, nur um die Ehre ihres Namens gerettet zu sehn; er umschlang die leblose Gestalt seiner Frau, zog sie bis dicht vor den Altar, erhob seine Hand in feierlichem Schwure gegen das Crucifix und rief: „Hier an dieser heiligen Stätte, wo ich soeben meiner Frau das Gelübde einer ewigen Liebe und ewigen Treue abgelegt habe — hier schwöre ich ebenso feierlich den Namen ab, den ich mit Schande belastet haben soll! — Nie und nimmer werde ich mich wie-

der Buchenhausen nennen; — für immer und ewig sage ich mich und meine Nachkommen von dem Geschlechte los, von welchem ich abstamme und keine Macht des Himmels und der Erde soll und wird mich je bewegen, die Schwelle meines Vaterhauses wieder zu betreten, das ich noch in dieser Stunde verlasse, weil Elternfluch mich hier getroffen! — Breche ich oder einer meiner Nachkommen diesen Eid, so soll Gott mich oder Jenen mit zeitlichem und ewigem Verderben strafen!"

Der Kranke, der sich im Verlaufe seiner Erzählung mehr und mehr ereifert und die Worte des von seinem Vater geleisteten Eides mit einer fast übernatürlichen Kraft ausgesprochen, hielt jetzt inne und blickte mit glänzendem Auge auf Sohn und Enkel. Diese hatten in fieberhafter Spannung jedem seiner Worte gelauscht und athmeten unwillkührlich auf, als eine Pause in dem Berichte eintrat, der Jeden von ihnen auf das Tiefste und Heftigste erschüttert. Der Greis dehnte diese Pause nicht aus — ihrer Kürze wegen war sie von desto größerer Wirkung und Alle erbleichten nur noch mehr, als er plötzlich rasch und in großer Erregung fortfuhr:

„Nach Ausspruch dieses Eides verstummten die Eltern meines Vaters auf einige Sekunden; dann wollten sie Etwas entgegnen; doch mein Vater rief ihnen mit donnernder Stimme: „Halt! Kein Wort mehr!“ zu, neigte sich zu seiner noch immer besinnungslos daliegenden Frau, erweckte sie durch seine Küsse zum Leben, gab ihr durch die zärtlichsten Worte der Liebe, Kraft zum Handeln und verließ mit ihr Kapelle und Schloß. Noch in derselben Nacht verließ er Almarstein und kurze Zeit, nachdem er sich von Eltern und Heimath abgewendet, sagte er auch seinem Vaterlande Lebewohl! — — Meine Eltern reisten nach England, nahmen den Namen Bookhouse an, lebten dort zwölf Jahre und wandten sich dann nach der Schweiz. Um sich und seine Frau zu ernähren, ergriff mein Vater das Uhrmacherhandwerk als Gewerbe; er hatte sich früher zu seinem Vergnügen mit dieser mechanischen Arbeit beschäftigt — später gab sie ihm Brod! — — Die Ehe meiner Eltern war eine glückliche; sie wurde nur durch den Tod ihrer ersten fünf Kinder getrübt; ich — ihr jüngstes Kind — erhielt, wie ich Dir, mein Sohn, bereits früher erzählt habe, den Buchenhausen'schen Familiennamen „Waldemar.“ — An mei-

nem Hochzeitstage erzählte mir mein Vater seine Lebensgeschichte und verhehlte mir nicht, daß es einen eigenen Eindruck auf ihn gemacht, daß ich am Leben geblieben sei; er gestand mir auch ein, daß dieser Umstand ihn einzig dazu veranlaßt habe, seine Schicksale aufzuzeichnen. Dieses, mit seiner vor Zeugen geschriebenen Unterschrift seines wahren Namens, versehene Dokument, nebst meinem Taufschein, hat er an den Pfarrer Bodenbach geschickt, der nach jener Katastrophe nach Münster übersiedelt war. Seine Bitte, die jene Dokumente begleitete: „diese Papiere, auf dem ihm bekannten geheimen Wege, in den Versteck des Almarsteiner Schlosses zu befördern, wo er seinen Taufschein niedergelegt, — ist dem Geistlichen gelungen, zu erfüllen. Er hatte den Schlüssel zum Eingang jenes geheimen Gewölbes, den mein Vater ihm vor seiner Abreise übergeben, aufbewahrt, und schickte diesen, sowie jenen hier im Zimmer stehenden Rokokokasten, der einige wichtige Bilder aus Almarstein enthält und der früher seinen Platz in dem Euch genannten Versteck gehabt, zum Beweise mit, daß er selbst an Ort und Stelle gewesen."

Der Greis deutete bei seinen letzten Worten auf

einen seitwärts von seinem Bette befindlichen Tisch, auf dem ein ziemlich großer Kasten stand; er war von alter Arbeit, mit reichem Schnitzwerk versehen und sein Deckel in zwei Theile getheilt.

Mr. Bookhouse warf einen flüchtigen Blick auf diesen ihm wohlbekannten Kasten und fragte dann lebhaft: „Wenn nach Aussage Deines Vaters die Beweise für unsern gerechten Anspruch an den Namen Buchenhausen im Schlosse Almarstein sind, wo finde ich jene Dokumente?"

„Ist es noch Deine Absicht, diesen Namensanspruch geltend zu machen?" entgegnete sein Vater ernst und vorwurfsvoll.

„Gewiß!" lautete die feste entschiedene Antwort des ehrgeizigen Mannes.

„Nun wohlan, so stürze Dich in's Verderben! Jene Dokumente findest —"

Der Greis hielt plötzlich inne — mit weit aufgerissenen Augen starrte er nach der Thür der Bearnda, in deren dunklen Rahmen eine dicht verhüllte Gestalt stand, die ihn mit glühendem Blick anschaute.

„O, seht dort, dort!" schrie der Kranke entsetzt; dann fiel er in die Kissen zurück; Alle sprangen auf — gewahrten aber Nichts — die Gestalt war ver-

ſchwunden und ſie glaubten, der Kranke habe eine Viſion gehabt.

„Vater! Vater! O, rede, ſprich! Wo liegen die Beweiſe unſeres Namens?“ rief Bookhouſe im Tone höchſter Seelenangſt.

Langſam öffnete der Gerufene die Augen; er ſchien ſeine Gedanken zu ſammeln, übergab dann ſeinem Sohne ein kleines goldenes Schlüſſelchen, das er an ſeidner Schnur um den Hals getragen und deutete auf den Kaſten.

Bookhouſe verſtand die Pantomime und öffnete den Kaſten. Innerhalb der beiden Deckelplatten befanden ſich zwei Portraits in alterthümlicher Tracht; den Boden des Kaſtens füllten zwei andere Bilder. Das Eine zeigte das Portal einer alten Burg, auf dem eine weibliche Figur mit ausgeſtreckter Hand ſtand; — das Andere ſtellte den Altar einer Kirche dar, den nur halb eine Decke verhüllte und welcher an ſeinen Stufen einen Eingang ſehen ließ.

Als Bookhouſe die Bilder flüchtig betrachtet, ſagte ſein Vater: „Die Portraits an den beiden Deckelplatten ſind die Gründer des Almarſtein'ſchen Fideicommiſſes; das Bild des Altares zeigt Dir den Eingang zu jenem geheimen Gewölbe unter der Ka-

pelle an. Drückt man gegen die mittlere Fläche des Altares, ſchieben ſich die Holzplatten auseinander und Eingang, ſowie eine Wendeltreppe werden ſichtbar. In dem kleinen Gewölbe ſteht in einer Niſche eine gleiche Statue, wie ſie das andere Bild zeigt und das iſt die Schutzpatronin der Familie Buchenhauſen, die heilige Gertraud. Verfolgt man die Richtung ihres Zeigefingers zur Tiefe hinab, ſo ruht das Auge auf der Steinplatte, welche die Mündung des geheimen Ganges iſt; dieſe Platte verbirgt eine eiſerne Thüre und ſie führt vermittelſt unterirdiſchen Ganges nach dem Gewölbe, oder aus demſelben in's Freie. Außer der Statue enthält das Gewölbe noch einen Rokokoſchrank, deſſen oberſten Aufſatz früher dieſer Kaſten bildete; das geheime Fach, in dem unſere Familienpapiere liegen, ſoll ſofort zu entdecken ſein, wenn man dieſen Kaſten kennt, da es gleiche Holzſchnitzerei, wie der Deckel deſſelben zeigt, und die Blume, die hier an dem Kaſten das Schloß enthält, auch an jenem Fache zu finden iſt; ſie giebt bei leichtem Druck nach und läßt das Schloß ſehen, das durch dieſen kleinen goldenen Schlüſſel geöffnet zu werden vermag."

Der Greis machte eine kurze Pauſe; dann ließ

76459

er ſich den Kaſten geben, drückte gegen die gemalte Platte des Altares, zeigte ſeinem Sohne ein geheimes Fach im Boden und ſetzte langſam hinzu: „Darin liegt der Schlüſſel zum Gewölbe; betritt es aber nie, Waldemar, denn dort ruht der Saamen eines böſen Fluches! Halte den Eid Deines Großvaters, entſage auch Du dem Namen, auf dem kein Segen für uns ruht!“

„Ich kann nicht, Vater, ich muß dieſen Namen beſitzen.“

„O, entſage ihm!“ rief ſeine Tochter, ſich ihm zu Füßen werfend. „Was kann dieſer Name Dir nützen?“

„Nutzen, Gertraud! O, er kann auch Dein Glück gründen!“

„Ich entſage dem Glücke, Vater, das nur ein Name mir geben kann!“ ſprach das Mädchen mit feſter Entſchloſſenheit, und ihren lieblichen Mund umzuckte zum erſten Male in ihrem Leben ein Lächeln kalter Verachtung.

Stolz blickte der Greis auf ſeine entſchiedene Enkelin und er rief lebhaft: „Du, Gertraud, biſt eine würdige Tochter des freien Landes, in dem Du das Licht der Welt erblickt und die richtige Erkennt-

niß für die barocken Zustände unserer krankhaften Civilisation gewonnen hast; Du bist das ächte Kind jenes neuen Geschlechts, das mein Vater gegründet und sein Segen wird auf Dir ruhen! Nun laß mich aber auch die Ansichten Deines Bruders hören, ich möchte wissen, ob er Dir nicht nachsteht."

„Ich — gleicher Ansicht mit Gertraud sein!" sprach Waldemar mit flammendem Blick; „nein, o nein! ich möchte einen Namen haben."

„Warum?" fragte der alte Mann überrascht.

„Um stolz darauf sein zu können, Großvater!"

„Stolz auf einen Namen?" wiederholte der Greis verächtlich; „o, Waldemar, setze in andere Dinge Deinen Stolz, auf unvergängliche, die das Leben überdauern! Was nutzt Dir ein Name an der Schwelle, wo ich jetzt stehe und die Du einst auch überschreiten mußt! Ein Name bleibt, wie alles Irdische, an der dunklen Pforte des Todes zurück — — ein Name ist es nicht, der Dir den Eingang zur ewigen Seligkeit öffnet."

„Aber für dieses Leben, an dessen Schwelle ich erst stehe, ist ein Name mein Vortheil! Welch andere Bahn liegt vor mir, führe ich den Namen eines alten edlen Geschlechts! Ja, Großvater, im Rück-

blick auf eine Reihe edler, hochherziger Ahnen, würde ich nicht allein mit Stolz denken: „Das waren meine Vorfahren!“ sondern sie würden mir leuchtendes Vorbild zu guten, edlen Thaten sein.“

„Wahnsinnige Verblendung starrer, stolzer Aristokraten!“ rief der Greis kopfschüttelnd und setzte erregt hinzu: „Das ist es, daß sie stets glauben, nur sie allein hätten Ursache, stolz auf ihren Namen zu sein; mit Verachtung blicken sie auf den eines ehrlichen Bürgers und Handwerkers! O, Sohn, Sohn, daß Dein Kind solch thörichte Vorurtheile eingesogen, ist Dein Werk und möchtest Du das nie bereuen! Wie anders war Waldemar früher; ich hatte ihn für Wahrheit, Ehre, Recht glühend zu empfinden gelehrt und in kühner Freiheit strebte sein Geist empor. — Da kamst Du, — Du schlugst ihn in Fesseln und Banden, Du lehrtest ihm, Gefallen zu finden an den lächerlichen Satzungen der Menschen jenseits des Meers! Dein Verderben war die alte Welt und betrittst Du sie vom Neuen, wird sie auch das Verderben Deiner Kinder werden! Darum flehe ich Dich, mein Sohn, noch einmal an: halte den Eid meines Vaters!“

„Ich kann nicht! Ein Name war das Ziel mei-

nes Strebens; ich werde nicht eher Ruhe haben, bis ich das Ziel erreicht."

„Du wirst Amerika verlassen?"

„Ja!"

„Deine Kinder sollen Dich begleiten?"

„Gewiß! Nur ihretwegen werde ich den Namen nachsuchen."

Es trat eine kurze Pause ein, den Greis schien plötzlich ein Hoffnungsstrahl zu durchleuchten; er wandte sich an seinen Enkelsohn und rief lebhaft: „Um einen Namen zu erhalten, verläßt Du also Hope Barwing, einem Namen opferst Du Deine Liebe?"

Waldemar gedachte des Ereignisses am Morgen, wo der Papagei das Wort „Namä" gerufen; er entsann sich des Resultats seiner ernsten Prüfung und entgegnete ruhig: „Nein, Großvater, das thue ich nicht, denn kein Name der Welt würde mir Hope Barwing ersetzen können!"

„So denkst Du ja wie mein Vater; dann gilt die Liebe Dir ja auch mehr wie ein Name! O, Gott sei Dank!"

„Gewiß, Großvater! Meine Liebe geht mir über Alles."

Des Großvaters Auge leuchtete, des Vaters Stirn umwölkte ſich und er ſagte ernſt: „Waldemar, müßteſt Du Deine Liebe einem Namen opfern, würdeſt Du es thun; trägſt Du den Namen eines edlen Geſchlechts, biſt Du auch verpflichtet, die Geſetze zu ehren, welche die ſtarken Säulen ſind, die den Glanz eines alten Hauſes aufrecht erhalten, und — thäteſt Du es nicht freiwillig, ſo würde ich Dich dazu zwingen.“

„Ein ächter Buchenhauſen!“ murmelte der Greis und ſetzte laut hinzu: „Wie ſchwer machſt Du mir den Tod, mein Sohn! O, daß ich in Frieden ſterben könnte!“

Eine tiefe, dumpfe Stimme, die mit ihrem düſtern, unheimlichen Klange dem Grabe zu entſteigen ſchien, ſagte plötzlich: „Stirb in Frieden, armer Greis, Keiner Deiner Nachkommen wird je den Namen Buchenhauſen tragen!“

Voll Entſetzen hörten Alle dieſe Prophezeihung; erſtarrt ſtanden ſie eine Sekunde, erſt dann kam Leben und Bewegung in die Ueberraſchten, als der Kranke, nach der Thüre deutend, rief: „Dort! dort!“

Sie ſahen ſich um, doch die dunkle Geſtalt, die

ſich nur einen Augenblick gezeigt, war verſchwunden, und als ſie in's Freie eilten, ſahen ſie auch im Garten, ſo weit ihr Blick reichte, Niemand.

Während Bookhouſe und ſeine Kinder nach verſchiedenen Richtungen hin eilten, entging ihnen, daß aus einem Gebüſch, nahe der Veranda, eine hohe, dunkle Geſtalt auftauchte, ſich vorſichtig umſah und dann durch das niedere Fenſter in's Zimmer ſtieg.

Ein lauter, durchdringender Hülfeſchrei rief die Suchenden in das Haus zurück; ſie ſtürzten dem Bette des Kranken entgegen; Mr. Bookhouſe lag mit weit aufgeriſſenen Augen, ein Bild ſtarren Entſetzens da, er war unfähig, auf eine der an ihn gerichteten Fragen zu antworten — Alle glaubten, er ringe mit dem Tode. Dieſer Todeskampf erfolgte aber erſt einige Stunden ſpäter; erſt als das Frühroth des neuen Morgens anbrach, entfloh ſein Geiſt der irdiſchen Hülle.

Sein Sohn drückte ihm die Augen zu — die Leiche betrachtend — fielen ihm die Worte ſeines Vaters ein: „Ich werde nicht ſterben, bevor ich geredet, ich werde mein Geheimniß nicht mit in das Grab nehmen!“

Mr. Bookhouse wußte nun den Namen, alle Mittel ihn zu erreichen besaß er auch, unwillkührlich suchte jetzt sein Blick die Bilder seiner Vorfahren — die Bilder aus dem Almarsteiner Schlosse. Er sah sie nicht! — Der Rokokokasten war der Gemälde beraubt und beide Schlüssel fehlten.

Sechstes Kapitel.

Im Hauſe Mr. Barwing's verſammelte ſich am Abend des Tages, wo Waldemar Bookhouſe aus dem Geſchäfte entlaſſen worden, eine große Geſellſchaft. Zu der feenhaften Pracht, mit der alle Räume ausgeſtattet waren und die ſich bis hinaus in den mit hunderten von buntfarbigen Lampen erleuchteten Garten erſtreckte, ſtanden die reichen koſtbaren Toiletten der Damen im vollkommenſten Einklange. Warf man einen Blick in dieſes Meer von Licht und Glanz, einen Blick auf dieſes Wogen von Luxus und Eleganz, man hätte ſich hinein verſetzt glauben können in die zaubriſche Wunderwelt der Mährchen „Tauſend und eine Nacht.“

Seit Wochen waren die großartigſten Vorbereitungen zu dieſem Feſte getroffen worden und Einladungen dazu an einheimiſche und auswärtige Freunde

und Bekannte ergangen; dieſe Vorbereitungen waren es geweſen, die vollkommen einzelne leiſe Gerüchte zerſtört hatten, welche hie und da aus Quellen aufgetaucht waren, deren Urſprung unbekannt geblieben, die ſich aber trotzdem im raſchen Laufe Bahn gebrochen. Vor den ſich von Tag zu Tag mit größerer Sicherheit verbreitenden Nachrichten über die Bedeutung des Feſtes und den ſich mehr und mehr im Barwing'ſchen Hauſe entwickelnden Glanz, ſchwanden die Gerüchte, welche einen Schatten auf die bis dahin tadelloſe Reinheit eines der geachteſten und weit verbreiteſten Namen der Handelswelt geworfen. —

Froh, heiter und unbekümmert eilte Jeder zum glänzenden Feſte Mr. Barwing's und in der Seele keines einzigen Gaſtes, der über die Schwelle des in zaubriſcher Pracht ſtrahlenden Palaſtes des reichen Handelsherrn ſchritt, tauchte der Gedanke auf, daß all der blendende Schimmer, Schein — all die jubelnde Freude Täuſchung ſein könne! — — — Hätte ſich auch noch in der Bruſt eines Mißtrauiſchen leiſer Zweifel geregt, — er hätte ſchwinden müſſen vor dem ruhigen zufriedenen Lächeln des Hausherrn, vor dem unverkennbaren Ausdruck von

Glück im Antlitz des ihm im Empfangssalon zur Seite stehenden Mr. Watherley, — eines der reichsten jungen Kaufherren New-Yorks, den man allgemein als Hope Barwing's Verlobten bezeichnete. Die Vereinigung solcher Namen war genügend, jeglichen Zweifel zu heben! —

Mr. Henry Watherley war erst kürzlich von seiner Reise nach Ostindien zurückgekehrt, die er, wie man sagte, nur aus dem Grunde angetreten, um persönlich neue Handelsverbindungen anzuknüpfen und seinem Geschäfte noch größere Ausdehnung zu verleihen, als es bereits durch seinen Vater erhalten. Als einziger Sohn war er — Haupterbe des ganzen großen Vermögens geworden, das die Watherley's durch Handel erworben und sein Reichthum deckte in den Augen der Spekulativen und Berechnenden die Mängel zu, von denen weder sein Aeußeres noch Inneres frei. Er war häßlich durch eine mißgestaltete Figur, unangenehm, durch den Geiz, der alle seine Handlungen charakterisirte. Hope Barwing wurde er von dem Augenblick an lästig, wo er ihr seine Huldigungen darbrachte und widerwärtig machte er sich ihr, als er um ihre Liebe warb. Unverholen hatte sie ihm stets den Eindruck gezeigt,

den seine Annäherung bewirkt und selbst am Abend des Festes, an dem Abend, wo man sie als seine Braut ansah, verhehlte sie nicht die wahren Empfindungen ihres Herzens. Kalt und gemessen beantwortete sie Mr. Watherley's Anreden und seinen Aufforderungen zum Tanze wußte sie sich durch Ausflüchte geschickt zu entziehen.

Voll Spannung hingen die Augen der Gäste an dem schönen Mädchen; Hope Barwing, — stets in den Gesellschaften der Mittelpunkt der Blicke, wurde an dem Abend noch mehr und aufmerksamer wie gewöhnlich betrachtet; man fand sie auffallend bleich, fast weißer aussehend, wie ihr matt schimmerndes weißes Seidenkleid und Viele meinten oft, wenn sie ihren Blick auf der mitunter regungslosen Gestalt des jungen Mädchens ruhen ließen, Hope mahne an jene herrlichen Marmorstatuen im Garten ihres Vaters, die von Zeit zu Zeit, mit buntem Farbenlicht übergossen, klar und deutlich aus den dunkeln Bosquetts hervortraten, in denen bengalische Flammen leuchteten. Je weiter der Abend vorschritt, desto mehr kamen die Gäste zur Ueberzeugung, daß Miß Barwing nicht mit dem ihr bestimmten Gatten zufrieden sei; hie und da regten sich Stimmen Theil-

nehmenden, die da äußerten, ſie würde ſich wohl lieber mit Jemand verlobt haben, der weniger Geld und beſſeres Ausſehn habe, — Andere fanden ſie indeſſen wegen der brillanten Parthie mehr zu beneiden, als zu beklagen, denn Henry Watherley galt in New-York als Millionair.

Die, bei der Sache am nahſten Betheiligte, — Hope Barwing, ſie konnte ſich, obgleich der furchtbare Moment ihrer Verlobung wie ein drohendes Geſpenſt vor ihr ſchwebte, — nicht als möglich denken, daß ihr Vater ſein Wort halten würde, das er ihr am Morgen gegeben; tönten auch vor ihren Ohren mitunter die Worte wieder, die er ihr geſagt, nachdem er ſie aus Waldemar's Armen geriſſen, vernahm ſie durch das ſie umbrauſende Gewirre der fröhlichen Geſellſchaft den entſetzlichen Zuruf: „Du wirſt heute noch Watherley's Braut ſein!“ ſo tröſtete ſie ſich mit dem Gedanken an die feſte Entſchiedenheit ihres Willens und an die offene Erklärung, die ſie ihrem Vater gegeben.

Wie jung Hope Barwing auch war, ſo energiſch war ihr Charakter; bangte ſie alſo auch, — ſo fürchtete ſie doch wenig für ihre Liebe und das ſtählte ihren Muth. Feſt entſchloſſen: „ſich nicht mit Henry

Watherley zu verloben," ſagte ſie ſich immer von Neuem „Legt Dein Vater Deine Hand in die Watherley's, ſo ziehſt Du ſie zurück und erklärſt unumwunden, was Dich allein retten kann, — Deine Liebe zu Waldemar!" — -- — — —

Hope wurde ruhiger, je weiter der Abend vorrückte und der Moment der Entſcheidung herannahte. Anders war es mit ihren Eltern und dem ihr beſtimmten Verlobten. Mr. Watherley bangte vor dem Augenblick und er war es, der Mr. Barwing bat, die Ankündigung ſeiner Verlobung mit Hope bis zum Souper zu verzögern; — der eiſige Ton des Mädchens, ihr Blick, Alles ließ ihn etwas Schlimmes ahnen, — befürchten: „Der Vater täuſcht Dich und ſie iſt nicht einverſtanden mit der Werbung." Nie — ſo oft Mr. Watherley auch an das ihm bevorſtehende Ereigniß dachte, wählte er den Ausdruck, „ſie liebt Dich nicht." Ob Hope ihn liebte, war ihm ziemlich gleichgültig; er wollte der Schwiegerſohn Mr. Barwing's werden, das genügte ihm vorläufig gänzlich! — Stellte er ſich alſo die Möglichkeit vor, daß das junge Mädchen ihm nicht die Hand reichen würde, ſo ſchwand das Lächeln aus ſeinem Antlitz, das frohe Hoffnung auf Erfolg

ſeiner Werbung hervorgerufen; Bläſſe bedeckte ſeine Züge beim Gedanken an das Scheitern ſeiner Pläne und mit Macht verſcheuchte er ihn. Immer ſchloſſen ſich ſeine Augen vor dem Blick auf die mögliche Alternative, denn — dieſe Alternative war ein Abgrund, in dem er rettungslos verſinken konnte! — Mſtr. Barwing, die ihre Tochter zärtlich liebte und deren Neigung für Waldemar Bookhouſe kannte, hielt ſich an dem Abend ebenſo fern von Hope, wie ſie es ſtets in der letzten Zeit gethan; ſie hatte eingeſehn, daß des Mädchens Liebe unberückſichtigt bleiben mußte und Hope Gefühle nicht nähren durfte, die nach dem Willen ihres Mannes nicht im Herzen ihrer Tochter tiefere Wurzel faſſen ſollten. Zu ihrem größten Schmerze hatte Mſtr. Barwing an dem Tage die Gewalt entdeckt, die Waldemar über Hope beſaß; und zugleich erkannt, wie tief die Leidenſchaft war, die Jene für den jungen Mann fühlte! — Was in ihren Kräften geſtanden, war von ihr geleiſtet worden, um das Kind dem Willen des Vaters gefügig zu machen; doch, wie unlenkſam ihre ſonſt ſo ſanfte, nachgebende Tochter in der Beziehung war, hatte ſich bei den Verſuchen gezeigt. Voll Angſt ſah daher Mſtr. Barwing Hope immer ruhiger

werben; mit Entſetzen bemerkte ſie zuletzt den Ausdruck feſter Entſchloſſenheit in dem lieblichen Geſichte ihrer Tochter und ſie konnte bei dem Anblick nicht den Gedanken unterdrücken: „daß das Mädchen zum Kampf um ihre Liebe gerüſtet war und es zweifelhaft blieb, auf weſſen Seite der Sieg ſein würde.

Mſtr. Barwing gehörte zu den Naturen, die mit ängſtlicher Sorgfalt jegliches Aufſehn vermeiden ſchrecklich war ihr daher dieſer Gedanke an die Scene, die ſich möglicher Weiſe an dem Abend, vor Hunderten von Zeugen, in ihrem Hauſe entwickeln konnte. — Sie ging zu ihrem Manne, als ſie ihn einen Augenblick allein ſah, und ſprach flehend: „William, ſage Hope, was auf dem Spiele ſteht und ſei überzeugt, dann widerſtrebt ſie Dir nicht.“

Mr. Barwing runzelte die Stirne und entgegnete kalt: „Nein! es iſt nicht nöthig, daß ſie das weiß! ſie wird ſo gehorchen!“

„Sie thut es nicht! Hope iſt energiſch wie Du; ſie iſt darin Deine echte Tochter und beſitzt einen eiſenfeſten Willen.“

„Nicht ihren Eltern gegenüber! ſie iſt doch mein Kind, muß alſo thun was ich befehle, — beruhige Dich daher.“

„O höre auf mich! — Du bedarfst nicht der Gewalt! — Wende Dich an das Herz Deines Kindes und glaube mir, das Gefühl der Liebe beugt ihren Willen.“

Mr. Barwing warf einen flüchtigen Blick auf seine Tochter; das ruhige Lächeln in diesem bleichen Gesichte verwirrte ihn, denn einige Stunden zuvor hatte er dieses Antlitz, das jetzt so vollkommen in den Salon paßte, von Schmerz zerrissen gesehn und diese hohe königliche Gestalt, die nun mit leichter Grazie und stiller Würde einherschwebte, hatte sich im demüthigen Flehen zu seinen Füßen gewunden; — jede Spur vergangener Gemüthsbewegung war verwischt! — — Barwing fragte sich, ob der starke Wille, der dieses Werk so bald vollbracht, nicht auch mächtig genug sein würde, den angedrohten Kampf zu wagen; — verstimmt wandte er sich von Frau und Tochter ab. Eine Berührung seines Armes veranlaßte ihn, sich umzuwenden und er sah abermals das bittende Gesicht seiner Frau. Hastig sagte er: „Ich werde, ehe ich ihre Verlobung öffentlich bekannt mache, prüfen, ob sie geneigt ist, meinen Befehlen zu folgen.“

Mstr. Barwing schien zufrieden.

Mit verbindlichem Lächeln gingen beide Gatten von Neuem zu verschiedenen Gruppen ihrer Gäste; Mr. Barwing's Lächeln hielt sogar Stich bei den Nachfragen nach Waldemar Bookhouse; er sprach mit Bedauern von seines Correspondenten plötzlicher Abreise, die dessen Vater am Morgen veranlaßt und redete unbefangen von der Hoffnung seiner baldigen Rückkehr.

Hope Barwing stand im Laufe des Abends bei einer solcher Fragen mit einer ihrer intimsten Freundinnen, der ihre Liebe zu Waldemar kein Geheimniß war, in der Nähe ihres Vaters; seine Schwester kam plötzlich zu ihm und sprach ihre Verwunderung aus, daß sie Mr. Bookhouse nicht gesehn und fragte, wo er sei. — Gespannt lauschten beide Mädchen der Antwort und bemerkten nicht den Blick, den Mr. Barwing auf sie richtete; sie hörten nur, mit niedergeschlagenem Auge die im ruhigsten Tone der Welt gesprochenen Worte: „Er ist leider heute abgereist; es wurde ihm schwer, an Hope's Verlobungsfeste zu fehlen; doch Familienrücksichten zwangen ihn dazu."

„So ist es also wahr, daß Hope mit Watherley verlobt ist!" rief die alte Dame erfreut. „Hope,

mein Kind, ich gratulire Dir!“ ſetzte ſie, ſich zu ihrer Nichte wendend, hinzu.

Nur einen Augenblick lähmte Schreck und Entſetzen das Mädchen; ſich faſſend ſprach ſie lachend: „Tante, wie kannſt Du Scherz für Ernſt nehmen und glauben daß mein Vater, der ja weiß, wie tief ich Waldemar Bookhouſe liebe, mich mit Watherley verloben wird.“

„Ja ſo! ich weiß —“ ſtotterte die Tante ängſtlich, als ſie das erdfahle Geſicht ihres Bruders ſah. „Ach, da iſt Mſtr. Blackwell, ich ſah Sie noch nicht! — Theure Mſtr. Blackwell! —“

Die alte Dame entfernte ſich eilig.

Schweigend ſtanden ſich Vater und Tochter gegenüber; Miß Hope's Freundin würde gern auch fortgegangen ſein, aber Hope's Hand hatte ſich mit krampfhafter Heftigkeit um ihren Arm geſchlungen.

„Alſo doch!“ murmelte Mr. Barwing leiſe; lauter, doch nur den beiden Mädchen verſtändlich, ſetzte er hinzu: „Miß Barwing, ich prophezeihe Ihnen, daß Sie ſich nur lächerlich machen werden, indem Sie die Liebe zu dem Commis Ihres Vaters der Welt verkünden.“

„Beſſer lächerlich, als ehrlos, Mr. Barwing!“

entgegnete sie ruhig „Ehrlos!“ wiederholte Mr. Barwing langsam und mit eigenthümlichem Tone, „allerdings, das ist etwas Schlimmes und das erträgt nicht Jedermann mit Ruhe.“

Er verließ beide Mädchen schnell, denen er plötzlich wie geistesabwesend erschien; ein seltsames Gefühl der Beklemmung benächtigte sich Hope's und angsterfüllt blickte sie ihrem Vater nach, der sich in's dichtere Gewühl der Gäste mischte. Der verwunderte Ausdruck im Gesichte ihrer Freundin zwang sie, sich zu beherrschen; durch einen leichten Scherz beruhigte sie dieselbe und Beide schlossen sich einem vorübereilenden Zuge von nahen Bekannten an, die sich in den Garten begaben.

Der Garten war seltsam durch Mondschein und farbiges Lampenlicht erhellt. Unter heitern Gesprächen wandelten die jungen Leute umher; Alle waren froh und erregt; Alles strahlte von Licht und Glanz, nur in Hope's Innern war es dunkel, und finster erschien ihr Alles, wohin sie blickte. Ein unwillkührliches Gefühl trieb sie nach kurzer Zeit an eins der Fenster des Gartensalons, die hinab bis zur Erde reichten; sie übersah von dort das ganze Gemach, sah aber nichts von den darin auf und abwogenden

bunten Gestalten, ihr Blick fiel und haftete allein auf ihren Vater, der mit einem der Diener des Hauses redete. Beide wechselten nur wenige Worte zusammen, dem Anschein nach waren sie unbedeutend —; Hope bemerkte aber, wie düster das Auge ihres Vaters wurde, daß er einige Sekunden lang wie gedankenlos vor sich hin starrte und dann sah sie ihn mit schnellem Schritte durch eine Thüre gehen, die nach dem Corridore führte.

Hope beschloß, ihn ferner zu beobachten; sein Wesen erschien ihr plötzlich auffallend gegen seine sonstige ruhige unveränderte Haltung und gedankenvoll kehrte sie zu ihren jungen Freundinnen zurück. Länger als eine halbe Stunde blieben sie noch im Garten; doch von Neuem erschallende Tanzmusik rief Alle nach dem Tanzsaale. Hope hatte sich zu der Francaise engagirt, ihr Tänzer eilte bei den ersten Takten auf sie zu und sie wollten sich in die Reihen der Antretenden stellen, als einzelne der Orangenblüthen aus dem Kranze fielen, den sie im Haare trug.

„Nehmen Sie sich eine andere Dame!“ bat Hope ihren Tänzer und deutete auf ihren in Unordnung

gerathenen Kopfputz, „ich muß mir neue Blüthen anstecken.“

Sie eilte aus dem Saale; auf dem Wege nach ihrem Zimmer begegnete sie ihrer Mutter. Ein fremdes Auge würde vielleicht kaum eine Veränderung in Mstr. Barwing's stets gleichmäßig ruhigen Gesichtszügen wahrgenommen haben; doch ihre Tochter erkannte augenblicklich, daß die Ruhe, die das Antlitz jetzt zeigte, eine mühsam errungene war. Ohne ein weiteres Wort zog sie ihre Mutter in ihr Zimmer, verschloß die Thüre, und fragte hastig:

„Was ist vorgefallen? — Was ist Dir, liebe Mutter?“

Mstr. Barwing's mühsam errungene Fassung schwand vor diesem plötzlichen, unerwarteten Ausruf; sie brach in convulsivisches Schluchzen aus, warf sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit in die Arme ihrer Tochter und rief flehend:

„O Hope, mein Kind, erbarme Dich, rette Deinen Vater!“

„Ich, meinen Vater retten? — — Was ist ihm — wo ist er?“

„In seinem Zimmer! er hat vor Kurzen die schrecklichsten Nachrichten erhalten!“

„Was für Nachrichten — inwiefern ſchrecklich?“

„Ich kann — ich darf Dir Nichts ſagen!“ flüſterte Mſtr. Barwing erbleichend und ſetzte dann lebhaft und dringend hinzu: „Ach, eile zu ihm, meine Tochter! — vielleicht öffnet er Dir ſein Herz! Sei aber vorſichtig, liebe Hope! — Dein Vater iſt in einer ſchrecklichen Lage, in einer verzweifelten Stimmung!“

Hope Barwing ſtand einige Sekunden wortlos da; Gefühle der Angſt, des Entſetzens durchſtrömten ihre Seele; nur mit Anſtrengung gelang es ihr, ſich zu faſſen, dann ſagte ſie zärtlich:

„Beruhige Dich, liebe, liebe Mutter! — ich gehe zum Vater!“

Mſtr. Barwing athmete auf, als ihre Tochter aus dem Zimmer eilte.

Siebentes Kapitel.

Es war ein ſo kurzer Weg, den Hope Harwing zu machen hatte, um nach dem Zimmer ihres Vaters zu gelangen und doch wie viele Gedanken, — welch' verſchiedene Gedanken wogten durch ihr Inneres auf dieſem kurzen Gange!

Die Tanzmuſik, das Geräuſch der Geſellſchaft drang an ihr Ohr und in welch graſſem Contraſte ſtanden die Eindrücke, die ſie von Außen empfing, zu dem, was ihre Seele beſchäftigte! — — Den ſchrecklichſten Gegenſatz zu dem heitern Gewühl des Feſtes, das ſie vor wenig Minuten verlaſſen, bot ihr aber das ſtille, einſam gelegene Gemach ihres Vaters, das ſie mit laut klopfendem Herzen betrat.

Dieſes Zimmer war nur ſchwach durch eine Lampe erhellt; ſie brannte inmitten eines Tiſches, den offne Briefe bedeckten; den vollſten Strahl des

Lichts traf ein Schrank, der Waffen enthielt und deſſen Thüren geöffnet waren; glänzend traten die blitzenden Schafte der Revolver und Doppelgewehre aus dem dunkeln Hintergrunde hervor. — Vor dieſem Schranke ſtand Mr. Barwing mit über der Bruſt gebeugten Armen und ſein Auge ruhte ernſt und nachdenklich auf einer ſeiner vortrefflichſten Piſtolen; ſein Geſicht bedeckte fahle Bläſſe; doch zeigte es Ruhe und Entſchloſſenheit.

Nur einen Moment betrachtete Hope das ſchauerliche Bild, das ihr mit ſcharfen Strichen die Stimmung einer verirrten, verzweifelten Seele enthüllte. Sie flog auf ihren Vater zu; Mr Barwing hörte nicht den leichten Schritt ſeiner Tochter; doch in dem Augenblicke, wo ſeine Hand nach der Waffe griff, die er lange und ernſt betrachtet, fühlte er ſeinen Arm zurückgehalten. Haſtig wandte er ſich um und rief barſch: „Was willſt Du hier?“

„Ich wollte Dich fragen, ob ich Etwas für Dich thun kann?“

Die Stimme Hope's klang nie weicher, nie ſanfter, als bei dieſen Worten; Barwing blickte ſie feſt und forſchend an. Sie hielt den Blick ruhig aus und ſah, daß im Auge ihres Vaters eine Thräne

aufſtieg. — Mehr als tauſend Worte erſchütterte ſie dieſe Thräne! — nie hatte ſie dieſen Ausbruch tiefer, innerer Bewegung bei einem Manne geſehn, nie hatte ſie vermuthet, daß ihr Vater weinen könne. — Mit einer Liebe, wie ſie ſie noch nie in ihrem Herzen für ihren Vater empfunden, umſchlang ſie ſeinen Hals und indem ſie ihren Kopf auf ſeine Schulter legte, fragte ſie leiſe: „Was kann, was ſoll Dein Kind für Dich thun? —"

Barwing entwand ſich den Armen des bewegten Mädchens und mit ſeinem gewöhnlich kalten Tone und ſchroffem Weſen entgegnete er kurz: „Laß mich allein! — Geh!"

„Vater, lieber Vater!" rief ſie, ihn von Neuem umarmend, „Vater, ich verlaſſe Dich nicht, bis Du mir geſagt haſt, ob ich nicht Etwas für Dich thun kann."

„Etwas?" — wiederholte Barwing bitter. „Etwas? — Du kannſt viel, Du kannſt Alles für mich thun, Du kannſt mich retten; doch — — Du willſt es ja nicht."

„Verlange! Um Dich zu retten, thue ich Alles!"

„So laß mich Deine Verlobung mit Watherley bekannt machen."

Hope erbebte — bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen und ſank dann ihrem Vater zu Füßen.

Er trat einen Schritt zurück, lachte höhniſch und rief: „Die Liebe eines Kindes! Die Opferwillfährigkeit einer Tochter!“ —

Hope ſprang auf und mit tonloſer Stimme hauchte ſie kaum hörbar: „Vater! — Wenn ich mich nicht mit Watherley verlobe, wenn ich Waldemar den Schwur der Treue halte, was geſchieht dann —?“

„Dann iſt mein Name morgen gebrandmarkt, dann bin ich ehrlos! Die öffentliche Schande vermag ich nicht zu überleben.“

Hope ſchwieg nach dieſen entſetzlichen Worten; Vermuthungen — Gewißheiten durchkreuzten ihren Geiſt, Schmerz und Weh zerriſſen ihr Herz und bange Troſtloſigkeit erfüllte ihre ſonſt ſo muthige und ſtarke Seele.

Nach einer langen, für Vater und Tochter gleich furchtbaren Pauſe flüſterte Hope: „Du biſt banquerott?“

„Ich werde es, wenn ſich nicht noch dieſe Nacht mein Name mit der berühmten Firma der Watherley's verbindet.“

„Geſchieht Das, biſt Du dann gerettet, Vater?“ fragte ſie ernſt und feierlich.

„Ja!“

„Hat ein Name ſolches Gewicht?“

„Er hat es, wenn er ſolchen Klang beſitzt, wie der der Watherley's.“

Hope faltete die Hände; Glut und Bläſſe wechſelten in ihrem Geſichte, Zittern durchflog ihre Glieder.

„Vater, gilt Dir Dein Name wirklich mehr als das Lebensglück Deiner einzigen Tochter?“ —

„Mein Ruf ſteht mir höher, Hope! Mein Name iſt einer der geachtetſten in der Handelswelt! Seit länger als hundert Jahren iſt die Firma „William Barwing“ in der ehrenhafteſten Weiſe bekannt, ich kann keinen Makel auf meinem Namen ſehen, den ich ſo gern meinen Söhnen in ſeinem alten Glanze erhalten! — Daß ich's nicht kann, der Gedanke treibt mich zum Aeußerſten — ich — —“

„Halt ein, Vater! — Nicht noch einmal dieſe furchtbare Andeutung, der bloße Gedanke iſt eine Todſünde!“

„Iſt er es auch nach Deinen Begriffen, ſo nicht

nach den meinigen! der Ausweg iſt mein einziger Troſt, die That meine einzige Rettung!"

„Du haſt ja ein anderes Rettungsmittel, Deine Tochter!" rief Hope mit freudigem Lächeln.

„Willſt Du wirklich mein guter Engel ſein?"

„Nicht Dein Engel — nur Dein Kind! — Komm, Vater, laß uns eilen und mache Deine Verbindung mit dem Dich rettenden Namen bekannt."

Hope fühlte, daß ſie, ohne weitere Ueberlegung, raſch handeln mußte, daß ihr keine Zeit zur Beſinnung bleiben durfte, denn tauſend Stimmen riefen ihr unaufhörlich zu: „Indem Du den Einen retteſt, tödteſt Du den Andern."

Mr. Barwing drückte einen Kuß auf die Stirne ſeiner Tochter. Worte heißen Dankes ſtrömten von ſeinen Lippen; dann bat er Hope zur Geſellſchaft zurückzukehren und verſprach, binnen Kurzem ihr zu folgen.

Hope ging. Im Vorgemach erblickte ſie den greiſen Buchhalter, welcher der Beſchützer ihrer und Waldemar's Liebe geweſen.

Thränen traten bei ſeinem Anblick in ihre Augen und ſchmerzlich rief ſie: „O Bob, Bob! — nun iſt

Alles aus! ich habe Waldemar entsagt und werde Watherley's Braut."

„So sei Gott gepriesen!" rief der alte Mann feierlich.

Verwundert blickte Hope ihn an und entgegnete voll Erstaunen: „Wie, Bob? — Das sagst Du?" — —

„Ja wohl, Miß Hope, sage ich es aus vollem Herzen! Nachdem ich heute Nachmittag von Eurem Vater erfahren, welche Schicksale ihn betroffen haben, was für Speculationen ihm mißlungen sind, — seitdem habe ich Gott angefleht, daß Ihr Eure junge Liebe dem alten Namen zum Opfer bringen möchtet! — Gott hat mein Gebet erhört, Ihm sei tausendfacher Dank gebracht, daß er Euer Herz erweicht und dem Willen Eures Vaters geneigt gemacht! — —"

Hope Barwing betrachtete den Greis mit noch größerm Erstaunen, — er hatte ihre Liebe erstehn und im Laufe der Zeit erstarken sehen, — war ihr Vertrauter, ihr Schutz und Schirm gewesen — hatte sich mit ihnen bisher gegen ihre Eltern verbunden; wenn Verzweiflung sie erfaßt, war er es gewesen, der ihren Muth aufgerichtet, sie Beide getröstet und nun dankte er Gott, daß sie diese Liebe, die der

Pulsschlag ihres Lebens war, dem Namen Barwing zum Opfer brachte.

Ein Gefühl von Bitterkeit regte sich zum erstenmale in dem Herzen des jungen Mädchens und in gereiztem Tone rief sie ihrem alten treuen Freunde zu: „Von Dir, Bob, hätte ich am ersten andere, als die eben gesprochenen Worte erwartet! — ja, Dir würde ich wahrlich zugetraut haben, daß Du Liebe und Treue höher achtetest, als den Namen eines Handlungshauses! —“

Die Reihe, zu staunen, schien jetzt an den alten Buchhalter gekommen zu sein; kopfschüttelnd sah er seinen aufgeregten Liebling an und entgegnete empfindlich: „Ich würde Eure Rede übel nehmen, Miß Hope, wenn ich nicht glaubte, daß der Schmerz Eure Sinne verblendet und Eure Gedanken verwirrt hat! Berichtigen muß ich aber Euren Irrthum; ich muß Euch sagen, daß ich seit länger als funfzig Jahren in dem Geschäfte William Barwing's bin und dem Hause zu treu gedient habe, als daß mir sein Name nicht höher denn Alles in der Welt — bedeutend höher als die vergänglichen Gefühle des Herzens — stehen sollte!“

„Du nennst Liebe und Treue vergängliche Gefühle?“ rief Hope leidenschaftlich.

„Sind sie es etwa nicht? — sie reichen doch nicht über das Grab hinaus? — Möget Ihr sie auch hegen bis zu Eurer Todesstunde — dann sterben sie mit Euch. Nicht so der Name Barwing! — — Die Firma hat schon mehrere Geschlechter überdauert und wird noch als heller Stern in der Handelswelt strahlen, wenn unsere Kind und Kindeskinder längst Staub und Asche sind.“

„Mit einem Kaufmann ist über Gefühlssachen nicht zu streiten, an der Stelle des Herzens trägt er das „Ein mal Eins“ oder ein Rechenexempel!“ antwortete Hope mit steigender Erbitterung.

„Kein „Ein mal Eins“, Miß Barwing! — Kein Rechenexempel, Miß Hope! — Das Herz eines guten Kaufmanns ist einzig erfüllt von dem Bestreben, den Glanz seiner Firma in fleckenloser Reinheit zu erhalten, damit sein Name im Stande ist, hoch über den in der Handelswelt vorkommenden Wechselfällen des Glücks zu stehen. Unerschütterlich, gleich dem Fels im Meere muß eine gute Firma

ſein. — Ob die brauſenden Wogen und reißenden Fluthen des Handels und Wandels auch gegen dieſen Fels anſtrömen, ſich in bedrohlicher Höhe neben ihm aufthürmen; — ſpurlos muß Alles an ihm abgleiten, unverſehrt muß er aus ſchäumenden Wellen des Unglücks, aus den ſtarken Strömungen verfehlter Spekulationen hervortauchen. Immer muß ein feſter Grund da ſein, auf dem er ſich erhebt; kalt und ruhig muß er auf das Gewirre hinabblicken können; unabläſſig muß er bemüht ſein, daß der Boden unter ihm nicht wankt! — Sieh, Kind, dafür — für einen Namen von fleckenloſeſter Reinheit — einem Namen vom beſten Klange, muß der Kaufmann leben, wirken, handeln; dafür muß er Alles opfern und hingeben, dabei muß ihn auch Jeder treulich unterſtützen, der unter ſeiner Firma arbeitet!“

Das leuchtende Auge des greiſen Buchhalters, ſeine lebhafte Erregung machten den tiefſten Eindruck auf Hope — die Worte riſſen ſie hin! — Es war, als ob ein elektriſcher Funke in ihr Herz gefallen ſei und das kaufmänniſche Blut entzündet habe, das durch ihre Adern rollte; ihren Geiſt durchflog plötzlich die feſte Gewißheit, daß ſie Recht ge-

handelt hatte, ihre Liebe dem Namen ihres Vaters zu opfern. —

Zum Heil und Segen der Firma Barwing wandelte das Gespräch mit dem Buchhalter Hope zu Etwas um, das sie vielleicht nie gedacht werden zu können — nämlich: zu einer auf den Namen ihres Vaters stolzen Tochter. So erblich dann in dem Augenblick vor dem Gedanken an den Glanz der berühmten Firma eines alten Handlungshauses die Erinnerung an Waldemar Bookhouse und ihre Liebe.

Ein zufälliges Ereigniß mahnte Hope, ehe sie ein treues Herz gänzlich aufgab, noch einmal an Alles, was dieses Herz ihr bis dahin gewesen! — Im Begriff, in die Gesellschaftssäle zurückzukehren, löste sich der Kranz, mit dem ihr Haar durchflochten, vollständig; Blätter und Blüthen, die sie geschmückt, lagen plötzlich zu ihren Füßen, entsetzt wich Hope vor diesen kleinen weißen Kelchen der Orangenblüthen zurück, die wie Schneeflocken an den grünen Zweigen hingen. — Schneeflocken lagen auch auf dem ersten, hoffnungsvollen Traume ihres Lebens! — —

Waldemar Bookhouse hatte ihr, dem Kinde, als erstes Geburtstagsgeschenk ein Orangenbäumchen gegeben, — dieses Orangenbäumchen trug das erste

Mal Blüthen — reiche Blüthen und mit ihnen hatte ſich Hope gerade an dem Tage geſchmückt, wo die letzten Blüthen ihrer Liebe gefallen! — Wie ſchmerzlich tief traf ſie der ſtumme Vorwurf dieſer Blumen, tiefer — als alles Selbſtverklagen! — — —

Mit ſtarker Willenskraft unterdrückte ſie einen Ausbruch heftigen Schmerzes; nur einzelne Thränen bethauten die zarten Blüthenkelche als ſie ſie haſtig zuſammenraffte und in ihr Zimmer trug. Ihre Hände zitterten noch als ſie nach dem koſtbaren Brillantſchmuck griff, den Henry Watherley ihr vor Beginn des Feſtes geſandt und den ſie auf Befehl ihres Vaters nicht hatte zurückſchicken dürfen; doch als das ſchimmernde Diadem ihre Stirne umſchloß, da ſchimmerte auch ein leuchtender Stern durch die tiefdunkle Nacht ihres Elends, — es war der Gedanke, ihren Vater gerettet zu haben; — als Kette und Spangen an Hals und Armen befeſtigt waren, — da war es auch Hope gelungen, Gefühle in Feſſeln zu ſchlagen und dieſe in den tiefen Kerker zu bannen, in dem der Menſch ſo oft gezwungen wird, die ſchönſten, die heiligſten Empfindungen ſeines Herzens zu verweiſen.

Nahrung und Freiheit, Leben und Licht entbeh-

rend gestalten sich diese meist blühenden Gefangenen in dem tiefen einsamen Kerker der menschlichen Brust im Laufe der Zeit zu bleichen farblosen Schatten. Ist der laute Wehruf über ihr trostloses Geschick — der einst ein tausendstimmiges Echo im Herzen wachgerufen — auch längst verhallt, so tönt doch eine leise Stimme als ewige Mahnung in der Seele fort und fort; dieser Ton zittert ebenso durch das ganze Leben eines Menschen, dessen Leben kein Leben, sondern nur ein Vegetiren ist, wie auch die Schattenbilder seines verlorenen Glücks immer, Gespenstern gleich, an seinem geistigen Auge vorüberschweben und Alles umdüstern, was sein Blick in der Wirklichkeit sieht. Ruhe finden Solche, deren Hauptsehnsucht zuletzt „Ruhe" ist, erst dann, wenn die ewige Ruhe sie umfängt! — — —

Wie fern war das junge Mädchen, das jetzt so ernst zum heitern Feste zurückging, diesem Ziele! ihr Schauplatz war noch lange Jahre die Welt — das Leben mit seinen tausend Leiden und wenigen Freuden. Hope Barwing betrat diesen Tummelplatz der menschlichen Kämpfe, des steten Ringens mit Fassung und Ergebung, ihren Zweck: — die Rettung ihres Vaters — fest im Auge haltend.

Zu derſelben Zeit, wo Waldemar Bookhouſe in einſam gelegener Farm, am Sterbebette ſeines Großvaters der fernen Geliebten mit heißer Sehnſucht gedachte und ihr Name über ſeine Lippen glitt, durchſchallte die glänzenden Räume des palaſtähnlichen Hauſes Mr. Barwing's ein hundertſtimmiges jubelndes „Hoch!" Man ließ das Brautpaar leben, deſſen Verlobung Mr. Barwing den Gäſten verkündet. —

Die Nachricht, daß die Handlungshäuſer „Barwing" und „Watherley" ſich durch Heirath nahe treten würden, wurde noch in derſelben Nacht von Mr. Barwing und Mr. Watherley an viele bedeutende Firmen der Handelswelt des In- und Auslandes mitgetheilt.

Längſt war der Tag angebrochen und die Strahlen des Sonnenlichts fielen hell und glänzend durch die geſchloſſenen Jalouſien der Arbeitskabinete Mr. Barwing's und Mr. Watherley's, als beide Herren, die ſich nicht einmal Zeit genommen, ihre Feſtkleidung abzulegen, eifrig ſchreibend an ihren Büreau's ſaßen und für die Aufrechthaltung ihrer in der Handelswelt ſo geachteten und berühmten Namen ſorgten.

Indem Mr. Barwing ein Paquet Briefe ſiegelte,

dieſe dann bei Seite legte, ſprach er mit ſelbſtzufriedenem Lächeln vor ſich hin:

„So wäre denn jede Gefahr glücklich abgewendet, die gedroht, den Glanz der Firma Barwing zu trüben! — Der Name „Watherley“ — dieſer geachtete Name, wird den Aengſtlichſten beſchwichtigen! — — Jetzt nur noch Eins! und zwar — Vorſicht, daß mein reicher Schwiegerſohn nie erfährt, aus welcher furchtbaren Lage ſein Name mich befreit hat.“

Nach dem letzten nothwendigen Federſtrich die Feder bei Seite werfend, rief Mr. Watherley aufſpringend: „Die Spekulation iſt gelungen! Firma Barwing hat mich gerettet! — — Was vermag nicht Alles ein einfacher Name! — — Nun aber behutſam, damit mein reicher Schwiegerpapa nicht merkt, aus welchem Grunde ich mich mit ſo großer Beharrlichkeit um die Hand ſeiner Tochter beworben, — nun ſchlau ſein, — um Miß Hope zu täuſchen, daß ſie nie ahnt, wie nur ihr Name mir eine glühende Leidenſchaft für ſie eingeflößt!“ — — —

Der mit feuriger Glut anbrechende Tag fand auch die todesbleiche junge Braut noch wach; —

Hope Barwing lag in ihrem Schlafgemach, vor einem kleinen Betpulte, auf den Knien; das Gebet, das ſie zu dem Lenker ihres Schickſals emporſandte, war kurz an Wort, reich an Inhalt! — Es lautete: „Herr mein Gott, laß mich den einen Namen vergeſſen, der mir der theuerſte auf der Welt iſt!“

Achtes Kapitel.

Die Nachricht von Hope Barwing's Verlobung drang ſchnell zu Waldemar Bookhouſe. Sie erfüllte ſeine Seele mit Verzweiflung; er konnte ſich das Schreckliche nicht wahr denken. Je länger er darüber nachdachte, deſto mehr kam er zu der Anſicht, daß man Hope nur gewaltſam zu der Verbindung gezwungen — ſie ebenſo tief leide wie er, und um dem Weh ihrer Herzen durch energiſches Eingreifen ein ſchnelles Ende zu machen, verließ er trotz der Vorſtellungen ſeines Vaters, — trotz der Bitten ſeiner Schweſter die Farm und reiſte nach New-York.

Mr. Barwing hatte dieſe Handlungsweiſe Waldemar's gefürchtet, dem Falle vorgebeugt und ſeine Frau und Tochter auf eine ſeiner in der Nähe der Stadt liegenden Beſitzungen geſandt. Als der junge Bookhouſe kam und ihn nach ſeiner Tochter fragte,

die er ruhig als „meine Braut“ bezeichnete, antwortete Mr. Barwing, um ihn zu täuschen, anfangs ausweichend; dann sagte er kalt: „Miß Barwing ist in Philadelphia bei dem Onkel ihres Verlobten!“

Waldemar begab sich nach Philadelphia, — in der Farm, wo man die Vorbereitungen zur Abreise nach Europa traf, harrte man vergeblich seiner Rückkehr. Woche nach Woche verfloß — Waldemar kehrte nicht heim! — Mr. Barwing versicherte mit der größten Ruhe dem verzweifelten Mr. Bookhouse, daß er nicht wisse, wo sein Sohn sei und in der Farm betrauerte man Waldemar bereits als todt, als endlich Nachricht über ihn anlangte.

Mr. Barwing theilte eines Tages Gertraud mit, daß ihr Bruder in Philadelphia sei, aber schwer krank darnieder liege; Mr. Bookhouse und seine Tochter waren glücklich, daß Sohn und Bruder doch noch am Leben, und reisten sofort ab. Erst nach mehreren Wochen war Waldemar so weit hergestellt, daß man Philadelphia verlassen und ihn nach der Farm bringen konnte.

Auf der Reise, nahe vor New-York, erklärte Waldemar mit einer Festigkeit: „die Stadt nicht zu verlassen, ohne Hope Barwing gesehen zu haben“ —

daß ſein Vater erkannte, vergeblich würde alles Zureden ſein. Ruhig fragte er daher, um genau zu wiſſen, was ſein Sohn beſchloſſen: „Willſt Du Miß Barwing im Hauſe ihres Vaters aufſuchen?“

Waldemar ſann einige Augenblicke nach und rief dann lebhaft:

„Dort würde ich ſie wahrſcheinlich nicht ungeſtört ſprechen! ſie fährt aber jeden Mittag mit ihrer Mutter auf dem Broad-way ſpazieren, und dort will ich hin.“

Mr. Bookhouſe forderte von ſeinem Sohne, ihn begleiten zu dürfen und Beide gingen nach dieſem Sammelplatz der beau monde New-York's.

Kaum hatten ſie die von Fußgängern und Equipagen aller Art ſo außerordentlich belebte Straße betreten, als ein, wie im Fluge heranrollender Wagen, den ein Paar der herrlichſten Rappen zogen, ihre Aufmerkſamkeit erregte und ſie ſofort erkennen ließ, daß die Pferde ſcheu geworden.

Mit dem Rufe: „Die Pferde gehen durch!“ ſtürzten ſich die ängſtlichſten der Fußgänger in verſchiedene der offen ſtehenden Bazars und Läden; die große Maſſe aber drängte ſich, von unwillkürlicher Sorge um's bedrohte Leben ergriffen, auf den brei-

ten Trottoirs in dichten Gruppen zuſammen. Alle Wagen bogen ſo eilig wie möglich der heranfliegenden Equipage aus und wie durch Zauberſchlag öffnete ſich für die wilden Pferde eine breite Gaſſe.

Als Waldemar nur den flüchtigſten Blick auf eine der im Wagen ſitzenden Perſonen geworfen, erkannte ſein ſcharfes Auge auch ſchon das blaſſe, aber ruhige Antlitz der Geliebten. Außer ihr ſah er nichts — nur an ſie und die Gefahr, in der ſie ſich befand, dachte er in der Sekunde. Mit dem haſtigen Ausruf: „Vater, es iſt Hope, hilf mir!“ entriß er ſich dem ihn ſtützenden Arme, theilte die ihn umgebende Menge und ſtand im nächſten Augenblicke in der Mitte der Straße, den Anlauf der Pferde erwartend, um ihnen in die Zügel zu fallen.

Es hätte nicht des Zurufes ſeines Sohnes bedurft, um Mr. Bookhouſe zu einer That des Muthes und der Unerſchrockenheit anzufeuern; wo zu helfen galt, ſtand er nie müßig und ſchnelles energiſches Handeln lag in ſeinem Charakter. So ſehr ihn auch der Gedanke entſetzte, ſeinen kaum geneſenen, durch lange Krankheit ſehr geſchwächten Sohn im Kampf mit ſcheuen, wilden Pferden ſehn, raubte ihm weder die Angſt, noch der Schreck die Beſin-

nung; er ſah mit Blitzesſchnelle ein, daß ein Abreden vergeblich ſein würde und daher galt nur ein Zuvorkommen. Mit raſchem Lauf überholte er ſeinen Sohn um einige Schritte — in derſelben Sekunde kamen die Pferde im tollſten Laufe dahergerannt, unverweilt griff er in die Zügel und ſeine ſtarke Hand bannte ſie wenigſtens einen Augenblick. Als ſie ſich ihm entreißen wollten, leiſtete ihm nicht allein ſein Sohn Beiſtand, ſondern mehrere kräftige Männer unterſtützten ſo wirkſam ſeine Bemühung, daß die wilden Thiere nach kurzer Zeit vollſtändig gebändigt waren.

Waldemar wandte ſich zu der Geliebten; Hope, welche die Momente der Lebensgefahr nicht der Beſinnung beraubt, verlor das Bewußtſein, als ihr Blick Den traf, dem ſie die Treue gebrochen! Mit leiſem Schmerzesſchrei ſank ſie in die Kiſſen des Wagens zurück; Waldemar öffnete den Schlag, ſprang auf den Tritt und wollte die Ohnmächtige aus dem Wagen heben, als ein ganz plötzlicher, unvermutheter Zwiſchenfall ſeine Thatkraft lähmte.

Neben Hope ſaß ein Herr, der ſich ebenfalls über die Ohnmächtige beugte und freundlich ſagte: „Lieber Bookhouſe, es wird das Beſte ſein, wir

laſſen Mſtr. Watherley im Wagen! unſer Haus iſt ja ganz in der Nähe und dort iſt meine Frau wohl am beſten aufgehoben.“

Verwirrt ſtarrte Waldemar den Redenden an, der Hope Harwing mit einem andern Namen bezeichnete und erkannte das ihm ſo widerwärtige Geſicht Mr. Watherley's. Ein convulſiviſches Zittern durchflog ſeine Geſtalt, er würde vom Tritt des Wagens herab und zur Erde gefallen ſein, wenn ſeines Vaters ſtarke Hand ihn nicht gehalten.

„Dank, Mr. Bookhouſe, tauſend Dank für Ihre Hülfe!“ rief Watherley, indem er die bewußtloſe Hope umfaßte. „Dank Ihnen allen, meine Herren, für Ihren thätigen Beiſtand!“ ſetzte er, ſich mit verbindlichem Lächeln an die Umſtehenden wendend, hinzu.

Man wechſelte noch einige flüchtige Worte, dann zogen die Pferde an, die von zwei Männern geführt wurden.

Waldemar hatte keine Sylbe von der kurzen Unterredung verſtanden; er ſah nur die im Arme ihres Mannes ruhende Hope. — Als die Pferde anzogen, das ihm ſo furchtbare Bild entglitt, zuckte er heftig zuſammen; — mit wilder Geberde entriß er ſich

dem Arme ſeines Vaters und eilte dem Wagen nach; jedoch nur für wenige Schritte hielten ſeine Kräfte aus und er ſank zu Boden. Die Umſtehenden glaubten, daß eins der Pferde ihn verletzt habe und trugen ihn in das nächſte Haus, — ſein Vater ließ ihn nur ſo lange dort, bis er einen Wagen beſorgt hatte.

Waldemar's erſtes Wort, als er aus der tiefen, langen Ohnmacht erwachte, war der Name Hope Barwing's. Er wiederholte ihn oft und im Tone der heißeſten Sehnſucht.

Sein Vater erwiderte anfangs nichts; nach einigen Wochen aber ergriff er die Hand des Jünglings und ſprach eindringlich: „Erinnere Dich, daß ſie jetzt den Namen eines Andern trägt!“

Waldemar verbarg ſein Geſicht in den Händen und leiſe ſchluchzend rief er ſchmerzlich: „Für mich wird ſie nur einen Namen behalten, den Namen, der ſich für ewig mit unauslöſchlicher Schrift in mein Herz gegraben hat.“

„Vergiß aber über dieſen Namen nicht, daß wir uns einen andern Namen erringen wollen, als den, welchen wir jetzt tragen.“

Waldemar blickte ſeinen Vater erſtaunt an; Book-

houſe ſah, daß ſein Sohn die ſie betreffenden Ereigniſſe, die ſeiner Krankheit vorangegangen waren, vergeſſen hatte. Er mahnte ihn an die Todesſtunde ſeines Großvaters, an die Pläne, die ſie nach deſſen Ableben entworfen hatten und ſetzte ernſt hinzu: „Deine Krankheit hat damals unſere Abſicht, mit dem nächſten Schiffe nach Europa zu reiſen, vereitelt, — Gelegenheit nach Gelegenheit, dahin zu kommen, iſt ſeitdem unbenutzt vorübergegangen und das Ziel, das ich ſo lange erſtrebte, entrückte ſich mir durch Dich abermals in immer weitere Ferne. Geduldig habe ich den neuen unvermutheten Aufſchub ertragen; aber inſtändig bitte ich Dich jetzt, lege mir nun keine andern Hinderniſſe in den Weg, welchen ich verfolgen will, ſondern — ermanne Dich! — Hänge keinem nutzloſen Trauern nach, Hope Barwing iſt als Miſtreß Watherley für Dich verloren; keine Deiner Klagen bringt Dir die Geliebte zurück, Dein Jammer beraubt Dich nur Deiner kaum gewonnenen Kräfte und wird Dich, wenn Du ihn nicht endlich aus Deiner Seele verbannſt, von Neuem auf's Krankenlager werfen.“

Waldemar gingen die Worte ſeines Vaters zu Herzen. Aus Liebe zu ihm unterdrückte er ſein Leid;

doch ob er auch rang und kämpfte und äußerlich den Schmerz beſiegte — an ſeinem Herzen nagte der Kummer und als er am Tage vor ihrer Einſchiffung durch Hope, die vor ſeinen Augen gerechtfertigt daſtehn wollte, erfuhr, daß ihr beiderſeitiges Glück dem Glanze eines Namens zum Opfer gefallen war, da ſteigerte ſich ſein Schmerz zur Verzweiflung.

Während der Ueberfahrt nach Europa hatte Waldemar den heftigſten Rückfall ſeiner Krankheit. Trotzdem Niemand an ſeinem Aufkommen glaubte, ſein Vater immer das Entſetzlichſte fürchtete: „ſein Kind in den Wellen des Meeres begraben zu müſſen“ — gelangte Waldemar Bookhouſe lebend auf deutſchen Boden an.

„Größte Ruhe und äußerſte Vorſicht!“ lautete die letzte Verordnung des Schiffsarztes an ſeinen ſchwachen Patienten.

In Mr. Bookhouſe's Seele, worin die Hoffnung nach tauſendfachem Scheitern endlich faſt erloſchen und erſtorben war, keimte von Neuem ihre ſich ewig ergänzende junge Saat auf, als er ſein wahres Heimathland betrat und in freudiger Erregung ſagte er zu ſeiner Tochter:

„Vielleicht ſind nun die Leiden und Prüfungen

meines Lebens beendet und die Sonne meines Glücks geht endlich auf.“

Gertraud lächelte ihn ſanft und liebreich an. „Gott gebe es!“ rief ſie mit einem frommen Blick nach Oben. Als ſie aber ihr Auge wiederum auf die bleiche ſchattenhafte Erſcheinung ihres Bruders richtete, erfüllte ihr Herz ein Gefühl banger Angſt und lebhafter Sorge. Dieſes Gefühl ſteigerte ſich beim Anblick eines Mannes, der unter der Menge von Menſchen ſtand, die vom Ufer aus die Ausſchiffung der Einwanderer beobachteten; den Arm ihres Vaters ergreifend, rief ſie voll Entſetzen: „Iſt das nicht Johann Waltram?“

Mr. Bookhouſe blickte nach der angedeuteten Richtung. Erkannte er nicht die ſcharfen, markirten Züge des einſtmaligen Bewerbers ſeiner Tochter, oder wollte er das Geſicht des amerikaniſchen Schmieds nicht erkennen, er ſagte ruhig: „Eine flüchtige Aehnlichkeit mag Dich täuſchen, doch beruhige Dich, was ſollte Johann Waltram veranlaßt haben, Amerika zu verlaſſen.“

„Seine Rache!“ dachte Gertraud, ſprach aber dieſe Vermuthung nicht aus, um das Herz ihres Vaters, von dem ſich kaum eine ſo große Laſt des

Kummers gewälzt, nicht mit neuer Sorge zu beſchweren; das ihrige aber, für das Johann Waltram ſtets eine ſchwere Laſt geweſen, erleichterte nicht, wie das ihres Vaters, das Bewußtſein, in Deutſchland zu ſein.

Deutſchland zeigte ſich der jungen Amerikanerin auch in ſeinem düſterſten Lichte; während der erſten Wochen ihres Aufenthaltes in Bremen regnete es faſt ununterbrochen. Sie wohnten in einem Gaſthofe, der in einer engen Straße lag und verließ daher Gertraud auch einmal das Krankenbett ihres nur langſam geneſenden Bruders, ſo ſah ihr an weite freie Ausſichten gewöhnter Blick hohe Häuſermaſſen und eine düſtre Straße. Mit heißer Sehnſucht dachte ſie dann an ihre hübſche Farm im fernen Amerika, an ihren großen Garten und herrlichen Wald.

Die Ausſicht, in Deutſchland einen alten wohlklingenden Namen zu erhalten, hatte für ſie nichts Tröſtliches, ſondern viel Beängſtigendes; ſie gedachte ſtets der Bitten ihres ſterbenden Großvaters, wenn ihr Vater von ſeiner Reiſe nach Almarſtein ſprach; entwarf er aber glänzende Bilder der Zukunft, ſonnte er ſich in dem Glücke, bald am Ziele ſeines

langährigen Strebens zu ſein, ſo hallte vor ihrem Ohr jene düſtere Prophezeihung wieder und angſtvoll fragte ſie oft:

„Hat jene Stimme wohl wahr geſprochen und wird Keiner von uns den Namen Buchenhauſen tragen?“

Neuntes Kapitel.

Unter den im Winter 1847 nach Paris gekommenen Fremden befand sich ein junger Deutscher, ein Freiherr von Buchenhausen aus Almarstein in Westphalen. Rasch aufeinander folgende Todesfälle seiner drei ältern Brüder hatten ihn zum Majoratserben gemacht und Majoratsbesitzer war er im Sommer 1847 nach dem Ableben seines Vaters geworden..

Raimund von Buchenhausen hatte von frühster Jugend auf seinen ältesten Bruder „Waldemar" um seine Vorrechte beneidet; — die Statuten des Almarstein'schen Fideicommisses waren ihm als die schreiendsten Ungerechtigkeiten der Welt erschienen, denn laut ihren Paragraphen erhielt der Erstgeborene das ganze Vermögen. Vergeblich suchte man Raimund zu beweisen, daß diese Gesetze zum Se-

gen alter Adelshäuser entworfen, — er behauptete fortgesetzt, sie dienten nur dazu den Familienhaß hervorzurufen; vergeblich sagte man ihm, daß er den Vortheil eines alten Namens habe — ihm genügte ein alter Name nicht allein, — er wollte Mittel haben, diesem Namen standesgemäß zu leben und — diese Mittel fehlten ihm, dem jüngern Sohne, vollständig! —

Raimund wurde durch seinen Vater bestimmt, die militairische Carrière zu ergreifen; sie sagte ihm nicht zu; — man rieth ihm, um unabhängig zu werden, eine reiche Erbin zu heirathen. Nachdem er aber nur wenige Jahre in Münster, der Residenz des westphälischen Adels gelebt, hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß reiche Erbinnen sich nur mit reichen Erben verheiratheten und ihm sich nie Aussicht eröffnen würde, auf diese Weise in den Besitz großen Vermögens zu gelangen. Außerdem machte er häufig die ihn tief verletzende Bemerkung, daß er als jüngster Sohn der Familie stets in der Gesellschaft übersehen wurde. Sein Stolz litt, das Nachdenken über seine Verhältnisse machte ihn bitter, scharf und ironisch.

Mit Schrecken bemerkte Baron Buchenhausen

die üble Wirkung, welche unumstößliche Familienverhältnisse auf den Charakter Raimund's ausübten; er fürchtete, daß Bruderhaß und Zwistigkeit dadurch herbeigeführt werden könnten und um einen Zusammenstoß zwischen seinem ältesten und jüngsten Sohne zu vermeiden, ließ er Raimund den Abschied nehmen und schickte ihn auf Reisen.

Das freie ungebundene Leben sagte Raimund zu, der stete Wechsel that ihm wohl; erst nach drei Jahren kehrte er in die Heimath zurück. Er fand seinen ältesten Bruder verlobt und als er hörte, daß dessen Braut eine Gräfin Veronika Imhoff war, wußte er, daß sie zu den reichsten Erbinnen des westphälischen Adels gehörte. Abermals erschien ihm sein Bruder ein bevorzugter Liebling des Glücks; er glaubte wiederum, die genügendste Ursache zu haben, ihn beneiden zu können. Der Erbitterung und Gereiztheit, die sich von Neuem in der Heimath seiner bemächtigte, machten Schmerz und Reue ein schnelles, unverhofftes Ende.

Der zweite Sohn des Baron Buchenhausen erhielt im Duell eine tödtliche Wunde, starb in Folge dieser Verletzung bald und der Majoratserbe wurde,

wenige Tage vor seiner Hochzeit, auf der Jagd durch Unvorsichtigkeit eines Jägers erschossen.

An dem Tage, wo Waldemar von Buchenhausen in der Familiengruft beigesetzt wurde, erkrankte der dritte Sohn des alten Freiherrn am Typhus; die Aerzte zeigten wenig Hoffnung, riethen dem erregten Bruder: „Almarstein zu verlassen;“ jedoch Raimund war nicht zur Abreise zu bewegen.

Baron Buchenhausen wollte gewaltsam sein jüngstes Kind vor der Ansteckung bewahren; welche Mittel er aber auch anwandte, Raimund aus dem Krankenzimmer zu entfernen, Nichts half, dieser wich nicht eine Sekunde vom Bette seines Bruders.

Reue, Schmerz und Verzweiflung hatten sich am Sarge seiner Brüder seiner Seele bemächtigt und heiß und inbrünstig flehte er jetzt zu Gott: „ihm den letzten Bruder zu erhalten; — ihn vor dem ihm plötzlich furchtbar erscheinenden Geschick zu bewahren: „Majoratserbe von Almarstein zu werden!“ —

Sein Flehen wurde nicht erhört! — der dritte Buchenhausen folgte schon am siebenten Tage seiner Krankheit seinen ihm vorangegangenen Brüdern und Raimund machte der Schmerz fast wahnsinnig; —

Tag und Nacht klagte er sich des Verbrechens an, durch Mißgunst, Neid und Haß den Tod seiner Brüder veranlaßt zu haben; er flehte zu jeder Stunde zu Gott: ihn von seiner Gewissensqual zu erlösen. Nach allen Ausbrüchen der heftigsten Erregung ergriff ihn, der während der Krankheit glücklich der Ansteckung widerstanden, mehrere Wochen nach dem Tode seines letzten Bruders das Fieber, das diesen so schnell hinweggerafft.

Lange Zeit schwebte Raimund in Lebensgefahr; — endlich siegte seine gute Natur und einige Monate später war er bis auf eine leichte Schwermuth geistig und körperlich ganz wiederhergestellt. Als er die Freude seines Vaters, bei seiner Genesung sah, wünschte er sich nicht mehr den Tod; und nachdem der Verwalter des Gutes, der ihn während der langen Krankheit mit Aufopferung seines eignen Lebens gepflegt, ihm offen gesagt, wie furchtbar sein Vater durch ihn gelitten, versprach er diesem, sich nicht mehr finstern und schwermüthigen Gedanken hinzugeben. Er gewann es auch über sich, den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, Almarstein auf einige Zeit zu verlassen und mehrere Monate auf Reisen zu gehn.

Baron Buchenhauſen, der den guten Einfluß ſeines Verwalters auf Raimund kannte, gab ihm dieſen als Reiſegeſellſchafter mit.

Der Wechſel des Reiſelebens wirkte abermals günſtig auf ihn und den von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Anfällen düſterer Melancholie, wußte ihn, ſein Gefährte, Adalbert Neumark, bald gänzlich durch vernünftigen ernſten Zuſpruch zu entreißen.

In heiterer, angenehm erregter Stimmung kehrte Raimund nach ungefähr einem halben Jahre in die Arme ſeines glücklichen Vaters zurück. Er wollte den Winter in Almarſtein verleben; doch ſein Vater überredete ihn gegen Ende des Jahres, den einſamen Landaufenthalt mit einem angenehmen Stadtleben zu vertauſchen.

Mit den Worten: „Bringe Dir aus Münſter eine Braut mit heim!“ entließ der alte Baron ſeinen einzigen Sohn.

Die Familie Buchenhauſen beſaß in Münſter, wie alle reiche alte Adelsfamilien einen ſtattlichen Hof; es war ein ſchloßähnliches hübſches Gebäude, mit herrlicher Rokokoeinrichtung. Raimund wählte die beſten Zimmer zu ſeinen Wohngemächern und

belebte die Räume, die so lange leer und verödet gewesen, mit heiterer Gesellschaft.

Die Nachricht seiner Ankunft verbreitete sich mit Blitzesschnelle in Münster; namentlich waren alle Damen begierig, den jungen Majoratsherrn zu sehen, dessen Schicksal Viele auf das Lebhafteste interessirt. Man entsann sich seiner nur dunkel, wußte kaum, wie er aussah, erinnerte sich nur, daß er überhaupt schon früher existirt hatte.

Ein Anflug jener Bitterkeit, die sein früheres Wesen charakterisirt, wehte Raimund wieder an, als Einzelne seiner Bekannten ihm lachend berichteten, mit welcher Spannung Alle sein Erscheinen in der Gesellschaft erwarteten. Solche Mittheilungen beraubten ihn beinahe der Lust, sich diesen prüfenden Blicken auszusetzen und fast hätte er Münster verlassen, ohne sich gezeigt zu haben, wenn nicht ein Zufall ihn eines Tages in einen größern Kreis geführt und der Besuch dieses einen Cirkels nicht schnell eine unvermeidliche Reihe von Einladungen zu Bällen, Soiréen und Routs nach sich gezogen. So befand er sich mitten im Trouble, ehe er es gedacht; und der ihm gestreute Weihrauch, der ihn anfangs verdrossen, sagte ihm später zu.

Raimund von Buchenhausen fiel durch seine äußere Erscheinung angenehm in's Auge; er hatte eins jener edeln feingeschnittenen Gesichter, wie man sie häufig in alten deutschen Adelsfamilien findet. Sein Geist verrieth sich ebenso klar in dem tiefen Dunkel seines leuchtenden Auges, wie in jedem Zuge seines intelligenten Gesichts. Der Ausdruck hochmüthigen Dünkels aber, den sein Antlitz früher gezeigt und welcher trüber Schwermuth einmal gewichen war, überflog, nachdem er einige Zeit in Münster gelebt, von Zeit zu Zeit wieder seine Züge und entstellte nicht allein die edlen schönen Linien des Gesichts, sondern nahm seinem Wesen auch viel von dem Reize, mit dem die Natur ihn ausgestattet.

Nur Wenigen fiel dieser Zug unangenehm auf, man fand Raimund zu diesem Ausdruck vollkommen berechtigt; das Gegentheil würde seine altadligen Bekannten vielleicht mehr in Erstaunen gesetzt haben, als dieser ihnen gerechtfertigt erscheinende Dünkel auf Vorzüge, für die er als westphälischer Majoratsherr unmöglich blind sein konnte.

Ganz besonders schön wurde Baron Buchenhausen von den Müttern gefunden, die heirathsfähige

Töchter beſaßen, und vorzugsweiſe intereſſant war er den Familien, deren Ahnen den Anſprüchen der Almarſtein'ſchen Fideicommiß-Statuten zu genügen im Stande waren. Triumphirend blickten Letztere auf alle diejenigen, deren Stammbaumszweige weniger ſorgfältig als die ihrigen gepflegt, hie und da eine kleine genealogiſche Verwirrung zeigten, es alſo nicht zuließen, daß ein Majoratsherr von Almarſtein ſein Wappen mit dem ihrigen vereinte.

Huldigte Raimund daher auch einmal einer Schönheit, die nicht die erforderliche Reihe von Ahnen beſaß, ſo klopfte darum das Herz einer mit untadelhafter Ahnenreihe geſegneten Mutter nicht unruhiger. Allerdings war dieſe Geſchmacksverirrung bereits Abweichung aus der Bahn altariſtokratiſcher Geſetze und wurde mit nicht ganz gnädigem Blicke betrachtet; doch — entſann man ſich, daß er ja nicht zum Majoratserben erzogen worden war, er ſogar andere Reiſen, außer von ſeinem Gute nach Münſter gemacht, ſo fand man die Freiheiten, die er ſich erlaubte, erklärlicher.

Mehr genealogiſche Berechnungen, tiefere genealogiſche Studien, wie ſie in Münſter gemacht werden, können ſo leicht in keiner Reſidenzſtadt deut-

ſcher Adelsfamilien mit größerem Ernſt und Eifer betrieben werden. Der Stammbaum iſt in den Kreiſen der hohen Ariſtokratie Weſtphalens die Tagesfrage, — das Hauptintereſſe — der wichtigſte Gegenſtand. Ob Jemand ſchön, geiſtvoll, liebenswürdig iſt, ob er Herz, Gemüth, Charakter hat — das fällt Alles weniger in die Wagſchale — als der Beſitz von Ahnen — vorzüglich ſechzehn untadelhafte Ahnen! — — —

Zu welchen Berechnungen Raimund Anlaß gab, wurde ihm vielleicht klarer als manchen Andern in ſeinen Verhältniſſen. Nicht allein daß ein Jahre langer wechſelnder Verkehr mit den verſchiedenſten Menſchen ſeinem Geiſte größere Gewandtheit verliehen und ſeine Urtheilskraft geſchärft hatten, — er beſaß auch die Vergangenheit ſeines Lebens als Maßſtab zur richtigern Würdigung von Menſchen und Verhältniſſen. Nicht ſelten geſchah es, daß ſein ſcharfer Verſtand mit unerbittlicher Strenge die Parallele zwiſchen dem „Einſt“ und „Jetzt“ zog und welch große, gewaltige Unterſchiede fand er in den Rollen eines vierten oder einzigen Sohnes, — eines unbemittelten Officiers oder Majoratserben! — —

Sein reges Ehrgefühl, ſein brennender Ehrgeiz, die ihn mit dreiundzwanzig Jahren oft die Fragen hatten aufwerfen laſſen: „Beſitzſt Du nicht einen der älteſten und beſten Namen? — Biſt Du nicht wie Dein Bruder Nachkomme eines edeln, berühmten Geſchlechts?“ — dieſes Ehrgefühl trieb ihn mit achtundzwanzig Jahren an, ſich die Gewiſſensfrage vorzulegen: „Biſt Du jetzt plötzlich ein ſo ganz Anderer, ſo bedeutend Beſſerer geworden? — Was treibt die Welt, die Dich einſt nicht beachtete jetzt an, Dir ſo zu huldigen?“ — —

Die Antworten auf ſolche Fragen können für jeden Mann von Ehre, Geiſt und Verſtand nur beleidigend ausfallen. Auch Raimund fühlte anfangs tief das Kränkende derſelben, bis ſpäter der von allen Seiten geſtreute Weihrauch ihn mehr und mehr berauſchte und ſeine Sinne ſo umnebelte, daß er nicht mehr ſo klar wie ſonſt unterſchied. Er fing an, die ihm erzeigten Artigkeiten mehr ſeiner Perſon, als ſeinen Verhältniſſen zuzuſchreiben.

Die Avancen heirathsluſtiger Mädchen und eroberungsſüchtiger Frauen trugen, wie ſtets in ſolchen Fällen, ungemein dazu bei, ſeine geſunden An-

ſchaumgen zu verderben. Dieſe, ſowie viele direkt geſtellte Heirathsvorſchläge von Familien, denen eine Verbindung mit ihm wünſchenswerth war, brachte ihn allmälig zu der Anſicht „einer vollſtändigen Unwiderſtehlichkeit.“ Seiner Eitelkeit wurde zu ſehr geſchmeichelt, als daß die in ihm ruhenden Fehler des Dünkels der Arroganz und Ueberhebung durch die ſtete Nahrung nicht hätten üppig gedeihen müſſen; — ſie wuchſen während der Saiſon, wo er der gefeierte Liebling aller Damen, der Held jedes Cirkels war, zur möglichſten Höhe. Gegen Ende des Winters war er ebenſo bizarr und launenhaft, wie unliebenswürdig und unerträglich; man hätte ihn zu jener Zeit, ohne ihm im Mindeſten zu nahe zu treten, als einen „unleidlichen Menſchen“ bezeichnen können; jedoch, da er unverheiratheter Majoratserbe, wurde er in Folge dieſes Vorzuges als ein „ſelten liebenswürdiger junger Mann“ bezeichnet und ſeine Launen galten für „intereſſante Eigenthümlichkeiten“ ſeines vielſeitigen Charakters.

Den Einladungen zu Bällen, Routs, Soiréen folgten beim beginnenden Frühling Aufforderungen zu verſchiedenen längern Beſuchen auf dem Lande. Raimund ließ ſich wirklich herab, dieſe bedeutungs-

vollern Einladungen anzunehmen, beſuchte bald dieſe bald jene Familie und war jedesmal ſo glücklich, ſeine Viſiten als halben Heirathsantrag ausgelegt zu ſehn. Er verließ aber jeden Landſitz ohne die andere äußerſt nothwendige Hälfte hinzugefügt zu haben und nicht ſelten ereignete ſich, daß während er ruhigen Herzens und heitern Sinnes auf das Schloß eines andern Landedelmanns fuhr, die Töchter des Hauſes, dem er den Rücken wandte, in duftenden Blüthenlauben oder düſtern Parthien des Parks mit ſich und ihren getäuſchten Hoffnungen ſchmollten.

So kehrte denn Raimund ungebunden und unverlobt den Anfang des Sommers 1847 nach Almarſtein zurück. Sein Vater, der ſeit den letzten Wochen bedeutend gekränkelt, war durchaus nicht zufrieden mit dem freien Herzen ſeines Sohnes und oft bat er Raimund, ihm doch die Freude zu machen, ihn noch glücklich verheirathet zu ſehen.

Raimund, der bis dahin nie ernſtlich daran gedacht, eine Verbindung für's Leben zu ſchließen, beſchäftigte ſich, da es ſein Vater ſo ſehnlich wünſchte, nun häufiger mit dem Gedanken und hing er dieſen Ideen nach, trat immer von Neuem das Bild der

Braut ſeines verſtorbenen Bruders vor ſeine Seele. Er kannte die Gräfin Veronika Imhoff nicht perſönlich, hatte nur bei dem Onkel der jungen Dame ihr Portrait geſehen; die Comteß hatte zwar zu dem Bilde geſeſſen; doch war es ihr nicht ähnlich! — Sie war häßlich — und der Maler, von einem Künſtlerparoxismus ergriffen, hatte ein ſchönes Bild malen wollen; die Abſicht war ihm gelungen und — ſeine Verbeſſerungen zum äußerſten Vortheil des Originals ausgefallen. Erblickte man das Gemälde — man hätte denken können, Gräfin Imhoff ſei eine von Winterhalter gemalte Prinzeſſin! —

Ein anderer mächtiger Fürſprecher der Gräfin waren ihre Verhältniſſe. Sie war Erbin eines unermeßlichen Vermögens und ihr Stammbaum den Anſprüchen der Almarſtein'ſchen Fideikommiß-Statuten genügend. Eine beſſere Parthie, in Bezug zu allen äußern Verhältniſſen, konnte Raimund nicht machen! — Als er ſeinem Vater ſeine Abſichten mittheilte, war dieſer überglücklich, — in der Freude ſeines Herzens verrieth er die Pläne Raimund's einer nahen Verwandten der Gräfin. Dieſe Dame liebte, Ehen zu ſtiften; ſie leitete die erſten Präliminarien ſchnell ein, und da die Imhoff'ſche Familie eine Ver-

bindung mit der Buchenhauſen'ſchen wünſchenswerth war, nahm der Gang der Angelegenheiten ein befriedigendes Ende. — Ehe Raimund es ahnte, war er gebunden — — es blieb ihm nichts weiter übrig, als nur noch die perſönliche Bekanntſchaft ſeiner Braut zu machen und ſie dann als Gattin heimzuführen.

Der Einzige, der zu dieſer Verbindung bedenklich den Kopf ſchüttelte, war der Gutsverwalter Adalbert Neumark. Als Raimund ihm ſeine Verlobung anzeigte, rief er heftig: „Warum ließen Sie ſich in ähnlicher Weiſe verkaufen, wie Ihr Herr Bruder?“

Raimund ſtutzte und entgegnete dann mit jener Ueberhebung und dem Hochmuthe, der ihn ſeit Monden von Neuem befallen: „Beſter Herr Neumark, in unſern Verhältniſſen muß man auf etwas Anderes Rückſicht nehmen, als was bei den Heirathen gewöhnlicher Menſchen bedacht wird.“

„Gebe Gott, daß Sie nie bereuen möchten, an dieſes „Gewöhnliche“ durchaus nicht gedacht zu haben, Herr Baron.“

Raimund zog in den nächſten Tagen, die der Reiſe zu ſeiner Braut vorausgingen, Erkundigungen

über Gräfin Imhoff ein; da seine Verlobung mit ihr nur den nächsten Mitgliedern beider Familien bekannt war, hörte er einzelne ganz unbefangene Urtheile. Zur Aufklärung seines Irrthums über die äußern Reize der Gräfin hätten die Worte verschiedener Damen dienen können, die entschieden sagten: „Comteß Imhoff ist häßlich wie die Nacht!“ Weil aber Damen dieses Urtheil fällten, traute ihnen Raimund nicht; er glaubte, Neid und Mißgunst veranlaßten solche Aussagen. Um sich zu beruhigen, fragte er mehrere Herren nach Gräfin Imhoff. Diese versicherten, die Comteß besitze große Reize und sei durchaus nicht häßlich.

Raimund bedachte bei dieser milden günstigen Beurtheilung nicht, daß eine unverheirathete Erbin stets von jungen Männern hübsch gefunden wird, daß sie an einer reichen Dame immer Schönheiten und Reize entdecken, für die sie bei Armen sicherlich am schwarzen Staar leiden würden.

Ebenso wenig wie es „unliebenswürdige“ Erben in der Welt giebt, existirt das Naturwunder einer „häßlichen“ Erbin. — Ist die Armuth einer Person im Stande, dem Auge des Kritikers eine Brille zu verleihen, wie sie so haarscharf bei keinem Optiker

der Welt gefunden werden kann, und sieht er in dem Falle mit der erstaunenswerthesten Klarheit jeden kleinen Fehler im hellsten Lichte — — so blendet ihn wiederum bei den Reichen zu sehr der Glanz des Goldes, er vermag in diesem verklärenden Nimbus kaum, Laster von Tugend, geschweige Häßlichkeit von Schönheit zu unterscheiden.

In Raimund's Augen strahlte die reiche Gräfin auch in hellster Glorie; erst als die Mauern des Schlosses Eichbergen, des Stammschlosses der Grafen Imhoff, aus dem Dunkel der es umschließenden Waldung hervortauchten, fühlte er das Unvorsichtige seiner Handlungsweise, sich mit einem Mädchen, das er nicht kannte, verlobt zu haben. Um sich zu vergewissern, daß keine andere Dame seinem Herzen näher stand, ließ er alle jungen Mädchen seiner Bekanntschaft Revue passiren. Keine unter Allen machte ihm den Gedanken an eine Verbindung mit Gräfin Imhoff schwer, und mit erleichtertem Herzen fuhr er auf den Hof des Schlosses.

Graf Imhoff, der Vater seiner Braut, empfing ihn an dem mit mächtigen Wappenschilde verzierten Portale und geleitete ihn unter formellen Fragen nach seinem und seines Vaters Ergehen, in die für

ihn bestimmten Gemächer; [illegible]
ziemlich fassungslos, — das [illegible]
nes zukünftigen Schwiegervaters [illegible]
sten Eindruck auf ihn gemacht. [illegible]
gewöhnlich gleichmäßige Stimmung [illegible]
dehnte er seine Toilette möglichst [illegible]
ließ er sich bei seiner Braut melden, [illegible]
Original des reizenden Bildes zu finden [illegible]

Gräfin Janhoff, die ein [illegible]
Aeußere besaß, war an dem Tage [illegible]
wie sie sonst auszusehen pflegte; [illegible]
nerung an ihren [illegible]
mit dick angeschwollenen [illegible]
Nase, [illegible]
trat sie Raimund [illegible]
ser einen Schritt [illegible]
Andere, nur nicht für das Original [illegible]
das er von ihr gesehen, — [illegible]
seine Braut. —

Ihre Anrede machte ihm [illegible]
sein furchtbarer Schreck [illegible]
Um seine [illegible]
er sich auf die ihm [illegible]
rührte sie flüchtig [illegible]

der Welt gefunden werden kann, und sieht er in dem Falle mit der erstaunenswerthesten Klarheit jeden kleinen Fehler im hellsten Lichte — — so blendet ihn wiederum bei den Reichen zu sehr der Glanz des Goldes, er vermag in diesem verklärenden Nimbus kaum, Laster von Tugend, geschweige Häßlichkeit von Schönheit zu unterscheiden.

In Raimund's Augen strahlte die reiche Gräfin auch in hellster Glorie; erst als die Mauern des Schlosses Eichbergen, des Stammschlosses der Grafen Imhoff, aus dem Dunkel der es umschließenden Waldung hervortauchten, fühlte er das Unvorsichtige seiner Handlungsweise, sich mit einem Mädchen, das er nicht kannte, verlobt zu haben. Um sich zu vergewissern, daß keine andere Dame seinem Herzen näher stand, ließ er alle jungen Mädchen seiner Bekanntschaft Revue passiren. Keine unter Allen machte ihm den Gedanken an eine Verbindung mit Gräfin Imhoff schwer, und mit erleichtertem Herzen fuhr er auf den Hof des Schlosses.

Graf Imhoff, der Vater seiner Braut, empfing ihn an dem mit mächtigen Wappenschilde verzierten Portale und geleitete ihn unter formellen Fragen nach seinem und seines Vaters Ergehen, in die für

ihn bestimmten Gemächer; Raimund betrat diese ziemlich fassungslos, — das steife Ceremoniell seines zukünftigen Schwiegervaters hatte den peinlichsten Eindruck auf ihn gemacht. Um wieder in seine gewöhnlich gleichmäßige Stimmung zu kommen, dehnte er seine Toilette möglichst lange aus, dann ließ er sich bei seiner Braut melden, in der er das Original des reizenden Bildes zu finden dachte.

Gräfin Imhoff, die ein durchaus unschönes Aeußere besaß, war an dem Tage noch häßlicher, wie sie sonst auszusehen pflegte; sie hatte in Erinnerung an ihren ersten Verlobten heftig geweint und mit dick angeschwollenen Augen und stark gerötheter Nase, todesblassen Wangen und linkischem Wesen trat sie Raimund entgegen. Unwillkührlich wich dieser einen Schritt zurück — er hielt sie für alles Andere, nur nicht für das Original jenes Portraits, das er von ihr gesehen, — am wenigsten aber für seine Braut. —

Ihre Anrede machte ihm klar, wer sie war, — sein furchtbarer Schreck konnte ihr nicht entgehen. Um seine grenzenlose Verwirrung zu verbergen, beugte er sich auf die ihm dargereichte Hand herab, berührte sie flüchtig mit den Lippen — murmelte zwar

einzelne abgeriſſene Worte von „Glück, Freude und Ehre;“ doch ſein ganzes Ausſehn widerſprach dieſen leiſen Verſicherungen laut.

Zum wirklichen Glück des entſetzten Verlobten erſchien der Hauskaplan im nächſten Augenblick und machte dem peinlichſten aller peinlichen têtе — à — têtes ein Ende. Nach ihm kam der Graf und die kleine Geſellſchaft begab ſich zu Tiſche. Raimund war während des Eſſens ſo zerſtreut, daß ſeine Braut ſich häufig tief verletzt durch ſeine gänzliche Geiſtesabweſenheit fühlte.

Veronika war als einziges Kind der Abgott ihrer Eltern geweſen und durch anbetende Liebe verwöhnt worden; als reicher Erbin hatte man ihr ſtets gehuldigt und ſie beſaß nicht den Verſtand, den Urſprung dieſes Huldigungsquelles zu ergründen. Ein Benehmen, wie das Raimund's, war ihr noch nicht vorgekommen, es verdroß ſie unendlich! — Ihre Naſe röthete Zorn und Aerger immer ſtärker — es war, als ob alle heftigen Empfindungen ihres Innern auf dieſen Theil ihres Geſichts am meiſten einwirkten; doch, keinenfalls war dieſe Einwirkung vortheilhaft für ihr häßliches Antlitz. Außerdem warf ſie im Aerger ſchmollend die dicken Lippen

ihres breitgeformten Mundes auf, das sie vollends entstellte.

Wenn Raimund's Blick die ihm zur Seite sitzende verstimmte Braut streifte, verwünschte er nicht allein das unselige Verschönerungstalent des Malers, das ihm ein so vortheilhaftes Bild von dem Aeußern der Erbin gegeben, sondern alle die, welche ihn zu der Parthie überredet hatten; er fühlte sich zu der kleinsten verbindlichen Redensart unfähig und redete er einmal mit Veronika, so waren es die gewöhnlichsten Phrasen leichter Salonconversation.

Veronika kränkte das seltsame Benehmen ihres Verlobten von Augenblick zu Augenblick mehr. Immer kürzere, immer frostigere Antworten gab sie ihm und gegen Ende des Diners saß sie steif wie eine Drahtpuppe da, und Raimund's Gesicht bedeckte eine tödtliche Bläße.

Verwundert schaute der alte Graf auf das seltsame Liebespaar; — der Unbefangenste der Gesellschaft war unstreitig der Hauskaplan; beim Genusse feurigen Ungarweins vermißte er keine Liebesglut, und da das Essen nichts zu wünschen übrig ließ, dachte er nicht, daß noch etwas Anderes bei dem Mahle zu wünschen übrig bleibe.

Ob die schnelle Trennung des Brautpaares, — die das Geschick herbeiführte, — ein Segen für sie wurde, bleibt dahingestellt. Jedenfalls riß sich aber Raimund nicht gewaltsam aus den Armen seiner Braut, als er am nächsten Tage die Nachricht von einer heftigen Erkrankung seines Vaters erhielt — auch Veronika schaute mit thränenlosem Auge dem schnell davonrollenden Wagen ihres Verlobten nach. — — —

Der alte Baron Buchenhausen erlag nach einigen Wochen der Krankheit, die ihn befallen; sein Sohn verließ kurze Zeit nach dem Begräbniß Almarstein, das für ihn mehr und mehr die düstere Physiognomie eines Kirchhofes annahm.

Raimund brachte mehrere Monate am Rheine zu, gegen Ende November begab er sich nach Paris. Seine Hochzeit war nach Ablauf des Trauerjahres festgesetzt und bis zu dem Zeitpunkte wollte er seine Freiheit genießen. Er stürzte sich in Paris in einen Strudel von Vergnügungen und Zerstreuungen; jedoch Nichts machte ihm wirkliche Freude. Am dunkelsten wurde seine Stimmung, wenn Briefe aus Eichbergen ihn an seine eingegangenen Verpflichtungen mahnten. Er, der ohne jeglichen Zwang

aufgewachſen, fühlte die eiſernen Feſſeln ſchwer, mit denen der Beſitzer eines weſtphäliſchen Majorats umwunden iſt; es ärgerte ihn, daß er bei einer Herzenswahl ſo genau den Stammbaum hatte zu Rathe ziehen müſſen.

Nun erſt begriff er den Ausruf Adalbert Neumark's und deſſen Wunſch: „nie die Wahl bereuen zu mögen, welche er getroffen;“ zu der Zeit wurde ihm auch erſt die tiefe Bedeutung der Worte ſeines älteſten Bruders klar, der ſo häufig zu ihm geſagt: „Danke Gott, Raimund, daß Du ein jüngerer Sohn biſt und nicht die Pflichten eines Majoratserben zu erfüllen haſt!“

Wenn Etwas in der Welt im Stande war, Raimund ſeine Braut in noch unvortheilhafterm Lichte zu zeigen, als ſie ihm bereits erſchienen, ſo thaten das ſeine Pariſer Damenbekanntſchaften. Wie ſchön, anmuthig und reizend waren Frankreichs Töchter gegen Veronika von Imhoff! — Sie bezauberten ihn durch ihre verführeriſchen Koketterien, entzückten ihn durch ihre blendenden Erſcheinungen, riſſen ihn mit ſich fort durch ihre glänzende Unterhaltungsgabe; doch — — eine tiefe Liebe, — jenes beſeligende Gefühl, das er ahnte — als höchſtes

Lebensglück erträumte, — das erweckten auch sie nicht in seiner Brust. Ernstlicher Grund zur Eifersucht blieb seiner deutschen Braut bis zu dem Augenblicke erspart, wo er die Bekanntschaft einer Polin, Gräfin Casimira Berniczecka machte. Diese überstrahlte nicht allein an Geist und Schönheit alle Pariserinnen; sie war ihnen auch in der feinern Kunst der Koketterie überlegen. Ihre raffinirtesten Künste wandte sie bei Raimund an; sie blendete und bezauberte ihn; er glaubte, sie zu lieben, während — wenn er sie durchschaut und ihre Absichten gekannt hätte, — sie einfach verachtet haben würde, denn sie fesselte ihn nur aus dem Grunde und in der Hoffnung an sich, ihn später zu einer That zu bewegen, deren Ausführung ihr allein unmöglich war und die sie glaubte, am besten mit seiner Hülfe vollbringen zu können.

Zehntes Kapitel.

Raimund von Buchenhauſen mochte ungefähr acht Wochen in Paris ſein, als ſein Diener ihm eines Morgens die Ankunft eines Fremden meldete, der es ſich als Gunſt ausgebeten, dem Baron ſeinen Namen ſelbſt ſagen zu dürfen.

Buchenhauſen hielt den Fremden für einen Bekannten, eilte ihm bis in das Vorzimmer entgegen; jedoch der flüchtigſte Blick, den er auf den dort harrenden Mann warf, belehrte ihn, daß er geirrt.

Der Fremde hatte eine kurze gedrungene Geſtalt, ein ſcharfes markirtes Geſicht, in deſſen Zügen Rohheit und Gemeinheit vorwaltete. Seine Kleidung zeigte eine ſeltſame Miſchung von Sorgfalt und Nachläſſigkeit. Er trug eine weite Blouſe, helle Beinkleider und Gamaſchen; ein dunkler Radmantel von feinem Tuche ruhte leicht auf ſeinen Schultern

und ſeinen Kopf bedeckte ein brauner Calabreſerhut mit langer ſchwarzer Feder. Unter dem überfallenden Hemdkragen von weiß und blau geſtreiftem Battiſt war ein purpurfarbnes Tuch von oſtindiſcher Seide in loſen Knoten geſchlungen und mit blitzender Brillantnadel befeſtigt, — Hände und Füße waren am ſtiefmütterlichſten behandelt.

Alle Einzelheiten dieſer Toilette hatte Raimund binnen einer Sekunde mit dem ſichern, geübten Blick eines Kenners überſchaut und mit leichtem Anfluge von Erſtaunen fragte er kalt: „Sie wünſchen mich zu ſprechen?“

Der Fremde hatte die Zeit, wo Raimund ihn prüfend betrachtet, zu demſelben Zweck verwandt und mit ſcharfem Auge, feſtem Blick die ariſtokratiſche Erſcheinung des Barons gemuſtert. Ihm war ebenſo wenig der Ausdruck dieſes edeln feingeſchnittenen Geſichts und die leichte Eleganz der Tournüre entgangen, wie der koſtbare Morgenanzug, der den gewählten Geſchmack des verwöhnten vornehmen Mannes verrieth. Auf die kurze Frage Raimund's, gab er die noch kürzere Antwort: „Ja!“

Die Stirn des jungen Majoratserben überflog ein leichtes Roth, ſeine Lippen umſpielte ein Lächeln

ſtiller Verachtung, als er in froſtigem Tone erwiderte: „Ihr Name, mein Herr?“

„Wollen Sie mir die erbetene Unterredung erſt dann gewähren, wenn Sie meinen Namen kennen, Herr Baron?“ fragte der Fremde ebenſo kalt, ebenſo verächtlich. Er ſprach aber ſeine Worte mit ſo rein engliſchem Accent, in engliſcher Mundart, daß ſich Buchenhauſen ſofort ein Eingeborener jenes Landes verrieth. Einem Engländer hielt Buchenhauſen die ſonderbarſten Manieren zu Gute; und einen etwas höflichern Ton gegen ſeinen Gaſt annehmend, ſprach er freundlich: „Wollen Sie eintreten?“

Der Baron ging in das Nebenzimmer voran, wandte ſich dort von Neuem gegen den Fremden und fragte verbindlich: „Was ſteht zu Dienſten?“

Dieſer, der ruhig und unbefangen alle im Zimmer befindlichen Gegenſtände muſterte, überhörte dieſe Frage; ſein Blick hatte ein über dem Schreibtiſche des Baron hängendes Portrait geſtreift und war an dem lieblichen Antlitze eines jungen Mädchens haften geblieben, das dieſes Bild darſtellte. Es war eine jüngere Schweſter Raimund's, die er auf das Zärtlichſte geliebt und welche in ihrem

sechzehnten Jahre gestorben war; Raimund hatte dieses Medaillonportrait seiner Schwester bei seinem ersten Ausscheiden aus dem elterlichen Hause erhalten und sich seitdem nicht mehr von dem Bilde getrennt. Fiel es ihm auch sonst nicht sehr auf, daß das Auge eines Fremden an diesen zarten jugendlichen Zügen haften blieb, da es das Antlitz eines Engels hätte vorstellen können, so wunderte es ihn doch, daß dieser wild und roh aussehende Mensch es so aufmerksam betrachtete. In noch größeres Erstaunen versetzte ihn, als dessen Antlitz während der Anschauung einen Ausdruck teuflischen Hohns annahm.

Die Miene seines unbekannten Gastes wurde ihm unheimlich. und er lenkte durch den lauten Ausruf: „Darf ich um Ihr Anliegen bitten?" die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich.

Dieser fuhr wie aus bösen Träumen erwachend empor, sah sich prüfend die herabgelassenen Portieren an und sagte ruhig: „Sind wir sicher, daß uns Niemand behorcht?"

„Ich bezweifle, daß wir Geheimnisse zu verhandeln haben!" rief Raimund nachlässig und warf sich auf eine der Ottomanen.

„Und wenn dem so wäre — ?"

„So würden wir unbelauscht bleiben, indem meine Diener keine Horcher sind.“

Buchenhausen zündete bei diesen Worten eine Cigarre an. Als sie brannte, blickte er abermals seinen Gast an und jetzt verrieth sich in seinen Zügen eine unverkennbare Ungeduld; dieser Ausdruck wich rasch dem des maßlosesten Erstaunens, als er den Fremden gemächlich auf einem der sammetnen Fauteuils Platz nehmen und dann nach einer seiner auf dem Tische liegenden Cigarren greifen sah. Der Blick, den der junge Freiherr auf seinen Gast warf, würde jeden Andern von seinem Vorhaben abgeschreckt haben, jedoch an diesem Manne, der kalt und fühllos wie Eisen und Stahl zu sein schien, glitt er spurlos ab. Mit der höchsten Seelenruhe brannte er die Cigarre an, mit der größten Bequemlichkeit, lehnte er sich in den Sessel zurück.

„Sind Sie um zu rauchen oder zu sprechen in mein Zimmer gekommen?“ fragte Buchenhausen ernst, indem er sich langsam aufrichtete.

„Um mit Ihnen unter vier Augen zu reden, kam ich von Amerika nach Deutschland, suchte Sie in Almarstein auf, fand Sie nicht und folgte Ihnen darum nach Paris.“

„Dann ſcheint die Angelegenheit wichtig zu ſein.“

„Sehr.“

„So erſuche ich Sie, zu ſprechen und nicht zu rauchen.“

„Ich verſtehe, wie Sie, Beides zu gleicher Zeit zu thun!“

Buchenhauſen ſprang auf und rief erregt: „Sie ſind unverſchämt.“

„Und Sie leidenſchaftlich! —“

„Herr, verlaſſen Sie mein Zimmer!“

„Weshalb?“

„Weil ich mit Leuten Ihres Gelichters Nichts zu ſchaffen haben will.“

„Mäßigen Sie ſich, Baron Buchenhauſen! Sie möchten Ihre Heftigkeit ſchwer und bitter zu bereuen haben.“

„Und Sie Ihre Zudringlichkeit, wenn Sie nicht in der nächſten Minute dieſes Zimmer verlaſſen.“

Der Fremde machte nicht die geringſte Anſtalt, ſich zu entfernen — Buchenhauſen ergriff eine auf dem Tiſche ſtehende Glocke; bevor er Zeit gewann, durch ihren Klang ſeine Diener herbeizurufen, lag die Hand des Fremden feſt auf der ſeinigen. Während Jener ſein dunkelglühendes Auge ſtarr auf

Raimund heftete, ſprach er leiſe: „Klingeln Sie nicht, lieber Buchenhauſen, um Ihren Couſin durch einen Diener aus dem Zimmer werfen zu laſſen, denn ſonſt verlaſſe ich — bei dem allmächtigen Gott ſei's geſchworen! — dieſes Gemach nur als Freiherr von Buchenhauſen!“

An Raimund's Geiſte glitt mit Blitzesſchnelle jene oft gehörte Geſchichte von einem Almarſteiner Majoratserben vorüber, der aus Liebe ſeinem Namen und allen Anſprüchen entſagt hatte und Heimath und Vaterland verlaſſen. Er erzitterte bei dem Gedanken, daß dieſer Fremde ein Nachkomme jenes Mannes — und ſein Verwandter ſein könne! — Im nächſten Augenblick verwarf er aber dieſe flüchtige Annahme und rief ſtolz und hochmüthig: „Was ſollen dieſe Phraſen und Drohungen bedeuten? — Ich verſtehe ſie nicht, mein Herr!“

„So will ich deutlicher reden, lieber Vetter —“

„Halt! — Ich verbitte mir alle Liebesworte und jede verwandtſchaftliche Benennung! Ich bin der Freiherr von Buchenhauſen für Sie und was Sie ſind, mag erſt die Zukunft entſcheiden.“

„Gut!“ antwortete der Fremde, bei der Miene maßloſen Stolzes, die der Baron gegen ihn annahm,

triumphirend lächelnd; es ſchien ihm unendlich lieb zu ſein, dieſem Hochmuthe, dieſer Ueberhebung zu begegnen. Ruhig zurücktretend ſetzte er langſam und kalt hinzu: „Hochmuth der Familie Buchenhauſen hat meinen Urgroßvater einſt veranlaßt, aus ihrer Mitte zu ſcheiden; mich könnte aber eben dieſer Hochmuth veranlaſſen, den Namen wieder anzunehmen, dem er entſagte. Hören Sie mich daher ruhig an, Herr Baron, denn je freundlicher Sie ſind, deſto weniger Ausſicht haben Sie, in Zukunft gleichen Namen mit mir zu tragen.“

„Dahin wird es mit Gottes Hülfe wohl nie kommen, ſchwer möchte Ihnen die Beweisführung werden, daß Sie Anrechte an meinen Namen haben.“

„Leichter wie Sie denken! Darf ich Ihnen zuerſt einen kleinen Beweis vorlegen?“

„Es wird mir höchſt unangenehm ſein, ihn zu erblicken; doch bin ich begierig zu erfahren, worin er beſteht.“

Der Fremde legte dem Baron zwei Miniaturbilder vor; Raimund erkannte in den Perſonen, die ſie darſtellten, zwei ſeiner Vorfahren, von denen größere Portraits im Ahnenſaale zu Almarſtein hin

gen. Nachdem er sie flüchtig betrachtet, antwortete er ruhig:

„Diese Bilder beweisen noch nichts.“

Es sind unsere Vorfahren, die Buchenhausens, welche das Almarsteiner Fideicommiß gegründet haben.“

„Letzteres weiß ich.“

„Ersteres nicht?“

„Nein! und der Himmel verhüte, daß das Wort „unsere“ Vorfahren wahr ist.“

Dasselbe Lächeln der Befriedigung, das schon einmal das Antlitz des Fremden überflogen, zeigte sich auch jetzt auf seinem Gesichte. Die Zähigkeit des Barons schien ihm dieselbe Freude, wie dessen Stolz zu bereiten. Er fuhr fort, Raimund auf die Folter zu spannen, indem er fragte: „Hörten Sie niemals von jenem Baron Waldemar von Buchenhausen, der sich im Jahre 1748 von seiner Familie los sagte, um als freier unabhängiger Mann da zu stehn und der alle seine Anrechte auf seinen jüngern Bruder Raimund übertrug?“

„Ich entsinne mich dunkel, dergleichen einmal gehört zu haben.“

„Dieser Waldemar von Buchenhausen nannte

ſich nach der Trennung von ſeiner Familie „Bookhouſe;“ ſeine Nachkommen haben den Namen behalten, der eine ziemlich richtige Ueberſetzung ihres wahren Namens iſt.“

„Sie wollen ein Nachkommen jenes Mannes ſein? —“ fragte Raimund erbleichend.

„Ich bin ſein Urenkel.“

„Sie beabſichtigen, Ihr Namensanrecht geltend zu machen?“

„Nein!“

„Was wollen Sie denn?“

„Sie einfach warnen, daß Sie keinem Betrüger Glauben ſchenken, der die Abſicht hat, ſich den Namen Buchenhauſen anzueignen.“

Der Baron athmete leichter, — mit verbindlichem Tone bat er um nähere Aufklärung.

Der Fremde, der ſich für einen Urenkel des Freiherrn von Buchenhauſen ausgab, indeſſen kein Anderer, als der Schmied Johann Waltram aus Newark war, entgegnete raſch: „Die nähere Erklärung iſt bald gegeben. Mein Vater lebte früher in New-York und war dort mit einem deutſchen Landsmanne, Karl Waltram ſehr befreundet; dieſer einfacher Handwerker war aber ein hochmüthi-

ger ehrgeiziger Mann, deſſen ganzes Beſtreben dahin ging, ſich in Amerika Geld zu erwerben, dann nach Europa zurückzukehren und ſich einen Namen zu erringen. Es wurde zur fixen Idee bei ihm und je weniger Ausſicht er hatte, an das Ziel ſeines Strebens zu gelangen, deſto feſter beharrte er bei ſeiner Abſicht. Er kannte einige Bruchſtücke aus dem Leben meines Vaters, wußte, daß dieſer aus einer deutſchen Adelsfamilie ſtammte und unabläſſig bat er ihn; ſeine Namensanrechte, die Jener doch nicht geltend machen wollte, ihm zu überlaſſen, ihm die Papiere zu übergeben, die er in Deutſchland zur Erreichung ſeines Zweckes bedürfe.“ Mein Vater verweigerte entſchieden, ſich an ſolchem Betruge zu betheiligen; nach deſſen Tode bat Waltram mich um unſere Familienpapiere. Um mich ſeiner endlich zu entledigen, ſagte ich ihm eines Tages, daß all jene Dokumente nicht in meinen Händen, ſondern in einem geheimen Archive des Schloſſes Almarſtein wären, wo mein Urgroßvater geboren und erzogen worden ſei. Dieſe Nachricht, welche ihn, wie ich hoffte, zum Aufgeben ſeiner ehrgeizigen Beſtrebungen veranlaſſen ſollte, wurde leider gerade die Urſache, daß er ſich feſter denn je an den Hoffnungsſtrahl

klammerte, in Deutſchland auf leichte Weiſe in Beſitz eines alten geachteten Namens zu kommen. Immer und wieder traf ich den alten Waltram horchend an der Thüre meines Hauſes, das er bei Tag und Nacht wie ein ruheloſer Geiſt umſtrich; Mitleid mit ſeinem Alter und ſeinen fixen Ideen, die ich für Anzeichen von Wahnſinn hielt, ließen mich kein gewaltſames Mittel anwenden, mich ſeiner zu entledigen. So nahm ich ihn denn eines Tages im vergangenen Herbſte bei mir auf, als er anſcheinend krank an meiner Farm vorüberkam. Er blieb längere Zeit und während ſeines Aufenthaltes beſuchte mich ein Bekannter, der nach Europa zu reiſen beabſichtigte. Es ſchien ſich mir durch dieſen Freund die beſte Gelegenheit zu bieten, eine Sache in Ordnung zu bringen, die vielleicht noch üble Folgen für die Familie Buchenhauſen nach ſich ziehen konnte. Ich vertraute dem Freunde daher unſer Familiengeheimniß an, bat ihn, nach Almarſtein zu reiſen und die noch lebenden Glieder der Familie Buchenhauſen zu erſuchen, jene Dokumente in ſeiner Gegenwart zu vernichten, die unſern Namensanſpruch rechtsgültig nachzuweiſen im Stande waren. Unter dieſen Geſprächen vergaß ich meine ſonſtige Vorſicht,

nicht laut zu reden, wenn der alte Waltram im Hause war, — nannte also laut unsern Familiennamen und gab auch den Versteck im Almarsteiner Schlosse an, wo die Dokumente liegen. Um meinem Freunde den besten Anhalt zur Auffindung jener Familienpapiere zu geben, zeigte ich ihm ein Rococokästchen, in dem der Tauf- und Trauschein meiner Eltern und mein und meiner Schwestern und Brüder Taufscheine lagen. Durch diesen Kasten war es ihm leicht, das verborgene Fach in dem geheimen Archive zu entdecken, das die Dokumente birgt. Mein Freund sah sich Alles genau an und versprach, die Angelegenheit in Almarstein zu besorgen. Ein Gefühl von Beruhigung bemächtigte sich nach dieser erhaltenen Zusicherung meiner; ich wußte, daß jetzt die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches meines Vaters bevorstand, der diese Papiere vernichtet zu sehen wünschte und glaubte nun auch, die feste Hoffnung hegen zu können, daß der alte Waltram nie in Besitz unseres Namens gelangen würde. Noch bevor mein Freund mein Haus verließ, überzeugte ich mich, daß all meine Berechnungen fehl schlagen — und die Sache, die ich gut eingeleitet wähnte, die böseste Wendung nehmen konnte. Der alte

Waltram war am Morgen des nächsten Tages aus der Farm verschwunden und das in meiner Stube fehlende Rococokästchen mit unsern Familienpapieren belehrte mich, daß er mein, mit meinem Freunde geführtes Gespräch belauscht hatte und mich zu überlisten gedachte. Meine Versuche, seiner Person und meines Eigenthums wieder habhaft zu werden, waren vergeblich. Bald erfuhr ich, daß Waltram mit seinen beiden Kindern, Johann und Bertha die Gegend verlassen und Niemand wisse, wohin er sich gewendet. — Mein Freund beruhigte mich durch die Versicherung, daß er demjenigen, der sich unsern frühern Namen aneignen wolle, schon in Almarstein zuvorkommen wolle. Er reiste. Nach längerer Zeit erhielt ich aus Bremen die Nachricht, daß er sehr krank dort angekommen und nach wenigen Wochen gestorben sei, ohne jene Stadt verlassen zu haben. Ich konnte jetzt nur Betrug verhüten, wenn ich mich selbst an den Ort und die Stelle begab, wo man Mißbrauch mit einem Namen zu treiben beabsichtigte. So schnell wie möglich machte ich mich von meinen Geschäften frei und verließ Amerika, — auf deutschem Boden angelangt, eilte ich nach Almarstein — zu meinem Leidwesen erfuhr ich dort von dem Kastel-

lau des Schloſſes, daß der Beſitzer in Paris; hörte aber zu meiner Freude gleichzeitig, daß vor mir noch Niemand aus Amerika dageweſen und den Freiherrn von Buchenhauſen zu ſprechen verlangt habe. Der alte Schloßkaſtellan betrachtete mich mit ſehr argwöhniſchen Augen, weshalb ich bat, mich bei dem Verwalter des Gutes zu melden. Ich fand in dieſem Herrn einen noch mißtrauiſchern Charakter. Kaum erfuhr dieſer, daß ich eine geheime Unterredung mit dem Gutsherrn wünſche oder die Erlaubniß erlangen möchte, ungefähr eine Stunde, oder noch kürzere Zeit in der Betkapelle des Schloſſes allein verweilen zu dürfen, — erbleichte jener Mann zur Farbe des Todes und legte mir die ſeltſamſten, verfänglichſten Fragen vor. Ich verſtand ihn nicht, er mich nicht; je länger wir mit einander redeten, deſto kälter und gemeſſener wurde ſein anfangs freundliches Benehmen. Als ich mich überzeugt, daß eine Unterredung mit dem Verwalter Neumark zu Nichts führte, entſchloß ich mich, unverrichteter Sache von Almarſtein abzureiſen und mich perſönlich an Sie zu wenden. Bevor ich ihn verließ, bat ich ihn, auf der Hut zu ſein, keinen Fremden in das Schloß zu laſſen und ſich überzeugt zu halten,

daß ſo wenig böſe Abſicht ich gegen irgend Jemand bei meinem Beſuche im Sinne gehabt, ebenſo viel Unheil daraus entſtehen könne, wenn man die geringſte Unvorſichtigkeit begehe und einen offenen oder geheimen Eingang in das Schloß unbewacht laſſe. Dieſelbe tödtliche Bläſſe, die ſchon einmal das Geſicht Ihres Verwalters bedeckt, färbte auch in dem Augenblick ſein Antlitz, dann erwiderte er kalt und abſtoßend, daß man in Almarſtein meines Rathes entbehren könne und das Schloß nicht ſolche Dinge berge, wie ich vermuthe, es daher keiner ſo vorſichtigen Bewachung bedürfe. — Ich entfernte mich. Die Sorge und Angſt, daß trotz aller meiner Mühe Waltram's Betrug gelingen könnte, trieb mich nach Paris, vorzüglich da ich plötzlich die Kunde von ſeiner Ankunft in Europa erhielt. — Ich bitte Sie nun einfach um die Gunſt, Herr Baron, mir die Erlaubniß zu geben, welche ich in Almarſtein vergeblich nachgeſucht, nämlich, kurze Zeit allein und ungeſtört in der Schloßkapelle ſein zu dürfen, um die Dokumente vernichten zu können."

Buchenhauſen hatte mit der größten Aufmerkſamkeit dem Berichte ſeines ſeltſamen Gaſtes gelauſcht, der ſich ihm als ein Nachkomme jenes Almarſteiner

Majoratsherrn zu erkennen gegeben, durch deſſen Erbſchafts- und Namensentſagung der Beſitz auf die Linie der Familie übergegangen war, von der er abſtammte. Unwillkürlich mußte er daran denken, daß wenn deſſen Behauptung, Urenkel jenes Buchenhauſen zu ſein, wahr ſei und das Statut nicht exiſtire, welches eine untadelhafte Ahnenreihe von derjenigen verlangte, die die Frau eines Almarſteiner Majoratserben wurde, — dann dieſer Mann, auf den er ſo verachtend herabgeblickt, — an ſeinem Platze ſtände und er der Mittelloſe — der Unbedeutende wäre!“ — —

Ob Raimund von Buchenhauſen, der früher ſo häufig und ſo ſcharf die ſtrengen, bindenden Geſetze der weſtphäliſchen Fideicommiſſe angegriffen und unter der einen furchtbaren Feſſel, die ſie auferlegen, ſo furchtbar litt, ob er in der Stunde, dieſe Statuten nicht ſegnete — wagen wir nicht zu behaupten.

In tiefes Sinnen verloren, ſtarrte er eine Zeit lang vor ſich hin und als er wieder aufſchaute, in das Antlitz des Mannes blickte und ſich ſeiner Worte, ſeiner Behauptung: „ein Buchenhauſen zu ſein“ erinnerte — ſchauderte er. Ihm, dem die ariſtokra-

tiſche Sphäre das wahre Lebenselement war, trat in der Geſtalt des roh und gemein ausſehenden Waltram ein zu graſſes Bild entgegen und die Handlungsweiſe ſeines Vorfahren, der der Liebe Namen und Stellung in der Welt geopfert, ſchien ihm ein an ſeinen Nachkommen begangenes Verbrechen! — Dieſer Nachkomme eines alten edeln Geſchlechts war ſeiner Anſicht nach in einen Abgrund geriſſen, aus dem ein Emporklimmen ihm nicht allein ſchwierig — ſondern rein unmöglich erſchien — dieſem Enkel war, wie er in dem Augenblick glaubte, der Stempel niedriger Geburt für Zeit und Ewigkeit aufgeprägt.

Waltram entging das Sinnen des Barons ebenſowenig, wie die perſönliche Abneigung gegen ihn, die ſich in jedem der Blicke Raimund's offen kund gab; er wünſchte die Unterredung beendet zu ſehn und das Reſultat ſeiner Intrigue zu erfahren, wiederholte daher ſeine Frage, die Buchenhauſen unbeantwortet gelaſſen. Raimund ſah ihn nach dieſer Frage ſcharf und prüfend an und das lebhafteſte Mißtrauen regte ſich gegen die Angaben des Erzählers; eine innere Stimme rief ihm zu, dieſem Manne nicht zu trauen, eine innere Stimme rieth ihm, auf deſſen Wünſche nicht einzugehen und nach kurzer Ueberlegung ent-

gegnete er ernſt und entſchieden: „Ich bedauere herzlich, Ihre an mich gerichtete Bitte ablehnen zu müſſen, denn nach Ihren frühern Worten zu urtheilen, habe ich Grund zu vermuthen, daß jene fraglichen Dokumente an einem Orte liegen, der mit der Betkapelle meines Schloſſes in Zuſammenhang ſteht und — dort hin kann ich keinen Fremden laſſen!“

„Bin ich das noch für Sie?“ fragte Waltram kalt und ſein unmuthiger Geſichtsausdruck, ſein ſtechender Blick verriethen Raimund, wie unangenehm ihn die Weigerung berührte.

„Ja gewiß! — Sie können unmöglich verlangen, daß ich Ihnen unbedingt glaube. Wer kann mir verbürgen —“

„Gut, gut!“ rief Waltram heftig und mit dunkler Zornesröthe. „Sie trauen mir nicht. Möchten Sie es nicht bereuen, mich jetzt am Vernichten jener Papiere zu verhindern; kommt jener alte Dieb und Betrüger in Ihr Schloß, ſo wird er ſich ebenſo ſchlau der mir gehörenden Dokumente zu bemächtigen wiſſen, wie er es mit dem Kaſten gethan, der die Taufſcheine unſerer Familie enthielt.“

„Von der Sorge glaube ich Sie befreien zu

können. Wenn dieſe Dokumente in meinem Schloſſe ſind, wird er ſie nicht erlangen; dort ſind ſie ſicher.“

„Wollen Sie Befehl geben, daß man Niemand in die Kapelle läßt.“

„Es iſt unnöthig! Wie Sie ſich ſelbſt vor Kurzem überzeugt haben, gelangten Sie trotz ihres lebhaften Wunſches nicht an den Ort.“

„Wird der Andere, auch nicht dahin gelangen?“

„Gewiß nicht.“

„Wenn er aber durch Ihren Verwalter protegirt wird.“

„Wie ſollte der dazu kommen?“

„Veranlaßt durch die ſchönen Augen Bertha Waltram's, die nun ſicherlich unter dem Namen Gertraud Bookhouſe in Deutſchland auftritt.“

„Gertraud? Warum ſollte ſie ſich ſo nennen?“

„Es iſt der Name meiner Schweſter.“

„Wie heißen Sie?“ rief Raimund lebhaft.

„Waldemar!“

„Seltſam,“ murmelte Raimund, „das ſind unſere Familienamen.“

Er blickte Waltram forſchend an und dieſer lächelte; er hatte des Barons leiſe Worte verſtanden.

„Weshalb lächeln Sie?“

„Weil Sie sich über unsere Familiennamen wundern.“

Raimund fuhr mit der Hand über die Stirn; sah seinen beharrlichen Vetter von Neuem prüfend an und sagte: „Sie haben auch nicht einen Zug der Buchenhausens im Gesichte und Familienähnlichkeit pflegt doch immer zwischen so nahen Verwandten zu sein — ja sie taucht immer wieder hervor, wenn sie selbst einmal verschwunden gewesen.“

Waltram biß sich auf die Lippe; sein Auge streifte das Portrait über dem Schreibtische, das ihn an Gertraud Bookhouse mahnte, er entgegnete hastig: „Ich sehe meiner Mutter ähnlich und arte nach der Reichenbach'schen Familie.“

„Reichenbach? — ein deutscher Name!“

„Der Name meiner Mutter; sie war Deutsche!“

„Von Reichenbach wohl nicht?“

„Doch! — Adele von Reichenbach. Sie war Putzmacherin in New-York.“

„Dieses Amerika ist das Land der wunderbaren Verhältnisse.“

„Mein Großvater nannte Ihre westphälische Heimath so.“

„Wohl wegen ſeiner alten Majorate?“ fragte Raimund lächelnd.

Waltram neigte bejahend den Kopf.

„Dieſe ſind aber nicht allein in Weſtphalen! — Bedauerte er übrigens nie, ſeiner Rechte beraubt worden zu ſein?“

„Nein! Er war ein freiſinniger Mann.“

„Und Sie ſcheinen ſeine Anſichten zu theilen!“ rief Raimund verbindlich; es war ihm äußerſt angenehm, daß die Bookhouſe über die Annehmlichkeit eines gut klingenden Namens erhaben waren.

„Ich denke wie er, Baron Buchenhauſen; mir liegt Nichts an dieſem Vorzug, auf den Sie wahrſcheinlich den größten Werth legen und ich werde erſt vollſtändig beruhigt ſein, wenn jene Papiere vernichtet ſind.“

„Geben Sie mir den Ort an, wo ſie liegen und Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden!“ rief Raimund lebhaft.

„Ich möchte es ſelbſt thun, um ganz ſicher zu ſein.“

„Sie ſcheinen mir ebenſo wenig zu trauen, wie meinem Verwalter und doch iſt dieſer der rechtſchaffenſte Mann der Welt.“

„Möglich! — Mir flößte er Verdacht ein, daß er um das Geheimniß weiß.“

„Das kann nicht ſein und er wird auch nicht durch die ſchönen Augen von Miß Bertha oder Gertraud gerührt werden.“

„Geben Sie mir wenigſtens die Beruhigung, daß Sie einen verſchärften Befehl nach Almarſtein ſchicken wollen, Niemand in's Schloß einzulaſſen.“

Es ſoll geſchehen! mein Wort darauf! — Nehmen Sie zugleich die Verſicherung, daß es mir leid thut, Sie in Almarſtein verfehlt zu haben, denn offen geſtanden, möchte ich jene Dokumente auch vernichtet ſehn.“

„Bedauern Sie das wirklich, ſo reiſen Sie mit mir noch heute nach Deutſchland! Verbrennen wir ſobald wie möglich die Beweiſe.“

Raimund ſann einen Augenblick nach. Er vermochte nicht, ſich ſo raſch und plötzlich von der ſchönen geiſtvollen Polin loszureißen und rief lebhaft: „Ich kann Paris jetzt noch nicht verlaſſen.“

Waltram erwiderte nach kurzer Pauſe verſtimmt: „Ich hörte bereits, daß Sie ſo lange wie möglich abweſend bleiben würden.“

„Wie — Sie hörten das? Gab man Ihnen einen Grund dafür an!“

„Ja, weil Sie sich als Bräutigam unglücklich fühlten.“

Ein glühendes Roth bedeckte Raimund's Antlitz; tief verletzte ihn, daß man seine geheimsten Gedanken errieth und er überlegte, ob er abreisen und das Gerücht wiederlegen sollte. Der Gedanke, sich von Gräfin Berniczecka zu trennen und seine Braut wiederzusehn, hielt ihn zurück. — Leise murmelte er: „Was gilt mir, der ich die Welt verachte, ihr Urtheil! Mag man reden, was man will, auf meine Handlungsweise soll es keinen Einfluß haben!“

Momentan durchkreuzte auch der Gedanke seinen Sinn, ob die Papiere durch jenen Waltram geraubt werden könnten, doch das war unmöglich, wenn sie an dem Orte lagen, den der Fremde angedeutet. — Jenes geheime Gewölbe kannten nur die Mitglieder der Familie Buchenhausen. — Die Mitglieder! — Raimund erschrak bei diesem Worte; es fiel ihm plötzlich auf, wie sicher der Fremde von diesem Versteck gesprochen hatte; — er mußte es kennen — und — kannte er es, so konnte er Recht haben und wirklich von der Familie Buchenhausen abstammen.

Schon die bloße Idee, daß dieſer roh und gemein ausſehende Menſch ſein Verwandter ſein könnte, hatte für Raimund etwas ungemein Niederdrückendes und lebhaft fühlte er in dem Augenblicke, wie furchtbar — wie entſetzlich es ihm geweſen ſein würde, wenn Jener ſeine Namensanſprüche geltend gemacht und von ihm eine öffentliche Anerkennung ſeiner Perſon als Vetter verlangt hätte. Raimund dankte nicht allein bei dem Gedanken Gott, daß ihm dieſe Schmach erſpart blieb, ſondern er empfand auch gegen den Mann, der ihm gegenüber ſo uneigennützig handelte, ein Gefühl tiefer Dankbarkeit.

Um ihm dieſe Erkenntlichkeit durch Etwas zu beweiſen, und durch das Aeußere und Weſen des Mannes zu der Annahme berechtigt, ihm Geld bieten zu können, reichte er Waltram eine Rolle Gold.

Nicht ohne Erſtaunen blickte dieſer Buchenhauſen an, wies ruhig das Gold zurück und entgegnete lächelnd: „Waren auch unſere Urgroßväter Brüder, ſo ſtehen wir uns doch zu fremd gegenüber, als daß ich von Ihrem Anerbieten Gebrauch machen würde; außerdem bedarf ich Ihres Geſchenks nicht; mein Zweck war, als ich Sie aufſuchte, nur, Ihnen zu dienen. Er iſt wenigſtens zum Theil erreicht;

Sie wiſſen um den Betrug, der geſpielt werden ſoll und helfen mir hoffentlich in Zukunft, ihn unmöglich machen.“

„Ganz gewiß!“ rief Raimund eifrig. „Geben Sie mir nur Ihre Adreſſe, damit ich Sie von meiner Rückkehr nach Almarſtein benachrichtigen kann.“

Waltram hatte dieſe Aufforderung, der er nicht im Stande war, nachzukommen, gefürchtet. Sein Paß war auf ſeinem wahren Namen ausgeſtellt und er reiſte auch unter dieſem. Mit ſeiner Schlauheit gerieth er aber nie in Verlegenheit und gab daher ruhig „Bremen“ als Adreſſe an; dann ſetzte er wie nachdenkend hinzu: „Es wäre doch wohl beſſer, wir beſtimmten einen Zeitpunkt, uns in Almarſtein zu treffen; ich habe eigentlich die Abſicht, meinen Aufenthalt in Europa dazu zu benutzen, verſchiedene Städte kennen zu lernen. Geben Sie, Herr Baron, mir daher nur ungefähr den Zeitpunkt Ihrer Rückkehr an!“

Raimund fand nichts Auffallendes in der Erklärung! Beide verabredeten, ſich im Anfang des Monats Mai in Almarſtein einzufinden, um dort gemeinſchaftlich die Beweiſe zu vernichten, daß ein Mr. Waldemar Bookhauſe gerechten Anſpruch auf den Namen Buchenhauſen habe.

Elftes Kapitel.

Die Gruppen im Salon der Gräfin Berniczecka, die Raimund, als er ſie das erſte Mal erblickt, den Eindruck gemacht, wie wenn die Geſtalten aus Rubens „Liebesgarten“ Leben gewonnen, aus dem Rahmen getreten wären und ſich vervielfältigt hätten, — dieſe Gruppen nahmen mit jedem Tage des neuen Jahres — des Jahres 1848 — einen ernſtern, düſtern Charakter an. Das heimliche Flüſtern der Liebe, die lauten Neckereien der Schalkhaftigkeit, die wie Leuchtkugeln hin und her fliegenden Bonmots und jenes anmuthige Plaudern über Nichts, aus dem der Geiſtesreichthum ſo viel zu machen verſteht, — das Alles war verſunken, untergegangen in dem weiten Ocean der Politik, deſſen ſtarker Wellenſchlag mit immer lauterm, immer brauſenderm Geräuſch ertönte.

Nicht dieſe Umwälzungen waren es aber, die Raimund von Buchenhauſen dem Cirkel entfremdeten, in dem er ſich Wochen — Monate lang glücklich und heimiſch gefühlt; ſondern die plötzliche und überraſchende Erkenntniß: die ſchöne, anmuthige und liebenswürdige Beſitzerin dieſes eleganten Salons, in ein intriguirendes, ränkeſpinnendes Weib verwandelt zu ſehn, das ihm, politiſcher Zwecke halber, Liebe geheuchelt.

Die Ueberzeugung: hintergangen, betrogen worden zu ſein, wäre ihm vielleicht weniger empfindlich und ſchmerzlich geweſen, wenn ſich nicht mit dieſer die peinigende und verletzende Annahme verbunden: daß all Die, die in die politiſchen Machinationen der Gräfin verwickelt und Eingeweihte des Zweckes geweſen, den ſie bei ihm verfolgt, ihn entweder als einen Mann betrachtet, der über die Liebe vergeſſen konnte, was er der Freundſchaft ſchuldig, oder ihn für einen von ſchöner Frau Düpirten angeſehen, den ihre Reize zu ſehr verblendet, um richtig Weſen und Charakter beurtheilen zu können. Beide Fälle waren dem jungen, ſtolzen Freiherrn gleich unangenehm und er hielt ſich von dem Augenblick an von der Gräfin fern, wo er trotz der ſeidnen und ſammt-

nen Gewänder, mit denen ſie die That zu umhüllen getrachtet, die er für ſie vollbringen ſollte — eine ehrloſe Handlung erkannte! — — —

Gab nun aber auch Raimund die Gräfin auf, beſuchte er trotz der dringendſten Aufforderungen nie wieder ihr Haus — ließ er all die Briefe und Depeſchen unbeantwortet, die ſie ihm ſandte, — die ſchöne Polin war nicht geſonnen, den Mann, den ſie ſo ſchlau in ihr Netz gezogen, ſo leicht und für immer entfliehen zu laſſen. Sie war nicht gewöhnt, ihre Abſichten durchkreuzt zu ſehn — Abſichten, die ſie ſeit ſo lange gehegt — ſchon Jahre vordem verfolgt, ehe Raimund von Buchenhauſen ihr als angenehmes Werkzeug zur Ausführung langgenährter Pläne in den Weg getreten war. Schlug daher auch wochenlang Alles fehl, was ſie in Bewegung ſetzte, um ſeine Gunſt von Neuem zu erringen, ſo gab ſie dennoch nicht die Hoffnung an ein endliches Gelingen auf, denn — von dieſer Hoffnung ſcheiden — hieß für die Gräfin Berniczecka: „Scheiden von Plänen der Rache, deren Ausführung ſie ſich zur Hauptaufgabe ihres Lebens gemacht.“

Entging weder Raimund noch der Gräfin, daß

ſie Beide Gegenſtand der Beobachtung Vieler waren, die ihr Verhältniß gekannt, wußten ſie, daß es Perſonen gab, die politiſcher Intereſſen halber aufmerkſam lauſchten, ob ſie ſich von Neuem vereinen würden und Ausſicht vorhanden ſei, durch dieſes Bündniß zu erreichen, was ſie zu erringen ſtrebten — fühlten Beide auch dieſe forſchend auf ſie gerichteten Blicke, ſo ahnten ſie doch nicht, daß ſie zugleich von Augen bewacht wurden, die nur aus dem Grunde ſo ſpannend auf ihnen ruhten, weil eben dieſen Augen vergönnt ſchien, einen Blick in die Zukunft zu thun und aus ihrer plötzlichen Feindſchaft Vortheil für ſich zu erſpähen.

Dieſer heimlich und allein für ſich Beobachtende war kein anderer als Johann Waltram, ihm hatte die Unterredung mit Buchenhauſen ein nur ungenügendes Reſultat gewährt und er rechnete, nachdem ſein ſchlau angelegter Plan fehl geſchlagen, auf einen glücklichen Zufall, der ihn raſcher an das Ziel ſeines ehrloſen Strebens führen ſollte. Waltram hatte ſich nicht von Paris entfernt, wie er Raimund geſagt und hätte Dieſer nur Etwas mehr auf ſeine Umgebung geachtet, er würde bemerkt haben, wie ein Mann ihm ſtets wie ein Schatten folgte und

nicht das Geringste unbeobachtet ließ, das mit ihm im Zusammenhange stand.

So entdeckte denn dieser Mann aus dem Volke das Interesse, das sich zwischen den beiden aristokratischen Elementen im Salon angesponnen, — sah die Briefe zwischen ihnen hin- und herfliegen und bemerkte sofort ihre Trennung und Feindschaft; die Annäherungsversuche der einen Parthei, das stete Zurückstoßen der andern! — — —

Der Ausbruch der Revolution in Paris unterbrach für einige Zeit die Interessen am Einzeln und richtete Aller Augenmerk auf die Gesammtinteressen der europäischen Staaten.

Gräfin Berniczecka — seit lange in politische Machinationen verwickelt — war so hineingerissen in den Strudel der allgemeinen Bewegung, daß sie so lang der Umsturz dauerte, nicht an Aufbau neuer Pläne dachte und — in Freiheitsträumen schwelgend — vollständig vergaß, an der Kette zu schmieden, die Raimund von Neuem fesseln sollte. So würde er denn Paris in den Tagen unbemerkt von ihr verlassen haben, wo sie zu sehr mit dem Gedanken an die Revolution beschäftigt, in einem Glücks- und Siegestaumel lebte, — wenn Waltram nicht für sie

gewacht! — Seine geheime Botſchaft: „Baron Buchenhauſen trifft Vorbereitungen zur Abreiſe,“ entriß ſie ihrem Glückstaumel, mahnte ſie an Das, was ſie durch ihn zu erreichen geſtrebt und — trieb ſie zu dem Mittel, das ſie als „letztes“ anzuwenden gedacht.

Raimund von Buchenhauſen war nicht allein durch die Pariſer Revolution den Grübeleien und dem Nachdenken über ſeine eigenen Verhältniſſe entriſſen, ſondern andere, für ihn wichtigere Ereigniſſe bewirkten eine vollſtändige Revolution in ſeinem Innern, zogen ihn aus alten Bahnen in neue und ließen ihn, während allein Geiſt und Verſtand thätig, kaum an jene Gefühle des Herzens denken, die ihn Wochen lang zuvor einzig beherrſcht.

Kaum hatte ſich nämlich im Februar des Jahres 1848 der Krater „Frankreich“ geöffnet, deſſen Boden ein lang zurückgedrängtes unterirdiſches Feuer unterminirt, ſo entzündete die weit und hellleuchtende Brandfackel der Revolution auch auf deutſchem Boden, alle gährenden Stoffe, und Flammen ſtiegen ſelbſt an Stellen empor, wo Niemand — oder vielleicht nur einzelne Wenige — an ein Auflodern gedacht und ſich Alle in Ruhe und Sicherheit gewöhnt.

Zu den Stätten, wo die Revolutionsflamme am ſchnellſten aufloderte, gehörten die ſonſt ſo ſtillen, friedlichen Gegenden des Sauerlands — die Heimath Raimund's —; ſie wurden Schauplatz der bedenklichſten Unruhen, und während die Natur in Schnee und Eis gehüllt war — ſtanden die Gemüther der als ſo ruhig und phlegmatiſch verſchrienen Weſtphalen in Feuer und Flammen! — In einer Standesherrſchaft entzündete ſich der revolutionäre Stoff zuerſt und lichterloh brannte es bald in allen unruhigen Köpfen, vozüglich in denen aller Fabrikarbeiter dortiger Gegend.

Die Unruhen in der Standesherrſchaft hatten ihren Grund in Entziehungen oder Statt gefundenen Abänderungen früherhin bewilligter Berechtigungen, welche ärmern Inſaſſen Seitens des ſtandesherrlichen Beamtenperſonals widerfahren waren. An anderer Stelle hatte ſich ein Chef des Forſtweſens durch Rohheit jeder Art verhaßt gemacht und der ſeit Jahren im Herzen der Landbewohner angeſammelte Groll gegen ihn, machte ſich in der Zeit endlich Luft; man vertrieb ihn aus ſeinem idylliſch gelegenen Forſthauſe in das rauhe, unwirthſame Gebirge, verfolgte ihn Tage lang und ließ nur aus dem Grunde davon ab,

um es mit andern mißliebigen Beamten in gleicher oder ähnlicher Weiſe zu machen. Es ſchien, als ſollte überall die Macht der Behörden gebrochen und die phyſiſche Gewalt des Volks an die Stelle geſetzt werden, es ſchien, als wollte man der Privatrache Thor und Thür öffnen und all Diejenigen, die an irgend Jemand Etwas zu vergelten oder zu rächen hatten, Thaten freier Willkühr begehen laſſen! Die Opfer wurden aufgeſucht, das Volk hielt eine Art von Gericht!

Allen dieſen Geſetz und Ordnung Hohn ſprechenden Thaten und Sachen folgten gewaltſame Erpreſſungen von Holzgerechtigkeiten, — Forderungen zur Herausgabe alter Jagd- und Holzfrevel-Pfandſtücke; man drohte mit Plünderung und Brand der Schlöſſer, wenn das Begehr nicht erfüllt würde. In den Fabriken ſah es oft noch ſchlimmer aus, als auf den Gütern und ihre Beſitzer hatten mehr Urſache, die Maſſe ihrer aufgeregten Arbeiter zu fürchten, als die Grundeigenthümer, ihre Bauern und die Schaaren der Landbewohner.

Raimund erhielt von ſeinem Verwalter die Nachricht über die im Weſtphalenlande ausgebrochenen Unruhen und war überraſcht, empört. Er, der kaum

der Kunde vom Wiener und Berliner Aufſtande hatte Glauben ſchenken wollen, ſollte plötzlich noch Unglaublicheres für Wahrheit halten! Derſelbe Verwalter hatte ihm dieſe Revolutionsepoche ſchon vor Jahren prophezeiht — Raimund ihn damals ausgelacht! — Als er in Paris Zeuge verſchiedener graſſer Scenen geweſen — da hätte er ſich nicht träumen laſſen, daß in ſeiner Heimath ſich Aehnliches ereignen könnte und als es ihm berichtet wurde, glaubte er ein Mährchen zu hören und fragte in Weſtphalen an: ob man ſich einen Scherz mit ihm erlaubt.

An demſelben Tage, wo ſich dem Ueberraſchten und an all den außergewöhnlichen Nachrichten Zweifelnden, aus authentiſcher Quelle graſſe Einzelheiten beſtätigten, die bei der in Berlin ausgebrochenen Revolution vorgefallen waren, erhielt Raimund abermals Briefe aus Almarſtein und ſie meldeten ihm die ſich ſteigernde unruhige Bewegung in Weſtphalen.

Dieſe Briefe waren von ſeinem Verwalter und Kaſtellan. Der Erſtere bat ihn inſtändigſt: ſofort nach Almarſtein zurückzukehren, um ſeinen aufgeregten Gutsunterthanen — die wie die ganze ärmere Bevölkerung des Sauerlandes zu der Zeit bedeutende Forderungen machten — zu gewähren, was

zu bewilligen möglich ſei; oder er möge genaue Inſtruktionen ſenden, wie man ſich bei vorkommenden Exceſſen auf dem Gute zu verhalten habe.

Raimund ſtarrte, als ob er eine düſtere Viſion hätte, vor ſich hin; dann warf er, von heftigen Zorn ergriffen, den Brief bei Seite und rief mit bebender Stimme: „Revolution, Aufruhr, Anarchie in Weſtphalen! — unmöglich!“

Die Unmöglichkeit geſtaltete ſich nach ernſtem Nachdenken zur Wahrſcheinlichkeit — Raimund gerieth außer ſich. — — Von ihm wollte man plötzlich Dinge ertrotzen und erpreſſen, die keiner ſeiner Vorfahren ihren Unterthanen bewilligt — man wollte alte angeſtammte Rechte ihm nehmen! — Das konnte, das durfte nicht geſchehen; — auf den weſtphäliſchen Majoraten mußte und ſollte Alles ſo bleiben, wie es vor Jahrhunderten eingerichtet worden! — War er doch Herr auf dieſem Majorate; — alſo „lieber ſterben, als nachgeben — lieber Alles verlieren, als Etwas gewähren.“

Raimund fühlte ſich nach dieſem energiſchen Gedanken und Entſchluſſe erleichtert; ruhiger griff er nach dem Briefe des Kaſtellans.

Der Kaſtellan Werner ſchrieb anders, er über-

häufte die „Rebellen des Sauerlands“ mit Schmähungen; der Schluß ſeines Briefes lautete:

„Die heilige Jungfrau mag Fürbitte für den Herrn Verwalter Neumark einlegen, daß er den gottesläſterlichen Wunſch hegt: „Ew. Gnaden möchten jetzt in Almarſtein ſein.“ Er gehört im Herzen auch jenen verruchten Demokraten an, die nur den Umſturz alles Beſtehenden wünſchen; er möchte den gnädigen Herrn Baron dazu beſtimmen, Conceſſionen zu geben, die Keiner von Ew. Gnaden höchſtſeligen Herren Ahnen billigen würden. — Ich flehe Sie, gnädigſter Herr Baron, an: „bleiben Sie um aller Heiligen willen jetzt — jetzt in dieſer Zeit, wo der Teufel in eigner Perſon im Sauerlande hauſt — Ihrer Heimath fern, — ſo lange fern — bis es wenigſtens etwas ruhiger geworden und keine Gefahr mehr für Sie da iſt. Kämen Ew. Gnaden jetzt zurück, ſo würden die aufrühreriſchen Rebellen das Schloß in Brand ſtecken, um Sie zu zwingen, ihre Bitten zu erfüllen; ſie übten ſolche und noch entſetzlichere Gräuel auf andern Schlöſſern aus und täglich hört man Dinge, daß man glauben könnte, man wäre anſtatt in dem ſonſt ſo friedlichen Sauerlande, in Sodom und Gomorrha! — Wer es nur

eben von den adeligen Herrſchaften kam — flüchtet — ruft den Schutz der Behörden an, erbittet Militair und läßt den ungeſtümen Forderern durch Kugel und Bajonette antworten. — O Herr Baron, ſenden Sie auch den Befehl, daß wir uns Militair aus Münſter oder Bielefeld erbitten, das Füſilierbataillon des fünfzehnten Infanterie-Regiments iſt ſchon in einzelnen Detachements auf den Schlöſſern des Sauerlands vertheilt, nur wir Unglückliche verdanken es dem Eigenſinn Herrn Neumark's, ohne militairiſchen Schutz zu ſein und doch iſt Almarſtein vom Pöbel bedroht."

Raimund ſank der Brief aus den Händen; er ſprang auf und rief lebhaft: „Ich mich wie ein Feigling verkriechen? — nimmermehr! Hin nach Almarſtein! um dieſer Anarchie mit ruhiger Stirne entgegenzutreten und den Rebellen zu beweiſen, daß ich Herr des Gutes bin!" —

Neumark's Worte über die Pflichten eines Gutsherrn fielen in dem Augenblick dem Beſitzer von Almarſtein ein. Er las noch einmal des Verwalters Brief und welch andern Eindruck machten ihm deſſen Rathſchläge jetzt! — Sinnend blickte er vor ſich nieder und ſagte dann ernſt: „Er hat Recht! mangel-

haft iſt Vieles, — beſſer kann Manches werden; — ich will die Bitten der Leute hören — ich will handeln, ehe es zu ſpät iſt.“

In fliegender Haſt traf Raimund noch in derſelben Stunde ſeine Vorbereitungen zur Abreiſe und war den ganzen Tag thätig, ſeine Angelegenheiten zu ordnen. Es war ſpät am Abend, als er bis auf das Einpacken ſeiner Papiere, mit allem Uebrigen fertig; er ſaß an ſeinem Schreibtiſche, da fiel beim Oeffnen eines Faches ſein Blick auf ein Paquet Briefe, die alle auf duftendem roſa Papier geſchrieben, deren erbrochene Siegel alle daſſelbe Wappen zeigten. Es war ein ſich an eine Säule lehnender Amor, auf der ein brennendes Herz thronte, und die Inſchrift des Wappens lautete: „Je me repose sur ta constance“. — Ein bitteres Lächeln umzuckte Raimund's Mund beim plötzlichen Anblick dieſer Briefe — beim unwillkürlichen Leſen der Deviſe, doch nur eine Sekunde dauerte dieſer Ausdruck, er wich dem der Verachtung und das Paquet flog in die lodernde Glut des Kamins! — — Die Schreiberin der Briefe ſchien vergeſſen zu ſein, Raimund griff nach andern Papieren; da rauſchte die Portière, er ſah ſich um, eine zarte tief verſchleierte Frauen-

geſtalt ſchlüpfte in's Zimmer, ſie lag im nächſten Augenblick zu ſeinen Füßen und rief leidenſchaftlich:

„Raimund, Du willſt Paris, mich — Deine Caſimira, im Zorn verlaſſen? — o bleib'! — oder nimm mich mit Dir!“

Raimund ſprang auf, trat einige Schritte zurück und fragte kalt: „Iſt Ihre Comödie mit mir noch immer nicht beendet, Gräfin Berniczecka? ich hielt mich davon überzeugt und glaubte, Ruhe vor Ihnen zu haben.“

„O, nicht dieſen Ton, Raimund; Du haſt mich verkannt — ich ſchwöre Dir —“

„Bitte! — keine falſchen Eide mehr, Gnädigſte! Sie leiſteten wahrlich genug in dem Punkte.“

Die Gräfin erhob ſich, ſchlug den Schleier zurück und heftete ihr thränenfeuchtes Auge mit dem Ausdruck ſtillen Vorwurfs auf Raimund. Sie war vielleicht nie ſchöner, nie verführeriſcher, als in dem Augenblick und dennoch ſchaute der junge Mann mit eiſerner Ruhe in dieſes anziehende, reizende Geſicht und vernahm ohne die geringſte Bewegung den klagenden Ausruf: „O Raimund, — Raimund! ſind denn wirklich die Zeiten vorüber, wo Du Deine Caſimira nicht ſehen konnteſt, ohne ſie in die Arme

zu ſchließen und mit glühenden Küſſen ihre Lippen zu bedecken? —"

Im froſtigſten Tone entgegnete Raimund: „Nicht allein, daß jene Zeiten vorüber ſind und nie wieder kehren, ſondern auch die Zeiten, Frau Gräfin, wo ſolch ein Blick mich zu Ihrem Sclaven gemacht haben würde. Die ehrloſen Zumuthungen, die Sie an mich geſtellt, haben die Feſſeln geſprengt, mit denen Ihre Reize, Ihr Geiſt, Ihre Liebenswürdigkeit mich umgarnt! ich bin frei — ganz frei — Ihr Einfluß auf mich iſt vorüber! — ich kann nicht lieben, wo ich nicht allein nicht achten kann, ſondern verachten muß! Verhüllen Sie daher ruhig Ihr Antlitz und — halten Sie ſich überzeugt, daß auch ich einen Schleier über Ihre Handlungsweiſe decken werde; Sie haben nicht das Geringſte von mir zu fürchten — aber auch — verzeihen Sie, daß ich offen bin, — nicht das Geringſte von mir zu hoffen!"

Raimund verbeugte ſich flüchtig vor der Erbleichenden und als ſie haſtig das Zimmer verließ, wußte er, daß dieſe Frau, die er ſo maaßloß beleidigt, den Verſuch machen würde, ſich an ihm zu rächen. Ob es ihr gelingen würde — er ahnte es nicht! —

Gleichgültig die Achseln zuckend, trat er an das Fenster, sah die Gräfin auf der Schwelle des Hôtels in Ohnmacht sinken, sah einen Mann im braunen Calabreserhut und dunkeln Radmantel zu ihrer Hülfe herbeieilen und als dieser Mann die anscheinend Lebloſe in einen Fiaker trug, ebenfalls in denſelben ſtieg und der Wagen mit Beiden ſchnell von dannen rollte, da dachte Raimund von Buchenhauſen nicht, daß er dieſe Beiden ſo bald wiederſehen — ihnen, in dem ſchrecklichſten Augenblick ſeines Lebens, an der Schwelle ſeines eigenen Hauſes gegenüber ſtehen würde!

Ahnungslos, ruhig, kehrte er zu ſeinem Schreibtiſche zurück; ſein Blick ſtreifte das Bild ſeiner Schweſter und blieb an den reinen, engelgleichen Zügen des jungen Mädchens haften; lange und ſinnend betrachtete er das Portrait und immer und wieder ſtieg vor ſeinem geiſtigen Auge das Bild jener Frau auf, die ihn vor Kurzen verlaſſen und er mußte ſtets von Neuen Parallelen ziehen zwiſchen beiden, an Reiz ſo verſchiedenen Geſichtern. Der Zug von Bitterkeit und Hohn, den ſein Antlitz zeigte, wenn er auf das Gebilde ſeiner Phantaſie ſchaute, ſchwand, wenn ſein Auge auf dem Portrait der

Schweſter ruhte und ſich in die blaue Tiefe ihres frommen, unſchuldigen Blicks verſenkte.

„O, daß ich ein Weſen auf Erden fände, das dieſem Bilde gliche!“ rief Raimund endlich aus. „Das würde mich Alles vergeſſen laſſen können, was ich an Weh und Schmerz ſchon ertragen, — ich würde ſolch holdſeliges Geſchöpf als einen mir von Gott geſandten guten Engel betrachten und in ſeinem Beſitz den Himmel finden, den nur ſolches Weib zu bereiten vermag, deſſen Auge ſo rein blicken kann!“

„Trägt die Erde ſolch ein Weſen?“ fragte er nach langer Pauſe und ſeine Stirn umdüſterte ſich, als er langſam hinzuſetzte: „Nein, nein! Gertraud! ſo, wie Du warſt, giebt es Keine und — formte die Natur auch zum zweiten Male ſolch frommes Wunderbild, es würde, wie Du, nicht dauernd auf Erden weilen und bald dorthin entführt werden, wo ſeine Heimath iſt.

Zwölftes Kapitel.

Raimund von Buchenhausen verließ in der Frühe des nächsten Tages Paris und von dem besten Willen und den edelsten Absichten beseelt, eilte er seiner Heimath entgegen.

Almarstein lag in einer der schönsten, romantischen Gegenden des Sauerlands. Mit diesem Namen bezeichnet man gewöhnlich das „Süderland," jene zwischen der Ruhr und Sieg gelegenen Gegenden der Grafschaft Mark und des Herzogthums Westphalen, die der mittlere Kamm des Süderländischen Gebirges durchzieht. Es ist ein an entzückenden Naturschönheiten reich gesegneter Landesstrich. Die zerrissenen und zerklüfteten Gebirgsmassen des Sauerlands können uns vermöge ihrer pittoresken Berg- und Felsparthien, — ihren engen und düstern Thälern, finstern Schluchten — ihrer ganzen öden

ſchauerlichen Wildniß und doch ſo echt romantiſchen Reizen, Scenerien aus dem Schottiſchen Hochland vergegenwärtigen. Das Süderländiſche Gebirge hat die herrlichſten Felsparthien; die hohen ſteilen Steinwände zeigen die ſeltſamſten und abweichendſten Farbenſchattirungen, — auf den jähen, ſchroffen Abhängen wurzelt nur hie und da ein kurzes Buchengeſtrüpp; doch deſto häufiger tragen ſie dichte, tiefdunkle Tannengruppen, die, zu gigantiſcher Höhe aufſteigend, die zackigen Spitzen und breiten Kronen der Felſenhäupter überragen zu wollen ſcheinen. Durch die engen Gebirgspäſſe, — durch die einſamen Felsthäler rauſcht nicht ſelten ein wild erregtes Waſſer mit lautem Brauſen über die kahlen oder moosbedeckten Steine ſeines Flußbettes und dieſes Geräuſch ſteht im paſſendſten Einklange zu dem unaufhörlichen Pochen und Hämmern in den Eiſenhütten und Puddlingswerken.

Wunderbar phantaſtiſch und mährchenhaft erſcheinen manche dieſer engen Felsthäler und tiefen Bergſchluchten in dunkler Abend- und Nachtſtunde, wenn in den Puddlingswerken gearbeitet wird. Die aus den Flammenöfen aufſteigenden Feuerſäulen erhellen mit ihrem glühenden Farbenlichte die ſeltſam geſtal-

teten Felsmaſſen und ſie erſcheinen nie ſchauerlicher als in dieſer eigenthümlichen Beleuchtung. Man glaubt unwillkührlich, einen Blick in das finſtere Reich des Orkus zu thun und athmet erſt wieder freier, iſt man dem engen Felſenkeſſel mit ſeinen loderuden Feuerflammen entronnen.

Von ſeltſam zauberiſcher Wirkung iſt, wenn ein heftiger Windſtoß durch die ſchmale Bergſchlucht fährt und die aus den Puddlingswerken aufſteigenden Feuerſäulen zerreißt; der glühende Ruß zerſtiebt in Milliarden leuchtender Funken — Tauſende trägt der Sturm hoch in die Luft, hinauf zu den zerſplitterten Felskronen, über denen ſich die goldenen Sterne, ſchimmernden Diademen gleich, hinziehen; — Tauſende drückt er nieder auf die weichen Lagen des grünen Moſes oder er ſtreut den funkelnden Feuerregen auf die wehenden Halme des hohen, üppig wuchernden Farrenkrauts, wo ſie nach momentanen Glühen und Leuchten in Nacht und Dunkel erſterben.

Auffallenden Contraſt bilden gegen dieſe wilden, ſchauerlichen Gebirgsparthien des Sauerlandes, ſeine lieblichen tiefpoetiſchen Landſchaftsgemälde und dieſe ſcharfen Gegenſätze grenzen oft dicht aneinander.

Faſt ſcheint, als ob ſich in jenen Gegenden Weſtphalens die ſanften Reize mit der ſtarren Wildniß aus dem Grunde vereinigt hätten, um dem Auge Alles zu bieten und die große Mannigfaltigkeit der Natur auf das Deutlichſte hervortreten zu laſſen. So fehlt es denn dieſem Landesſtriche nicht an grünen Wieſen und Auen, nicht an lachenden freundlichen Thälern, welche in anmuthigen Windungen von klaren Flüßchen durchſchnitten ſind, die den mit lauten Brauſen dahinſtürmenden Gebirgsbächen zum Gegenſatz, leiſe und langſam über Moos und Waſſerblumen fortgleiten; es ſind in jenen Gegenden auch Berge von milderer Form zu finden und an ihren ſanften Abdachungen erheben ſich nicht ſelten amphitheatraliſch gebaute Dörfer. Freundlich ſchauen die weiß getünchten Kalkwände und rothen Ziegeldächer der Häuſer aus üppig grünem Baumwuchs hervor und der goldene Hahn, der oben auf der Spitze des kleinen Kirchthums thront und licht im Sonnenſtrahl erglänzend, aus dem breiten Dache alter Linden auftaucht, die das einfache Gotteshaus umgeben — er ſcheint Wache zu halten über dem tiefen Frieden, der dieſe poetiſchen Landſchaftsgemälde mit weichem Dufte umhaucht.

Unwillkührlich wird beim Anblick dieſer ſtillen, einſamen Gegenden Weſtphalens der Gedanke rege: „in dieſen ſo friedlich daliegenden Ortſchaften, — in dieſen zaubriſch ſchönen Thälern, wohnen Ruhe und Glück.“

Man irrt bei Annahme dieſes Gedankens! — In jenen Gegenden wohnen ja auch Menſchen und — wo ſie ſind — überall, wo die Erde bevölkert iſt — ſind Leid und Kummer, Gram und Schmerzen, Noth und Elend zu finden! Die böſen Furien wilder Leidenſchaft durchſtreifen auch jene poetiſchen Thäler — und der goldene Hahn, der über dem Frieden der Dörfer Wache zu halten ſcheint, hat den Unfrieden nicht aus der Bruſt Derer zu ſcheuchen vermocht, die in jenen ſtillen Gegenden ſich angeſiedelt und in derer Herzen der Samen zu allen böſen Leidenſchaften ebenſo ruht, wie in denen der Bewohner großer Städte.

Der Späherblick einzelner Unruhſtifter hatte im Sauerlande dieſe mit ihrer Lage, ihren Verhältniſſen unzufriedenen Menſchen entdeckt, mit kundigem Sinn den Samen des Haſſes und der Rache gepflegt, Kampf- und Streitluſt im Herzen entflammt, Sehnſucht nach Andern und Beſſern in der Bruſt

erweckt. Kaum entzündete ſich daher in Paris die Brandfackel der Revolution, ſo glaubten die Bewohner des Sauerlands, daß auch für ſie die Stunde der Erlöſung von manch bittrer Qual gekommen ſei und auch ſie ſich jetzt das Glück der Freiheit erringen müßten, das ihnen von den Aufwieglern in glänzenden Lichte vorgegaukelt worden.

Wie klopfte Raimund's Herz, als er die Grenzen ſeines Heimathlandes erreicht — in einer Extrapoſt auf des alten Weſtphalens rother Erde dahinfuhr! wie ſehnſuchtsvoll ſchaute er in die umhüllte Ferne, um die lichtblaue, ſüderländiſche Gebirgskette zu erſpähen und wie bang fragte er ſich: „wie mag es hinter jenen Felſen ausſehen, wo das Schloß Deiner Väter liegt?“ — — —

An einer neuen Station angelangt, rief der Poſtillon, der ihn fahren ſollte, freudig: „Juchhe! da iſt unſer Baron!“

Raimund ſah ſich den Mann genauer an und erkannte einen ehemaligen Spielgefährten aus dem Dorfe Almarſtein, der ihn als Kind nie, wie ſo manche andere Knaben, bei ſeinen gewagten Touren auf hohe Felſenſpitzen, verlaſſen hatte; er reichte ihm freundlich die Hand und ſprach lachend: „Wie,

Claus Feldheim, mein treuer Knappe, ist Postillon geworden? — nun, es freut mich, daß Du mich fährst, Du mußt mir viel aus Almarstein erzählen, denn ich war lange fort von der Heimath."

„Ich weiß es, gnädiger Herr! ich war erst Sonntag in Almarstein; doch Herr Baron, daß Sie mich wieder erkannt haben!"

„Das ist kein Wunder, lieber Claus, Du hast noch dasselbe pfiffig kluge Gesicht, wie damals, als wir mitsammen jene Felsen erkletterten, deren Spitzen jetzt mit Westphalens ächten Nebenschleiern umwoben sind und das Thal meiner Heimath gewiß auch noch dicht umhüllen."

Heiter lächelnd blickte der Postillon nach der bezeichneten Richtung; es legte sich aber schnell ein Schatten düstern Ernstes über sein Gesicht und er erwiderte trübe: „Ach, gnädiger Herr, es sieht jetzt drunten in den Thälern anders aus, als zu jener Zeit, wo wir als Kinder von dort oben so stolz hinabschauten."

„Ist es sehr schlimm, Claus? —"

„Hm — bunt genug — das kann man dreist sagen! — Hörten Sie schon davon, Herr Baron?"

„Gewiß und deshalb komme ich gerade! — will

mir doch den Spektakel im Sauerlande selbst ansehen; ich denke mir, die guten ehrlichen Westphalen müssen höchst drollig im Revolutionsfieber sein."

Der Postillon sah mit leuchtenden Augen seinen ehemaligen Spielgenossen an und murmelte leise: „Ganz der Alte! Fuchsmunter, wenn alle Andern zittern!" — Laut und lebhaft fügte er hinzu: „Ich will sterben, wenn ich es mir nicht gedacht habe, daß Sie kommen würden; — ich sagt' es stets, wenn jeder Andere davon läuft, so kommt Er gerade an, der immer ein Blitzjunge war."

„Bin ich der Blitzjunge?" fragte der stolze Erbe durch dieses Urtheil ungemein belustigt.

„Natürlich, Herr Baron, kein Anderer als Sie! Sie hatten mein Lebhat nix von der Angst abgekriegt, waren nimmer ein Hasenfuß!"

„Danke schön für die gute Meinung, Claus."

„Nix zu danken, gnädiger Herr. Wer an Euch zweifeln wollte, thäte Unrecht! — Ihr hattet stets die Augen offen, ginget nie im Schlafe durch die Welt und das Herz saß Euch auch stets an der Stelle, wo es der Mensch haben muß; deshalb werdet Ihr jetzt anders handeln, wie Eure vornehmen Freunde und — lächerlich machen werdet Ihr

Euch nebenbei nie! — O ich kenne Euch genau, Raimund von Buchenhausen! Euch und Euer Herz!"

„Wenn die Andern mich auch kennen, geht vielleicht Alles gut, Claus; doch wenn sie meinen, ich ließe mir auf der Nase herumtanzen und mich einschüchtern, dann Claus irren sie, das sei versichert!"

„Ohne Sorge, gnädiger Herr, ich sagte es ihnen schon am vergangenen Sonntag, wo ich drinnen in Almarstein bei den Eltern war und Abends die Schenke besuchte."

„Was sagtest Du?" fragte Raimund lebhaft.

„Daß Sie sich nicht fürchten würden, Herr Baron! — nie und nimmermehr und wenn sie zehnmal das Schloß in Brand zu stecken drohten."

„Meinten sie das?" rief Raimund mit blitzendem Auge. „O diese infamen Hallunken, mir Feigheit zuzutrauen!"

„Gemach, gemach, Herr Baron! — Nicht so hitzig. Jetzt gilt's, ruhig Blut haben."

„Ruhig Blut? — den Teufel auch, wie soll ich ruhig bleiben wenn ich mir denke, daß sie da unten im Thale glauben, ich sei eine Schlafmütze, ein Hasenfuß!"

„Gnädiger Herr, das denkt Niemand von Ihnen! — Es heißt zwar immer, die Westphalen sind dumm; aber das ist nicht wahr; sie besitzen ein gut Theil tüchtiger Menschenkenntniß und wissen jedes Ding beim richtigen Zipfel zu fassen —"

„Halt, Claus! — Viele Deiner gepriesenen Westphalen haben jetzt doch wie mir scheint das Ding beim unrichtigen Zipfel erfaßt und sich trotz ihrer Menschenkenntniß gewaltig getäuscht. Mir haben sie zum Beispiel mit Brand und Plünderung des Schlosses gedroht, wenn ich die alten Pfandstücke nicht herausgäbe! — Laß sie nur kommen, ich werde ihnen jetzt selbst leuchten und sie sollen, bei Gott im Himmel sei es geschworen! — wohl sehen, wie weit sie bei mir mit Drohungen gelangen."

Raimund's Stimme zitterte, sein ganzes Wesen zeigte die heftige Erregung seines Innern. Mit traurigem Blick schaute sein einstmaliger Spielgenosse ihn an und sagte leise: „Gnädiger Herr, kommen Sie nicht mit Gedanken des Hasses und der Rache nach Almarstein; betrachten Sie die Leute ohne Vorurtheil! — es sind stille, gute, brave Menschen, sie sind, wie alle armen Landbewohner, jetzt nur aufgehetzt — und dazu haben die Iserlöhn-

ſchen ihr gut Theil beigetragen. Dort liegt hauptſächlich der Haſe im Pfeffer! die reichen Fabrikanten drückten die armen Arbeiter ſeit Jahren, zahlten ihnen erbärmlichen Lohn und dieſe Halbverhungerten ſind nun durch einzelne wilde und böſe Creaturen zur Rebellion aufgeſtachelt. Jetzt ſoll es nun mit einem Male Mord und Todtſchlag geben, wenn die ungeſtümen Forderungen nicht mit Blitzesſchnelle erfüllt werden; doch ſo weit wird es nicht kommen! — das erhitzte Blut wird ſich wieder abkühlen und ſehen die Armen ein, daß man bereit iſt, ihnen zu helfen, haben ſie nicht mehr die Furcht, daß Weib und Kind verhungern, dann, dann gnädiger Herr werden Friede und Ruhe, Geſetz und Ordnung ſich ſchon wieder im alten Weſtphalenlande Bahn brechen! — Bei uns hat die Revolution nix zu ſagen! ſie paßt nicht zu uns und wird nicht lange in unſern Bergen weilen, denn ſie iſt ein böſer Kobold, den unſere guten Geiſter nicht in ihren ſtillen Thälern dulden."

„Gott gebe es!" ſagte Raimund leiſe, verſank dann in ernſtes Sinnen und dachte über die Worte des Poſtillons nach; ihm fiel der Glanz und Luxus in den Häuſern der reichen Fabrikanten ein; es tra-

ten die Hütten der Armen vor ſeine Seele, in denen die Noth und das Elend herrſchten. Hundertfach hatte er beide Gegenſätze geſehen, mit ſeinem Verwalter, Adalbert Neumark, oft über dieſe ſich häufig ſo nah berührenden Contraſte geſprochen. — Voll Trauer dachte er an die ſchlechten Ernten der letzten Jahre, die die Hoffnungen von Tauſenden vernichtet, die Wohlhabenden arm gemacht — und Arme — an den Bettelſtab gebracht; jetzt ſah Raimund auch klar und deutlich all die kleinen Anzeichen, die er früher für ſo unwichtig gehalten und die doch ſo ſicher auf Alles hingedeutet hatten, das jetzt als graſſe Wirklichkeit vor ihm ſtand und wie mit Centnerſchwere nicht allein auf ſeiner Bruſt laſtete, ſondern tauſend andere deutſchen Herzen tief bedrückte.

Aus ſeinen düſtern Gedanken ſchreckte ihn Geſang empor. Er ſah ſich um, befand ſich in einſamer, abgelegener Gegend und bemerkte, daß dort Arbeiter mit Wegebau beſchäftigt waren, die heiter ſangen. Ihr Lied, das fröhlich und munter durch die helle, klare Morgenluft ſchallte, machte einen erheiternden Eindruck auf ihn. Er erkundigte ſich bei Claus Feldheim, wie es komme, daß in dieſer

Gegend plötzlich die Wege gebahnt würden; der Postillon schob seinen Hut etwas verlegen hin und her und erwiderte dann hastig: „Ja, ja, man macht hier eine Chaussee, wie es scheint.“

„Seltsam! — Weißt Du nicht, wie das gekommen?“

„Hm —“ der Postillon hustete entsetzlich.

„Nun, Claus? —“

„Ach, Herr Baron, die Zeitverhältnisse brachten das mit sich.“

„Die Zeitverhältnisse eine Chaussee in dieser entlegenen Gebirgsgegend! Dummes Zeug!“

„Nein, nein! Kein dummes Zeug. Die Armen hatten Nichts um zu leben; sie baten seit Monaten unausgesetzt um Arbeit und erhielten keine! nun haben sie dem Magistrate gedroht und nun — na, nun ist plötzlich Rath geschafft worden — jetzt hat sich überall Etwas zu thun gefunden — auch hier im Sauerlande!“

Raimund's Herz zog sich etwas krampfhaft zusammen. — War das Revolution, Rebellion, wenn Arme, die durch Noth und Hunger zum Aeußersten getrieben worden, endlich unter Drohungen Arbeit verlangten? — waren das Unzufriedene, Mißge-

ſtimmte, die, nachdem ſie Beſchäftigung gefunden, ſo heiter und vergnügt ſangen? — Es war ein eiſig kalter Morgen, denn befand man ſich auch im März, ſo herrſchte doch in den Felſenthälern des hochgelegenen Süderlands eine ſolche Kälte um die frühe Stunde, daß ſie wohl mit der eines ſtrengen Wintertages in tiefer gelegenen Gegenden wetteifern konnte. In dieſer kalten Morgenſtunde lockerten nun die Arbeiter die hart gefrorene Erde auf oder ſchoben in Karren die ſchwerſten Laſten Steine! — — Raimund ſchauderte bei ſeinen Fragen, ſein Herz erbebte plötzlich bei den Klängen jener frohen Lieder, die ihm nun einen furchtbaren Eindruck machten.

Dieſer Eindruck wurde durch ein anderes Ereigniß verſtärkt. Ein neuer Zug Arbeiter tauchte in der Ferne auf, auch Dieſe ſangen. Raimund begegnete ihnen nach kurzer Zeit und bemerkte, daß es größtentheils alte Männer waren; ſie trugen Hacke, Spaten und Schaufel und kamen, wie der Poſtillon ihm ſagte, ihres Alters wegen, eine Stunde ſpäter zur Arbeit, wie die jungen Leute. Das Lied, das ſie ſangen, war ernſt! — ſie mochten es längſt verlernt haben, heitere und frohe Lieder zu ſingen, denn die Zeit der Jugend war bei ihnen Allen lange

vorüber und Kummer und Sorge mochten auch das ihrige dazu beigetragen haben, Luſt und Freude aus ihrem Innern zu verſcheuchen. Ihre Stimmen waren auch nicht mehr volltönend, wie die ihrer jüngern Gefährten; nur leiſe und zitternd glitten die Töne des alten Kirchenliedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ von ihren Lippen. — —

Dieſe zitternden Stimmen durchdrangen aber jede Fiber von Raimund's ganzem Weſen; auf's Tiefſte und Mächtigſte erſchüttert, barg er ſein Geſicht in beide Hände. — Er hätte die Thränen, die ſeine Augen befeuchtet, ruhig können fließen laſſen, denn kein anderer Blick als Desjenigen, der in das Verborgenſte zu ſchauen vermag, und deſſen Hand ihn an dem Morgen gerade dieſen Weg führte, ſah das Zeichen ſeiner tiefen Bewegung. — Raimund war in einem jener weiten Thäler des Sauerlands, wo nur wenige zerſtreut liegende Häuſer anzeigen, daß ſie bewohnt ſind.

Lange Zeit blickte der tief erſchütterte junge Mann nicht empor, nicht um ſich; — er ſah die Strahlen der Sonne nicht die Nebelmaſſen zerreißen, die oft noch in jenen Gegenden zu ſpäter Stunde Berg und Fels umſchleiern und erſt in den düſtern

Thalgründen verschwinden, wenn die Sonne ihren Höhepunkt erreicht hat. Durch Raimund's Geist flutheten und wogten nur die Fragen: „Warum ließ man es so weit kommen? — warum schafften die Behörden nicht früher Arbeit, warum fand man nicht eher Beschäftigung für die Armen und Bedürftigen, die darauf angewiesen sind, sich das tägliche Brod zu erwerben?“ — — —

In seinen Fragen und Vorwürfen stockte Raimund, als er daran dachte, daß er seit Monaten Majoratsbesitzer sei und sich noch nicht eine Minute um die Verhältnisse in Almarstein, um das Wohl und Weh seiner Gutsunterthanen gekümmert.

In dem Augenblicke war es nicht mehr die Glut des Aergers, die sein Antlitz färbte, daß Unruhen auch auf seinem Grund und Boden ausgebrochen; — sondern in den Minuten war es die Röthe der Scham, welche seine Stirne bedeckte, daß er in Monaten nicht Zeit gefunden, sich in dem kleinen, ihm angewiesenen Reiche zu orientiren und sichtbaren Mängeln abzuhelfen. Deutlich fühlte er, daß auch er gefehlt hatte; offen gestand er sich: „wie leicht es sei, Andere zu tadeln und die Einrichtungen

eines großen Ganzen anzugreifen; wie ſchwer hingegen, ſelbſt tadellos zu handeln und in den engen Grenzen des eigenen Berufes, kleine Pflichten zu erfüllen! — — —

Die Vorſätze, welche er flüchtig in Paris gefaßt, befeſtigten ſich während der Fahrt durch die heimathliche Gegend in ſeiner Seele. Klarer und heller, wie es rings um ihn her in der Natur wurde, geſtalteten ſich auch ſeine Ideen, Gedanken und Anſchauungen über die Ereigniſſe ſeiner Zeit. Als ſein Jugendgeſpiele ihn an der nächſten Station verließ, wo die Strecke beendet war, die er ihn zu fahren hatte, erwiderte er auf ſeinen Abſchiedsgruß: „Ich werde mit gar keinem Vorurtheile nach Almarſtein kommen und hoffentlich biſt Du noch ſo vorurtheilsfrei, ein Geſchenk von mir anzunehmen.“

Der Poſtillon mußte wohl noch aus den Kinderzeiten glänzende Erinnerungen von der Freigebigkeit Raimund's haben, denn ohne einen Blick auf die Goldſtücke zu werfen, die Jener ihm reichte, dankte er ihm warm für ſeine große Gnade und nannte den Morgen den glücklichſten ſeines Lebens.

Raimund rief ihm noch zu: „Für alle Fälle des Lebens, Claus, entſinne Dich, daß wir Spiel-

kameraden waren!“ dann trat der Moment der Trennung ein; — der Postillon ritt zurück — Raimund mußte vorwärts! — Sah der junge Gutsherr auch bald nichts mehr von dem Gefährten seiner Kinderjahre, so trug der Schall des Windes doch die Melodie des Preußenliedes zu ihm hin, durch welche der Almarsteiner Bauernsohn seine politischen Ansichten am besten und deutlichsten kund zu thun glaubte; Claus Feldheim hielt sich seit dem Ausbruch der Revolution auf preußischem Boden zu dieser Melodie „verpflichtet“ und obgleich mancher seiner aufgeklärten Berufsgenossen ihm schon höhnend zugerufen: „er bliese seine Ansichten in den Wind und würde sich noch um den Hals blasen,“ war er dem Preußenliede treu geblieben und seine ruhige Antwort lautete: „Wessen Brod ich esse, dessen Lied ich singe!“

Raimund that es wohl, diese Melodie zu hören, nachdem er in letzter Zeit in Paris nur die Marseillaise und den Ruf: „vive la république! á bas les rois!“ — vernommen hatte; es ärgerte ihn aber nicht wenig, daß sein neuer Postillon ihn mit den Klängen des Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ dem Thore des Städtchens ent-

gegenfuhr. — Sie kamen an der Schule des Ortes vorüber; lärmend stürzte die aus den Klassen entlassene Jugend auf den Platz vor dem Hause; einige der größern Knaben fielen begeistert in die Melodie ein, die in dem Augenblicke laut an ihr Ohr tönte, Andere horchten auf den aus der Ferne dringenden Refrain des Preußenliedes — warfen einen Blick des Hasses auf ihre Cameraden und sangen dann laut und enthusiastisch: „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!“

Die jugendlichen Verfechter deutscher Einheit erwiderten den Blick des Hasses und Gesang der Strophe mit derben Faustschlag; die begeisterten Preußen ließen sich den Angriff roher Gewalt nicht gefallen; sie antworteten mit kräftigen Stößen und auf die musikalische Meinungsäußerung beider Partheien folgte ein erbitterter Kampf.

Raimund interessirte der Verlauf der Sache. Er befahl dem Postillon, zu halten und mit scharfem Auge folgte er den streitenden Parteien, die gute Führer und Leiter hatten. Das einige Deutschland wollte das enthusiastische Preußen zu Boden reißen; doch nur einzelne kleine Kämpfer wurden besiegt, an die Erde gezerrt und mit Füßen getreten. Diese

wurden aber wieder von Andern unterstützt, erhoben sich und der Sieg blieb auf Seite der Preußen; das einige Deutschland zog sich zuletzt langsam und ziemlich würdevoll in verschiedene Häuser zurück; die den Platz behauptende Preußenschaar verband sich gegenseitig die blutigen Köpfe.

Raimund, der mit lautem Bravo die Siegenden belohnt, sprang aus dem Schlitten. Was er für den Augenblick an Geld entbehren konnte, reichte er dem Anführer der Preußen mit den Worten „Theile das mit Deinen Gesinnungsgenossen!"

Der angeredete Knabe, der wie seine Gefährten blaß und ärmlich aussah, trat einen Schritt zurück, prüfend ruhte sein helles klares Auge eine Sekunde auf Raimund und fragte ruhig: „Für was soll ich das Geld haben?"

„Weil Du ein so guter Preuße bist!"

„Dafür nehme ich keine Bezahlung, Herr! — Mein Vater ist verabschiedeter preußischer Lieutenant, er wurde in den Freiheitskriegen Invalide und ich bin sein jüngster Sohn! ein guter Preuße wie Sie sagen! — Gute Preußen lassen sich aber nur ihre Dienste, nicht ihre Gesinnungen bezahlen."

„So nimm das Geld für deine eben geleisteten Dienste.“

„Ich leistete keine Dienste, ich verfocht meine eigene Ehre!“ erwiderte der Knabe voll Stolz.

„Du willst das Geld also nicht?“

Ein dunkles Roth überflog das Antlitz des Knaben und er sprach leise:

„Wenn Sie es mir zu Brod geben wollen, nehme ich es! mein Vater ist zu krank, um es jetzt für sich und sechs Kinder zu erwerben.“

„Habt Ihr kein Brod?“

„Nein, schon seit mehreren Tagen nicht.“

„Alle Armen erhielten gestern Brod!“ rief der Anführer des einigen Deutschland, der auf den Kampfplatz zurückgekehrt war. „Unsere Väter haben es gestern vom Magistrate gefordert und erhalten!“ setzte er stolz hinzu.

„Unsere Väter?“ — wiederholte der Sohn des Soldaten verächtlich.

„Ja unsere Väter!“ schrie der Deutsche laut und hielt dem Preußen die geballte Faust unter die Nase, „unsere Väter, die sich ihr Recht zu verschaffen wissen und nicht verhungern wollen!“

Der junge Preuße entschlug sich der ihm nach-

kommenden Faust sehr energisch; und sagte erregt: „Mein Vater verhungert lieber, als daß er sich an einem Straßenkrawall der Demokraten betheiligt.“

„Das paßt auch für Euch Soldatenbrut, die Ihr geborene Hungerleider seid! Zum Trost dafür habt Ihr ja Eure Ehre! daran habt Ihr genug zum Nagen, wenn auch Nichts im Magen!“

Es schien, als ob dieser Ausbruch von Rohheit dem Soldatenkinde doch zu viel sei; der Knabe erblaßte zur Farbe des Schnees. Als er sich aber im nächsten Augenblicke voll wüthenden Grimms auf seinen Beleidiger stürzen wollte, hatte Raimund es schon übernommen, den Frechen zu züchtigen. Nicht allein jubelte die Preußenschaar bei dieser Execution, sondern das übrige einige Deutschland klatschte frohlockend in die Hände, denn dieser ihr Gefährte wurde von Allen gehaßt.

Beim letzten Schlage rief Raimund dem Knaben zu: „Damit Du es weißt, wer Dich bestraft hat und Dein Vater mich, wenn er will, auch verklagen kann, sage ich Dir, daß ich der Baron von Buchenhausen auf Almarstein bin!“

Wie ein Ball flog der Gezüchtigte nach diesen Worten bei Seite, auf den hohen Schneehügel

Raimund gab dann dem blassen Preußenanführer seine Uhr. — Leicht seine Hand auf die Schulter des Knaben legend, flüsterte er ihm freundlich zu: „Sie soll Dich nie an die Beleidigung mahnen, die Dir in dieser Stunde zu Theil geworden, sondern nur daran erinnern, daß die gerechte Sache immer ihren Vertheidiger findet!"

Obgleich Raimund's hohe schlanke Gestalt nicht im Geringsten an die der „Ulken" mahnte, welche nach alt westphälischer Sage in den Urnen hausen sollen, die man in jenem Landesstriche in den Hünengräbern findet, — so dachten doch viele der Knaben, als sie die Uhr mit goldener Kette in der Hand ihres Cameraden erblickten, nichts Anderes, als: daß der sich als „Baron von Almarstein" bezeichnende Mann einem der „Ulkenpötte" des Sauerlandes entstiegener guter Geist sei.

Scheu und ehrerbietig wichen sie ihm aus, als er festen Schritts zum Schlitten zurückging; der von ihm bestrafte Knabe aber lief ihm nach und schrie drohend: „Verklagen soll Dich mein Vater nicht; aber der rothe Hahn soll auf Dein stolzes Schloß gesetzt werden, weil Du Dich an Einem aus

dem Volke vergriffen — den Sohn von Jakob Schrötter geſchlagen haſt!"

Raimund erwiderte Nichts auf des Knaben Wuthgeſchrei; ruhig ſtieg er in den Schlitten. Das kleine Intermezzo ließ ihn aber den tiefſten und richtigſten Blick in die Zeitverhältniſſe thun, den er bis dahin darauf geworfen; er ſah, daß der Revolutionsſtoff ſich ſchon ſo feſt in einzelne Schichten des deutſchen Volkes eingeniſtet, daß die Gemüther der Kinder bereits davon erfüllt waren und ihre jungen Seelen auch ſchon das tödtliche Gift finſtern Parteihaſſes eingeſogen.

Unter immer ernſtern, immer düſterern Gedanken ſetzte Raimund ſeinen Weg fort. Stand er unter dem aufregenden Einfluſſe der letzten Pariſer Erinnerungen oder erfüllten ihn die erſten Erlebniſſe auf heimathlichem Boden mit ſo trüber Zukunftsahnung? — — Er, der noch vor Kurzem an keinen Revolutionsausbruch in Deutſchland geglaubt, ſah nun plötzlich mehr, — tauſendmal Größeres und Bedeuterndes, als die letzten Tagesereigniſſe gebracht! — das frühere oder ſpätere Hereinbrechen der entſetzlichſten Kataſtrophe ſchien ihm gewiß! Gleich dunkeln Schatten ſchwebte eine furchtbare

Vision nach der andern an seinem Geistesauge vorüber; nun sah er nicht mehr Frankreich allein als Krater an, sondern ganz Europa erschien ihm als ein vom innern Feuer durchglühter, vom Haß der Völker unterminirter Vulkan. Die einzelnen der aus diesem Vulkane bereits aufgestiegenen Rauch- und Flammensäulen zeigten ihm, wie sie es schon tausend andern Bewohnern Europa's gezeigt hatten, daß der Boden gefährlich, auf dem man wandelte.

Nachdenkend fragte er: „Wird dieses Feuer zu dämpfen sein und durch was? — Alle Mittel, den aufgewühlten Boden auf die Dauer wieder zu befestigen, schienen ihm ungenügend. Wie ein Atom versank das Rettungsmittel „Arbeit für die ärmern Volksklassen" — das ihm wenige Stunden zuvor ausreichend vorgekommen, — in den brennenden Feuerschlund des Revolutionvulkans. „So wird, so muß einst eine Explosion erfolgen!" lautete die schmerzliche Ueberzeugung, die immer fester in ihm wurde und schaudernd fragte er sich: „Wann — wann wird dieser furchtbare Augenblick kommen?" — —

Den düstern Zukunftsträumen wurde Raimund durch die Gegenwart entrissen. Zurückgelegt war

endlich, nach mancher langen Stunde Fahrt, die letzte ihn von dem Thale ſeiner Heimath ſcheidende Bergſchlucht. Hinaus fuhr er aus dem engen ſchmalen Gebirgspaſſe, deſſen hohe Felſenhäupter ſich an den Spitzen zu begegnen ſchienen und ein drohendes Thor wölbten; noch eine Biegung — und vor ihm erhob ſich das ſtolze ſchöne Schloß ſeiner Ahnen! Die leuchtenden Purpurwolken des Abendroths umfloſſen es mit glühenden Farbenſchein, die Strahlen der untergehenden Sonne tauchten die Scheiben der gothiſchen Fenſter in flüſſiges Gold und ſetzten alle Einzelheiten der architektoniſchen Schönheiten des Baus in das hellſte Licht.

Vor dieſem mit lichtem Glanz umfloſſnen Bilde ſeiner paradieſiſch gelegenen Heimath ſchwand momentan jeder düſtere Schatten aus Raimund's Seele. Mit leichterm Herzen, frohern Muthe und feſterer Zuverſicht fuhr er ein zu der Stätte, wo er in Zukunft für das Recht wirken, — das Glück begründen und den Frieden auf feſter, dauernder Grundlage ſichern wollte.

Ende des erſten Theils.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

In gleichem Verlage sind ferner erschienen:

Gayette, Jeanne Marie von, Jacobäa von Holland. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Grabowski, Stanislaus Graf, Ein leidenschaftliches Herz. 2 Bände. 2 Thlr.

Gundling, Julius, Henriette Sontag. Künstlerlebens Anfänge. 2 Bände. 2½ Thlr. — Satan Gold. 1 Thlr. — Advokat Schnobeles. 2 Bände. 1½ Thlr.

Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. 2 Bände. 1½ Thlr.

Herbert, Lucian, 1830. 2 Bände. 2 Thlr. 20 Ngr. — Louis Napoleon. Roman und Geschichte in 10 Bänden à 1 Thlr. 10 Ngr. oder 2 Fl. 30 Kr. Banknoten.

Meißner, Alfred, Zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 3 Bände. 3½ Thlr. — Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte. 2 Bände. 1⅔ Thlr. — Neuer Adel. 3 Bände. 4⅔ Thlr. — Die Sansara. T. A. 3. Aufl. 4 Bände. 2½ Thlr., eleg. Octav-Ausg. 4 Bände. 3⅔ Thlr.

Pichler, Louise, Werke. 1—20. Band. à 12 Ngr.

Inhalt: 1—4. Friedrich von Hohenstaufen der Einäugige.
5—12. Der letzte Hohenstaufe.
13. u. 14. Heinrich des Vierten Vermählung mit Bertha von Susa.
15—18. Aus böser Zeit.
19. u. 20. Vergangene und vergessene Tage.
(Jedes der Werke wird auch einzeln abgegeben.)

Reichenau, A., Aus unsern vier Wänden. Bilder aus dem Kinderleben. 7. Aufl. broch. 20 Ngr., eleg. cart. 25 Ngr., fein gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.

Stein, Paul, Johannes Gutenberg. 3 Bände. 4 Thlr. — Handwerk und Industrie. 2 Bände. 2½ Thlr. — Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bände. 2 Thlr. — Das Haus der Hofräthin. 2 Bände. 1⅔ Thlr. — Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr.

Wartenburg, Karl, Neue Propheten. 2 Bände. 2½ Thlr. — Die Väter der Stadt. 3 Bände. 2 Thlr.

Wohlfarth, Kirchenrath Dr., Der Student von Oxford. Pädagogischer Roman. 2 Bände. 2½ Thlr.

Obige Romane sind den hervorragendsten Erscheinungen der Neuzeit zur Seite zu stellen und allen Freunden gediegener Lectüre zu empfehlen.

Waldemar Bookhouse

oder:

Der Werth eines Namens.

Von

Luise Ernesti.

Motto:
„Es irrt der Mensch, so lang er strebt."
Goethe.

Zweite Ausgabe.

Zweiter Band.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1864.

Dreizehntes Kapitel.

Schloß Almarſtein war vor Zeiten eine ſtarke Bergveſte geweſen, es lag auf dem niedern Vorſprung einer mit Fichten und Tannen dicht bewaldeten Hügelkette. Hinter dieſen dunkeln Berghöhen erhoben ſich rieſig ſchroffe Felswände von roth und brauner Farbe. Mächtigen Titanen gleich ragten ſie fort über das ewige Grün des Nadelholzes und bildeten ſtarke, ſichere Schutzwehr gegen die andringenden, rauhen Stürme des Nordens; umſchloſſen von den gigantiſchen Armen dieſer hohen Palliſaden lag das weite Thal in lachender, blühender Schönheit, zu Füßen der Berge, wie ein verzogener Liebling im ewig grünenden Schooße des Glücks. In koketten Bogen wand ſich ein Flüßchen durch das Thal und ſchien mit ſeinem lauten Rauſchen, in ununterbrochener Geſchwätzigkeit, all die geheimnißvol-

len Sagen ausplaudern zu wollen, die sich an diese Gegend Westphalens knüpfen; es bespülte auch den Hügel, auf dessen breitem Plateau das Schloß lag. Eine steinerne Brücke führte hinüber bis an den Fuß der aus Wällen und Gräben im Laufe der Zeit entstandenen Terrassen, die sich bis dicht vor die Fronte des Schlosses erhoben. An der untern Terrasse zog sich eine hohe Mauer hin, in deren Mitte sich ein schön gearbeitetes Thor von Gußeisen befand, durch das man über die Terassen in's Schloß gelangen konnte. Rechts von der Brücke erstreckte sich in sanft aufsteigender Linie der breite Fahrweg, den zu beiden Seiten hohe lombardische Pappeln begrenzten, und diese Baumreihen dehnten sich aus bis an das alte wohlerhaltene Burgthor, auf dem die in Stein ausgehauene Statue der Schutzpatronin der Familie Buchenhausen, — „die heilige Gertraud," — stand. Segnend ruhte ihre eine Hand über dem mächtigen Wappenschilde des freiherrlichen Hauses, die andere, weit ausgestreckt, schien dem in der Burg Einziehenden zum Bewillkommungsgruße dargereicht zu werden.

Die Ringmauern, die einstmals die ganze Veste umzogen, wurden nur durch einzelne Epheu umrankte

Ueberreſte angedeutet. Wohlerhalten ſtanden aber noch die Wartthürme da und über ihren Mauerkronen erhoben ſich rieſige Wetterfahnen, deren verroſtete Eiſenſparren in ſtürmiſcher Winternacht kreiſchend manch ſchauerliches Lied ſangen. Das Schloß zeigte rein gothiſche Structuren, die zierlichſten, feinſten Arbeiten in Statuen, Zinkenkronen und Blätterwerk; nirgends gab ſein prachtvoller Bau Verfall kund, Alles war auf das Sorgfältigſte erhalten und erneuert, wo der Lauf der Zeit Zerſtörungen angerichtet. Ueberragt wurde das Schloß durch den hohen ſchlanken Thurm der Kapelle und ſeine Spitze trug ein goldnes, hell glänzendes Kreuz; ſcharf zeichnete es ſich ab von der dicht hinter dem Schloſſe aufſteigenden Felswand, ſeltſamen Eindruck machte es, von fern geſehen. Da ſchien es an der breiten Bruſt eines in dunkelbraune Kutte gehüllten Ordensritters zu glänzen, deſſen Haupt die Biſchofsmütze trug.

Die das Almarſteiner Thal umſchließenden Felsmaſſen zeigten noch andere ſeltſame Gebilde, als dieſes, — ſie nahmen vorzüglich in Mondnächten wunderbare und phantaſtiſche Geſtalten an. Zu ſolchen Stunden geſehen riefen ſie unwillkürlich den Gedanken an all die Sagen wach, die wie ein poë-

tiſcher Hauch über dieſer Gegend des romantiſchen Weſtphalens liegen.

Auch Raimund hatte das erfahren; ſeine erregte Phantaſie hatte ihm manches Bild gezeigt, manch alt germaniſchen Glauben in ihm erweckt. Hatte er früher oft lange von Fenſter oder von den Terraſſen aus hinabgeſchaut in die vom hellſten Mondesglanz mit magiſchen Lichte überfluthete Landſchaft, ſo war es ihm nicht ſelten erſchienen, als ob eine mächtige Drude aus ihrer Felswohnung hervorgetreten ſei, um der Welt Heil oder Unheil zu verkünden, und wie oft hatte ſich ihm nicht der ſchönen Veleda hohe und ſchlanke Geſtalt gezeigt, die laut Sage in jener Gegend Weſtphalens ihren Wohnſitz gehabt haben ſoll. Er war ihr im Geiſt zu den geheimnißvollen Stellen gefolgt, wo die prieſterliche Jungfrau den Stimmen der Götter lauſchte, deren Rath ſie zu ihren Weiſſagungen und Offenbarungen bedurfte. — Waren aber in raſchem Fluge Wolken am Himmel hingezogen, die den lichten Glanz der Mondesſcheibe getrübt und hatten ſie düſtere Schatten auf die ſchroffen kahlen Felswände geworfen und in noch ſchwärzerer Nacht die ſich zu ihren Füßen ſchmiegende tannenbewaldete Hügelkette getaucht, alsdann hatte

Raimund ſtets gemeint, unter dieſen raſch und flüchtig dahinziehenden Schattenbildern Wodan's in weiten dunkelfarbigen Mantel gehüllte Geſtalt zu erkennen, umflattert von ſeinen beiden treuen Raben, gefolgt von den Geiſtern der in den Schlachten gefallenen Kriegern und dem langen Zuge der ſchönen Walkyren.

Raimund von Buchenhauſen ſah am erſten Abend ſeines Aufenthaltes in Almarſtein nichts von Druden, — keine Veleda erſchien ihm, und Wodan — das Einherjar — der Walkyrenzug — all Das, was in ferner Vorzeit lag und ihn ſo oft an der Stätte mit geheimnißvollen Schauern umrauſcht, wenn ſein Geiſt die vergilbten Blätter aus dem alten Buche der Erinnerung durchflogen. — — Alles war vergeſſen — zurückgedrängt durch die Berichte aus der Neuzeit — der letzten für das ganze Weſtphalenland ſo ſtürmiſchen Vergangenheit.

Unerklärlich erſchien ihm doch Manches, unglaublich war ihm Vieles, das er durch ſeinen Verwalter und Kaſtellan hörte.

Der Verwalter blieb faſt die ganze Nacht in dem Zimmer ſeines jungen Herrn und auf das Eifrigſte ließ er es ſich angelegen ſein, ihm den wah-

ren Stand der Dinge in dem klarſten Lichte zu zeigen und ihm Nichts von Dem vorzuhalten, das ſich ihm offenbart hatte. Er fand bei Raimund ein offenes Ohr, ein williges Gemüth und nun verſchwanden faſt alle Sorgen, die ihn in der letzten Zeit bedrückt. Nachdem das Wichtigſte unter ihnen berathen worden, entfernte ſich Neumark mit leichtem Herzen und Raimund ſuchte die Ruhe. Aus dem feſten Schlafe, in den der junge Majoratsherr endlich geſunken, weckte ihn lautes Getöſe von Stimmen. So ſchnell wie noch nie war er gekleidet; aber mit flammendem Auge, wie man es auch noch nie an ihm geſehen hatte, trat er unter die Bewohner des Schloſſes. Sie harrten angſtvoll auf dem Corridor vor ſeiner Thüre und berichteten ihm, daß ein Trupp bewaffneter Bauern vor dem verſchloſſenen Thore ſtände. Raimund ſchnitt den Bericht durch die Worte ab: „Ich ſah es!“

Dem ihm begegnenden Verwalter rief er ernſt und ruhig zu: „Verlaſſen Sie ſich feſt auf mich!“ und mit beflügelten Schritten eilte er in den Hof. Dort trat ihm der Kaſtellan entgegen; als dieſer ſah, daß ſein junger Herr die Abſicht hegte, den laut lärmenden Leuten, die er als eine „aufrühre-

riſche Rotte" bezeichnete, das Thor zu öffnen, flehte er Raimund an: „es zu unterlaſſen," und ſetzte dringend hinzu: „Glauben Ew. Gnaden feſt, ſie ſind Alle betrunken von einem nächtlichen Gelage gekommen; es iſt in dieſem Zuſtande Nichts mit ihnen anzufangen! der Herr Baron ſetzen ſich nur dem Schlimmſten aus, wenn Sie den Pöbel einlaſſen."

„Sie werden doch nicht Alle betrunken ſein!" antwortete Raimund ruhig und öffnete das Thor.

Der Lärm hörte in dem Augenblicke auf, wo die Leute den Beſitzer von Almarſtein vor ſich ſahen, — ſie wußten nichts von ſeiner Rückkehr; erwarteten am wenigſten, daß er es ſei, der das Thor geöffnet. Erſtaunt blickten die Vorderſten des aus ungefähr hundert Männern beſtehenden Haufens ihn an, während die Letzten ſich leiſe zurückzuziehen begannen. Alle nahmen aber Hüte und Mützen ab, und es ließ ſich ein dumpfes Gewirr der verſchiedenſten Begrüßungen hören.

Klar und feſt war Raimund's Stimme, als er nach kurzer Erwiderung des Gruſſes langſam hinzuſetzte: „Ihr habt mich auf ſeltſame Weiſe aus dem Schlafe geweckt und in noch wunderbarerer Art Einlaß begehrt! — Ich bin zwar noch müde von

In gleichem Verlage sind ferner erschienen:

Gayette, Jeanne Marie von, Jacobäa von Holland. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Grabowski, Stanislaus Graf, Ein leidenschaftliches Herz. 2 Bände. 2 Thlr.

Gundling, Julius, Henriette Sontag. Künstlerlebens Anfänge. 2 Bände. 2½ Thlr. — Satan Gold. 1 Thlr. — Advokat Schnobeles. 2 Bände. 1½ Thlr.

Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. 2 Bände. 1½ Thlr.

Herbert, Lucian, 1830. 2 Bände. 2 Thlr. 20 Ngr. — Louis Napoleon. Roman und Geschichte in 10 Bänden à 1 Thlr. 10 Ngr. oder 2 Fl. 30 Kr. Banknoten.

Meißner, Alfred, Zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 3 Bände. 3½ Thlr. — Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte. 2 Bände. 1⅔ Thlr. — Neuer Adel. 3 Bände. 4⅔ Thlr. — Die Sansara. T. A. 3. Aufl. 4 Bände. 2½ Thlr., eleg. Octav-Ausg. 4 Bände. 3⅔ Thlr.

Pichler, Louise, Werke. 1—20. Band. à 12 Ngr.

Inhalt: 1—4. Friedrich von Hohenstaufen der Einäugige.
5—12. Der letzte Hohenstaufe.
13. u. 14. Heinrich des Vierten Vermählung mit Bertha von Susa.
15—18. Aus böser Zeit.
19. u. 20. Vergangene und vergessene Tage.
(Jedes der Werke wird auch einzeln abgegeben.)

Reichenau, A., Aus unsern vier Wänden. Bilder aus dem Kinderleben. 7. Aufl. broch. 20 Ngr., eleg. cart. 25 Ngr., fein gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.

Stein, Paul, Johannes Gutenberg. 3 Bände. 4 Thlr. — Handwerk und Industrie. 2 Bände. 2⅓ Thlr. — Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bände. 2 Thlr. — Das Haus der Hofräthin. 2 Bände. 1⅓ Thlr. — Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr.

Wartenburg, Karl, Neue Propheten. 2 Bände. 2½ Thlr. — Die Väter der Stadt. 3 Bände. 2 Thlr.

Wohlfarth, Kirchenrath Dr., Der Student von Oxford. Pädagogischer Roman. 2 Bände. 2⅔ Thlr.

Obige Romane sind den hervorragendsten Erscheinungen der Neuzeit zur Seite zu stellen und allen Freunden gediegener Lectüre zu empfehlen.

Waldemar Bookhouse

oder:

Der Werth eines Namens.

Von

Luise Erneſti.

Motto:
„Es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt.“
Goethe.

Zweite Ausgabe.

Zweiter Band.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1864.

Dreizehntes Kapitel.

Schloß Almarſtein war vor Zeiten eine ſtarke Bergveſte geweſen, es lag auf dem niedern Vorſprung einer mit Fichten und Tannen dicht bewaldeten Hügelkette. Hinter dieſen dunkeln Berghöhen erhoben ſich rieſig ſchroffe Felswände von roth und brauner Farbe. Mächtigen Titanen gleich ragten ſie fort über das ewige Grün des Nadelholzes und bildeten ſtarke, ſichere Schutzwehr gegen die andringenden, rauhen Stürme des Nordens; umſchloſſen von den gigantiſchen Armen dieſer hohen Palliſaden lag das weite Thal in lachender, blühender Schönheit, zu Füßen der Berge, wie ein verzogener Liebling im ewig grünenden Schooße des Glücks. In koketten Bogen wand ſich ein Flüßchen durch das Thal und ſchien mit ſeinem lauten Rauſchen, in ununterbrochener Geſchwätzigkeit, all die geheimnißvol-

nicht, daß der von ihm zum Wohl Anderer ausgestreute Saame des Guten so bald schon die reichsten Segensfrüchte für ihn selbst tragen würde; er war weit von dem Gedanken entfernt, daß während er den Grundstein zu fremdem Glücke legte, — er sich zu seinem eigenen ein so sicheres, festes Fundament gründete, daß das Unglück, — welches schnell und plötzlich über ihn hereinbrach, — dieses Fundament nicht zu erschüttern vermochte.

Vierzehntes Kapitel.

Adalbert Neumark hatte richtig vorausgeſagt, daß alle Unzufriedenheit und Aufregung, die ſich im Dorfe Almarſtein gezeigt, durch Raimund's Rückkehr am Schnellſten beſchwichtigen laſſen werde.

An dem Tage, wo Raimund das letzte Geſchäft mit ſeinen Bauern abgethan, ließ er den Mann zu ſich beſcheiden, deſſen Urtheil ein ſo richtiges, deſſen Rathſchläge von ſo weſentlichem Nutzen für ihn geweſen.

Adalbert Neumark, der Verwalter von Almarſtein, war ein Mann von ungefähr achtunddreißig Jahren und ſeit länger als ſechs Jahren im Dienſte der Familie Buchenhauſen. Er beſaß ein ſelten ſchönes Aeußere, Geiſt und Verſtand ſprachen aus jedem Zuge ſeines intelligenten Geſichts und aus der Tiefe ſeines Auges ſtieg für den Beobachter die unumſtößliche Gewißheit

empor, daß ſein Blick nicht immer ſo klar und ruhig die wechſelnden Erſcheinungen des Lebens betrachtet, wie er es zu der Zeit that.

Neumark machte den Eindruck eines genauen Kenners der Welt; den Eindruck eines Mannes, der gekämpft und — geſiegt! —

Ueber ſein früheres Leben wußte man nichts Genaues; er ſelbſt regte nie ein Geſpräch über ſeine Vergangenheit an, brach ſtets, wenn eine Unterhaltung mit Jemand dieſe Wendung nahm, kurz ab und lichtete nicht das gewiſſe Dunkel, das über ſeine Verhältniſſe ſchwebte. Er war dem alten Freiherrn von Buchenhauſen von einem Bekannten, dem Grafen Omberg auf Hülsroden auf das Beſte empfohlen worden; doch warum ihn dieſer aus ſeiner amtlichen Stellung entlaſſen, führte er nicht an. Ein Gerücht behauptete, daß Herr Neumark die Tochter ſeines Gutsherrn geliebt und Comteß Helene Omberg dieſe Gefühle erwidert habe.

Baron Buchenhauſen kümmerte ſich um jenes vage Gerücht um ſo weniger, als er nur Söhne und keine Töchter hatte und zu der Zeit einen tüchtigen Verwalter gebrauchte. Er bereute die getroffne Wahl nicht, da Neumark ſich bald als Solcher aus-

wies. Eine andere Nachricht über den neuen Verwalter, die ſpäter nach Almarſtein gelangte, gab dem Baron mehr Stoff zum Nachdenken. Adalbert Neumark ſollte nämlich zu der Anzahl jener jungen Leute gehören, die ſich an dem am dritten April 1833 in Frankfurt Statt gehabten Attentate betheiligt, ſich aber durch Flucht gerettet, jedoch noch immer nicht außer Gefahr waren, eingezogen und verurtheilt zu werden, wie ein Theil ihrer zu jener Zeit gefangen genommenen Verbündeten. Man ſetzte zu dieſer Nachricht über ihn ſogar hinzu, daß er während ſeines Anfenthaltes in Hülsroden, wegen dieſer Angelegenheit eine ſtrenge Unterſuchung durchgemacht.

Baron Buchenhauſen war als ein zu treuer Anhänger an das monarchiſche Prinzip bekannt, als daß man hätte vorausſetzen können, er würde einen demagogiſch geſinnten Verwalter behalten. Da nun aber Neumark kurze Zeit nach Auftauchung dieſer Gerüchte eine lange Unterredung mit dem Baron gehabt, er dann in Almarſtein blieb und Buchenhauſen ſeinen Verwalter fortan mit einer noch achtungsvollern Höflichkeit behandelt, ſo glaubte man Grund zu der Annahme zu haben, daß jene Notizen

über des jungen Mannes Vergangenheit unwahr. Jene Gerüchte verliefen. — Neumark wurde im Laufe der Jahre von dem alten Freiherrn mit immer größerer Auszeichnung behandelt und seinem Schutze empfahl er auf seinem Todtenbette seinen einzigen Sohn, da dessen lebhafter excentrischer Charakter Buchenhausen von jeher Anlaß zu Befürchtungen gegeben.

Das Frühjahr des Jahres 1848 hatte Neumark die erste Gelegenheit verschafft, den Wunsch des verstorbenen Freiherrn zu erfüllen und Raimund als treuer Rathgeber und feste Stütze zur Seite zu stehn.

In Raimund lag trotz mancher Fehler zu viel Einsicht, Verstand, und Anerkennung fremden Verdienstes, zu viel Dankbarkeit und Edelmuth, als daß er seines Verwalters taktvolles Benehmen nicht in richtigster Weise gewürdigt hätte. Kaum erschien daher Neumark am Abend des letzten mühevollen Geschäftstages in seinem Zimmer, so eilte er auch schon mit der herzlichsten Begrüßung auf ihn zu und sprach ihm seinen Dank unter warmen Händedruck aus.

Bescheiden lehnte Neumark jede Danksagung ab

und erwiderte einfach: „Was hätten meine Rathschläge genutzt, wenn Sie, Herr Baron, kein so offnes Ohr dafür gehabt; was wäre die Folge meiner Bitten gewesen, wenn ich sie nicht an ein so warmes Herz und für das Rechte empfängliches Gemüth gerichtet? — Ich that wenig — Sie viel! — — hätten alle Gutsbesitzer, wie Sie gehandelt, — die im ganzen westphälischen Lande verbreiteten Unruhen brauchten nicht durch militairische Macht gedämpft zu werden. — Frieden würde herrschen, wo jetzt Streit und Kampf walten."

„Rühmen Sie mich nicht, lieber Neumark, sondern sagen Sie mir offen, ob diese Zeit, die uns so manches Bedrohliche gebracht, Sie mit Nichts beunruhigt hat, — ob ich nicht vielleicht auch Etwas für Sie thun kann?"

Ein tiefes Roth überflog das stets so bleiche Antlitz Neumark's und durchdringend hefteten sich seine Augen auf Raimund; schnell wie der Farbenschein gekommen, schwand er wieder, auch der Blick nahm in der nächsten Minute seine gewöhnliche Ruhe an.

„Ihr Ehrenwort, Herr Baron, daß nie ein Wort von dem über Ihre Lippen komme, was — nachdem

Sie es angeregt, — von uns beſprochen werden muß!“

„Ich gebe es Ihnen, Neumark!“

„Ihr Herr Vater vertraute Ihnen? —“

„Mein Vater ſagte mir nichts!“ fiel Raimund raſch ein.

Neumark's Blick zeigte eine leichte Unruhe. Buchenhauſen ergriff ſeine Hand und ſprach warm und herzlich:

„Aengſtigen Sie ſich um Nichts! ich weiß nur ſo wenig — nicht das Geringſte, das Sie beſorgt machen könnte, lieber Neumark.“

„Und das Wenige erfuhren Sie? —

„Durch Gräfin Berniczecka.“

„Wie? — Sie kennen Sie — Sie ſprachen ſie?“

„Ich bewunderte ſie während einiger Wochen!“

„Seltſam, daß Sie dieſe Frau kennen lernten.“

„Ganz natürlich! ſie wußte, daß Sie mein Verwalter ſind.“

Neumark erröthete leicht und ſah Buchenhauſen einige Sekunden ſo ernſt und forſchend an, daß dieſer fühlte, der Andere verſtehe mehr aus den Wor-

ten, als er damit zu ſagen beabſichtigt, und ſetzte darum ſchnell hinzu:

„Ich verſichere noch einmal, ich weiß ſehr wenig und verſichere auf mein Wort, ich vermuthete Nichts! — die Gräfin ſagte mir nur, einige Wochen, nachdem ich ſie kannte, daß in meinem Schloſſe Dinge bewahrt würden, die von Wichtigkeit für Europa wären. Ich ſtaunte natürlich und ſie geſtand dann, daß Sie lieber Neumark im Beſitze dieſer wichtigen Sachen wären, aber voll Egoismus und Eigenſinn, jene Papiere denjenigen vorenthielten, die Europa's Wohl im Auge hätten und deren Ziel „Beglückung aller Menſchen, Organiſation aller Staaten ſei!“ — Nach dieſem Geſtändniſſe bat ſie mich, Sie zu veranlaſſen, nach Paris zu kommen, Ihnen aber dringend anzuempfehlen: „alle Papiere von Wichtigkeit mitzubringen,“ jedoch Ihnen um keinen Preis zu verrathen, daß ſie bei dieſer Reiſe ihre Hand im Spiele hätte!“

„Die Intriguantin!“ rief Neumark heftig.

„Ereifern Sie ſich nicht über dieſes Weib! Sie iſt kaum werth, von einem Ehrenmanne genannt zu werden.“

„Und doch bewunderten Sie dieſe Frau, wie Sie vorhin ſagten.“

„Damals kannte ich ſie nicht ſo genau, beſter Neumark! ihre Schönheit, Grazie, Liebeswürdigkeit hatten mich bezaubert — ich liebte ſie! Doch nein, Liebe darf ich das Gefühl nicht nennen, — es war eine flüchtige Leidenſchaft, die ſie mir eingeflößt. Gräfin Caſimira Berniczecka gehört aber zu der Gattung Frauen, die man verliert, ſo wie man ſie gefunden! — So verlor ich ſie denn in dem Augenblicke, als ſie mir die Ehrloſigkeit zumuthete, Sie lieber Neumark zu hintergehen, Sie in eine Falle zu locken, die Ihr Verderben nach ſich ziehen konnte! — — Wollte ſie mich auch überzeugen, daß ihre Abſicht eine gute — all ihre Verſuche, ſich von Schuld zu reinigen, zeigten ſie mir in noch ſchwärzern Lichte, denn ihre ganze Handlungsweiſe war eine verächtliche! — Sie hat mich nur als Mittel zum Zweck gebraucht — mir Liebe geheuchelt, um ſich an Ihnen, den ſie — wie ich Grund habe zu vermuthen — haßt, rächen zu können.“

„Nicht das allein, Herr Baron! Sie wollte wirklich von mir Papiere haben, deren ihre Coterie zu politiſchen Zwecken benöthigte, — Dokumente,

die, wenn ich ſie gegeben — der demokratiſchen Parthei auch wohl von großem Nutzen hätte ſein können und die, wenn man ſie richtig verwerthet — ſegensreich zu wirken vermocht."

„Gut, daß Sie ſie nicht gaben, Neumark! ein Glück, daß Sie ſich nicht in jene unſeligen politiſchen Machinationen verwickelt haben."

„Ich unternahm aus dem Grunde Nichts, weil der Hauptfaden der politiſchen Bewegung von Händen gehalten wurde, die nie Segen an Europa ſpenden werden. Ich wäre daher lieber mit jenen Papieren geſtorben — als ſie, die nur Europa's Glück herbeiführen ſollten — zu unwürdigen Zwecken benutzt zu ſehen. Darum habe ich gehandelt, wie ich handeln zu müſſen glaubte — nach Pflicht — Ehre und Gewiſſen! Zieht es mein Verderben herbei, ſo habe ich mir wenigſtens keinen Vorwurf zu machen und ruhig ſehe ich dem kommenden Sturme entgegen, der über mich hereinbrechen wird — hereinbrechen muß, weil Gräfin Berniczecka mein Geheimniß kennt!"

„Wie konnten Sie es aber auch dieſer Frau anvertrauen."

„Ich that Das nie, Herr Baron."

„Woher weiß ſie es denn?“

Neumark überhörte dieſe Frage, ſtarrte, tief in Gedanken verſunken vor ſich hin, blickte erſt auf als Raimund's Hand ſeine Schulter berührte und er deſſen freundlichen Zuſpruch vernahm: „Beginnen Sie Ihre Beichte und ſein Sie nochmals verſichert, daß von Dem, was Sie mir anvertrauen, keine Silbe über meine Lippen kommen wird!“

Neumark ergriff Buchenhauſens Hand und ſagte lebhaft erregt: „Ja, ja beichten! und möchte es Ihnen gelingen, meine Sorgen zu zerſtreuen, meine Befürchtungen zu heben.“

„Setzen wir uns Neumark, und dauert unſere Unterhaltung, wie ich glaube, länger, ſo werden Wein und Cigarren nicht ſchaden!“

Neumark nahm in einem der alterthümlichen Seſſel Platz, die in der Nähe des mächtigen Kachelofens ſtanden, — Raimund zog die Klingel, ertheilte ſeinem Kammerdiener Befehle und wenige Augenblicke ſpäter befand ſich ein mit guten Weinen und beſten Cigarren beſetzter Tiſch neben beiden Herren. Nach dem Fortgehen des Dieners herrſchte lange Zeit tiefſte Stille in dem Gemache; Neumark's ausdrucksvolles Geſicht zeigte von Sekunde zu Sekunde

eine ſich ſteigernde Aufregung; haſtig leerte er mehrere Gläſer Wein; doch trotz der Glut des feurigen Getränks blieb ſein Geſicht von tiefer Bläſſe bedeckt. Die große Aufregung des Verwalters entging Raimund nicht, er that indeſſen, als bemerke er ſie nicht und ſchien einzig mit dem Ausſuchen von Cigarren beſchäftigt; endlich wurde ihm das Schweigen peinlich und er ſprach voll Herzlichkeit:

„Sie gaben mir in der letzten Zeit ſo manchen Rath und nun ſoll auch einmal an mich die Reihe kommen, ihn zu ertheilen! denken Sie lieber Neumark, Sie ſäßen einem Bruder gegenüber. Gehandelt als ſolcher haben Sie ſtets gegen mich!“

Der Ausdruck heftiger Erregung wich dem tiefer Bewegung und mit gedämpfter Stimme entgegnete Neumark: „Sie ſind zu gut gegen mich, Herr Baron! machen Sie mich nicht weich; das taugt mir nicht. — — Wie mahnen Sie mich aber jetzt an Ihren verſtorbnen Herrn Vater, der mich in ähnlicher Stunde, wie dieſe, gleich einem Sohne behandelte!“

„So können Sie mich denn um ſo eher als Bruder betrachten, lieber Neumark. Wollen Sie es ſein? — Ja, ja Neumark, ſeien Sie mein Bruder!“

„Wenigstens Ihr Freund will ich sein, Herr Baron.“

„Was ist das für eine Freundschaft, die sich so fest an den Baronstitel klammert! Fort damit und für immer! Von diesem Augenblicke an bin ich Dein Raimund, lieber Adalbert.“

Buchenhausen war aufgesprungen; er stand mit leuchtendem Auge vor seinem Verwalter, reichte ihm beide Hände, war im Begriff, ihn zu umarmen; doch Neumark, der sich ebenfalls erhoben, wich einen Schritt zurück und rief hastig: „Nein, nein! das geht nicht! — Bedenken Sie, wer Sie sind — wer ich bin! —

„Also am Namen scheitern wir!“ rief Raimund erregt und setzte lebhaft hinzu: „ich dachte, Du wärst ein guter Demokrat! — lautet Euer Wahlspruch denn nicht: „Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit?“ — Laß daher unsere Namen verschieden sein, wenn unsere Herzen nur gleich fühlen.“

Einen Moment leuchtete das klare Auge Neumark's von überirdischem Glanze; dann trübte sich sein Blick und er erwiderte düster: „Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit!“ — das war der

ſchöne Traum meiner Jugend! — Wie lange ſchon bin ich aus dieſem Traum erwacht — wie lange ſchon weiß ich, daß das Morgenroth jenes goldnen Tages nie in der Weiſe anbrechen wird, wie ich gedacht! — — Es ſind thörichte Menſchen, die mit Macht die tiefſte dunkelſte Nacht auf Erden verbreiten, und verlangen, daß die nach Licht dürſtenden Seelen ſich in der Finſterniß wohl und glücklich fühlen ſollen; thöricht ſind aber auch diejenigen, die die flammende Fackel des Lichts durch Nacht und Dunkel tragen wollen, aber ſo raſch, ſo unvorſichtig vorwärts ſchreiten, daß Feuerfunken dem mächtigen Strahle entfliegen, der nur eine hellleuchtende Lichtſäule bilden ſoll. Zünden dieſe Funken, — brennt es — anſtatt zu leuchten, ſo entſetzt die ſchnell auflodernde Glut die Menſchen, — ſchaudernd ſchließen ſich die lange an's Dunkel gewöhnten Augen beim Anblick der blendenden Helle und der Zweck der weithin leuchtenden Freiheitsfackel: „klar alle Blicke Licht erſchauen zu laſſen, mild alle ſtarren Herzen erwärmen zu ſollen“ — iſt verfehlt, denn — aus Licht und Wärme ſind — Glut und Brand geworden!“

Neumark hielt plötzlich eine und ſagte dann lä-

chelnd: „Wohin bin ich gerathen? — Verzeihen Sie, Baron Buchenhauſen.“

„Sagte ich Dir nicht, daß ich Dein Raimund ſei, Dein Bruder? —“

„Und ich erwiderte, es ginge nicht!“ ſprach Neumark feſt. „Bedenken Sie nur das Eine, was Ihre altadligen Freunde in Münſter, was Ihre ahnenſtolzen Verwandten ſagen würden, wenn ein Majoratsherr von Almarſtein und ſein bürgerlicher Verwalter ſich als Brüder betrachten wollten.

„Sagen!“ wiederholte Raimund lachend, „ſagen, würden ſie darüber Nichts; ſondern, die Thatſache als Mährchen betrachten und nicht glauben! Das darfſt Du ihnen aber nicht übel nehmen, Adalbert! — Du weißt ja, wir ſind mit unſerm Vermögen, unſerer ganzen Exiſtenz an die Meinung unſerer Urväter gebunden, und — Geld und Gut, Rang und Stellung, ſind zu ſtarke Bindemittel, als daß dieſe — des Lebens haltbarſte Kette — geſprengt werden könnte! — Laß uns davon ſchweigen, — denn Du weißt ja auch, daß das Alles der ſtete Fluch meines Lebens geweſen iſt; Du ahnſt vielleicht, daß die ſchweren Pflichten, die mein Name erheiſcht, mein ganzes zukünftiges Daſein vergiften werden.

Doch wie geſagt, das iſt nicht zu ändern! Laissons passer! und kommen wir auf Dich und Deine Angelegenheiten zurück."

„Ich rede aber nur, wenn ich den Ihnen gebührenden Titel beibehalten darf; ich kann, — ich darf nicht anders!"

Düſter und vorwurfsvoll heftete ſich Raimund's Auge auf Neumark; mit der Bitterkeit und Ironie, die Lebensſchickſale ihm gegeben, ſagte er kalt: „Wie Sie belieben, Herr Neumark, und verzeihen Sie, daß ich ſo thöricht war, zu glauben, Sie könnten mich als Bruder betrachten; ich weiß jetzt vollkommen, daß ich mir Brüder nur unter den Adligen Weſtphalens ſuchen darf, deren Ahnenreihe ſo vollkommen, wie die meinige iſt."

„Nicht den Ton! — er hat mir ſchon ſo oft früher das Herz zerriſſen, wenn ich dieſen Klang eines tief verwundeten Gemüths hörte."

„Es iſt der Ton, den ich dem Glücke eines alten Namens verdanke! anderes, wahres Glück bietet mir ja ein Name nicht. — Sie belehren mich noch, daß er ſogar die Gefühle der Freundſchaft fern hält."

„Fern hält ſie Dir Dein Name nicht, Raimund!" rief Neumark lebhaft, „ich bin nur der Anſicht, daß

das Herz Vieles fühlen kann, der Mund aber nicht Alles auszusprechen braucht."

Ein schönes Lächeln glitt über das Antlitz des jungen Repräsentanten eines der ältesten deutschen Namen, als sein bürgerlicher Verwalter das freundschaftliche „Du" aussprach; er rief mit dem Gefühle eines unverkennbaren Glücks: „Also Dein Herz sagt Du zu mir, Adalbert?"

„Seit jener Nacht, die Deiner Rückkehr von Paris folgte; ich erkannte in Dir, mein Raimund, eine gleichgestimmte Seele, — ein für Recht und Wahrheit klopfendes Herz."

„Früher stieß ich Dich zurück?"

„O, nein Raimund! Oft, oft flog Dir mein Herz entgegen, wenn ich in Dir einen wackern Streiter und tapfern Kämpfer gegen alte Vorurtheile erkannte, Du beachtetest nur damals mein Herz nicht."

„Weil ich ein Thor war; aber jetzt erkenne ich seinen vollen Werth an und darum möchte ich es an mich drücken, wenn auch nur einmal!"

Neumark öffnete dem Freunde die Arme — im nächsten Moment lag Raimund an seinem Herzen. Mit dem ganzen Ungestüm eines jugendlichen Gemüths, das sich des beseligenden Gefühls plötzlich

bewußt wird; ein treues starkes Herz, fest für's Leben errungen zu haben, umarmte er Neumark; — Thränen erglänzten in dessen Augen und sein Leben, was ihm oft nutzlos und vergeblich erschienen, kam ihm in dem Augenblick nicht umsonst gelebt vor! — Neumark sah die Früchte früherer Lehren, — er erkannte, wohin seine Leitung einen Menschen gebracht, der vom Schicksal einen größern Wirkungskreis zum Handeln erhalten hatte, wie tausend Andere und mit Freude sah er voraus, wie segensreich dieser Mann fortan in den ihm angewiesenen Kreise wirken würde.

Als sich die Aufregung Beider gelegt, sagte Raimund: „Nun aber sprich und hoffentlich wird's Dir jetzt nicht mehr schwer fallen; — nenne mich auch wie Du willst, denn — was thut der Name zur Sache! — Nennt Dich mein Mund auch später wieder anders, so wissen wir Beide jetzt wenigstens, wie unsere Herzen sich rufen."

„Dein Nachgeben freut mich und in dieser Stunde magst Du dafür Deinen Willen haben. So will ich denn reden, frei heraus, kurz, bündig! Denke an diese Stunde, wenn Du aufgefordert werden soll-

teſt, gegen mich zu zeugen und mich dem Unglück und Elend Preis zu geben.“

„Kann der Fall eintreten?“ fragte Raimund erbleichend.

„Bei Gott iſt kein Ding unmöglich und in der Welt geht es bunt zu — höre mich an! Man thut mir kein Unrecht, wenn man mich zu Denjenigen zählt, die ſich im Jahre 1833 an dem Frankfurter Attentate betheiligt. — Trotz meiner Jugend, denn ich zählte damals erſt dreiundzwanzig Jahre, waren am Morgen des Tages der größte Theil aller wichtigen Papiere unſeres Bundes mir zur Verwahrung anvertraut. Ich befand mich am Abend unter jener kleinen kühnen und muthigen Schaar, die an der Conſtablerwache mit dem Militaire kämpfte, wir mußten der furchtbarſten Uebermacht weichen. Zum Glück ließen wir den Soldaten nur einen todten Kameraden zurück, die Verwundeten unſerer Schaar entriſſen wir ihnen mit Aufopferung unſeres eigenen Lebens und es gelang, ſie und uns zu retten! es gelang mir, die Papiere in Sicherheit zu bringen, die unſer Namensverzeichniß enthielten. Das traurige Ende unſeres begeiſterten Kampfes wird Dir bekannt ſein! — Wir waren beſiegt — nun

ſollten wir auch vernichtet werden! — ich kann Dir nicht die zahlloſen offnen und geheimen Kämpfe mittheilen, die unſerer That folgten. Stets ſchwebte das Damokles-Schwert über unſern Häuptern — unabläſſig bemühten ſich die Behörden, die Zahl der Eingekerkerten unſeres Bundes zu vermehren und Viele wurden in den geheimſten Verſtecken, die ſie als ſicherſte Orte zum Verbergen erachtet, verfolgt, — verfolgt wie die gemeinſten Miſſethäter und Verbrecher! Anſtatt daß dieſe Anzahl aber vergrößert wurde, gelang uns Geretteten 1836, ſie um die Hälfte zu vermindern; — unſern Jubel über ihre Befreiung trübte nur der Gedanke an die ſieben unglücklichen Zurückbleibenden, deren Kerker wir nicht zu öffnen vermocht. Sie wurden ſpäter, wie Du vielleicht gehört, zu lebenslänglicher Gefängnißſtrafe verurtheilt, die man aber vor zehn Jahren dahin milderte, ihnen Auswanderung nach Amerika zu geſtatten. — Ich hatte mich nach dem geglückten Befreiungsverſuche wieder nach Warſchau gewendet, wohin ich gleich anfangs mit einigen jungen Polen geflüchtet und wo ich auch die ganzen drei Jahre in Sicherheit zugebracht. Der alte Graf Berniczecky, Vater des einen der jungen Polen, ein ehrenwer-

ther, vortrefflicher Mann, der mich damals gastfrei bei sich aufgenommen, hatte mir für den Fall meiner glücklichen Rückkehr wieder sein Haus in Warschau zur Verfügung gestellt. Ich hatte bei ihm, der Wittwer war und allein lebte, die Stelle eines Privatsecretairs bekleidet und seine großen Besitzungen, sein beträchtliches Vermögen verwaltet. Bei meiner Rückkehr fand ich ihn verheirathet — den dreiundsiebenzigjährigen Greis mit einem Mädchen von kaum sechzehn Jahren verheirathet! — Etwas Reizenderes, Entzückenderes als Gräfin Casimira, hatte ich nie erblickt und meine Ueberraschung bei ihrem Anblick machte dem alten Manne die größte Freude, denn es schmeichelte ihm, sein Kleinod bewundert zu sehen. Die junge Frau wollte nach ihrem kleinen Triumphe, mich so verwirrt zu haben, größern erzielen — ihre Gunst vertrieb mich nach Jahresfrist aus meinem Asyle, denn ich besaß weder die Lust, noch die Ehrlosigkeit, an meinem alten Wohlthäter zum Verräther zu werden. Gräfin Casimira tröstete sich, wie ich hörte, in den Armen eines Andern über meine Abreise; aber — vergeben hat sie mir meine Handlungsweise nie! — Nach dem Tode ihres Mannes, vier Jahre nachdem ich Polen

verlaſſen hatte und in geſicherter Stellung beim Grafen Omberg in Hülsroden lebte, ſtellte ſie mir die Wahl zwiſchen ihrer Liebe und ihrem Haſſe und — da ich erſteres Gefühl nicht zu erwidern vermochte, rief ich Letzteres hervor. Zu jener Zeit ahnte ich ſchon, daß meine Vergangenheit ihr Anlaß zu Verfolgungen bieten würde, denn ich war überzeugt, daß ſie von ihrem Manne den Grund erfahren, der mich einſt nach Polen geführt, wenn ich auch nie gedacht habe, daß er ihr mehr, daß er ihr mein wichtigſtes Geheimniß verrathen! — In meiner Hand waren, wie ich vorhin erwähnte, alle wichtigen Papiere unſeres Bundes geblieben, die man mir vor dem Attentate anvertraut. Ich hatte bei der Uebergabe feierliches Gelübde ablegen müſſen, ſie mehr als mein Leben zu achten und ſo viel ich weiß, habe ich dieſes Gelübde treulich gehalten. Mitunter iſt mir wohl der Gedanke gekommen, dieſe Dokumente, die, wenn die Behörden ſie entdeckten, mich und tauſend Andere in's Verderben ſtürzen konnten, zu vernichten; aber es ſchien mir dann wieder Verbrechen, dieſe Abſicht auszuführen, indem einzelne der Papiere, Pläne und Entwürfe zu ſo ſchönen, großartigen und beglückenden Unterneh-

mungen enthalten, wie ſie kaum wieder in ſolch herrlicher Weiſe erſtehen können. Ich beugte mich alſo unter dem oft nicht leicht zu tragenden Verhängniſſe: der Bewahrer von Geheimniſſen zu ſein, die zu enthüllen ſich vergeblich die Behörden mehrerer Staaten bemühten. Mit den Hauptanführern unſeres geheimen Bundes, der ſich nach allen Weltgegenden hin verſtreut, blieb ich Jahre lang in Correſpondenz; dann hörte unſer Briefwechſel nach und nach auf. Ich glaubte ſchon, von Allen vergeſſen zu ſein, als ein Ereigniß mich eines Tages belehrte, daß man meiner noch dachte und zwar mit treuer Freundſchaft dachte!“

Neumark hielt einige Sekunden inne — es ſchien, als überwältigte ihn die Macht der Erinnerung, er bedeckte mit der Hand die Augen, ſtrich dann haſtig das über die Stirn herabgefallne Haar zurück, athmete einigemale tief und ſchwer und als er von Neuem zu ſprechen begann, klang ſeine Stimme ganz anders. Erregt und haſtig fuhr er fort: „Noch nicht volle drei Wochen waren vergangen, daß ich Gräfin Caſimira's Antrag zurückgewieſen, wo ich Beweiſe ihrer veränderten Geſinnung erhielt. Ich befand mich wegen Abſchluß der Monatsrechnungen

eines Morgens im Arbeitskabinet des Grafen Omberg. Die Ankunft der Postbriefstasche unterbrach unsere Geschäftssachen; Graf Wenzel, der Sohn meines Herrn, war nämlich krank und man hatte, in der Hoffnung, Nachricht über sein Befinden zu erhalten, frühzeitig einen Boten nach der nahgelegenen Stadt geschickt. — So schloß Graf Omberg denn die Tasche hastig auf und als er den geringen Inhalt auf den Tisch legte, fand sich oben auf dem kleinen Paquete ein Briefchen in rosa Couvert. Der Graf überreichte es zu meinem größten Erstaunen mir und sprach die mir unvergeßlichen Worte: „Ich gratulire zu diesem Billet!“ Ein Blick auf den Brief zeigte mir die unbekannte Handschrift einer Dame und den Poststempel: Paris. Ich ahnte sofort, daß sich unter dieser zarten Außenseite des Briefes eine schreckliche Nachricht verbarg, stand daher auf, trat an's Fenster, löste schnell das Siegel und — sah meine Befürchtung bestätigt! — Auf einem weißen Zettel, der vorsichtig in dem rosa Briefe eingeschlagen, standen die Worte: „Rette Dich so schnell wie möglich, Du bist durch eine Gräfin Berniczecka verrathen. Rette auch, wenn es geht, die Papiere; sonst sind wir durch das Namensverzeichniß Alle in

Gefahr!“ Dieſe Warnung kam mir von einem Freunde, dem Grafen H***, der Brief ſelbſt von einer mir unbekannten Marquiſe, die, wie ich ſpäter hörte, mit Graf H*** zu der Zeit heimlich verlobt war. Sie hatte ſich mit ihrem vollen Namen: „Melanie d'Arloncourt“ unterzeichnet. Dieſen Namen hatte ich kaum geleſen, als ein raſch über die Zugbrücke auf den Schloßhof rollender Wagen meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Ich erkannte in den im Wagen ſitzenden Perſonen zwei, mir dem Aeußern nach bekannte Gerichtsperſonen der nächſten Ortsbehörde, ſie grüßten mich — hatten mich alſo bemerkt! — Indem ich ihren Gruß mechaniſch erwiderte, fühlte ich deutlich, daß ſie meinetwegen gekommen — ihre Ankunft mein Verderben nach ſich ziehen könnte! — Die nächſte Sekunde war eine furchtbare — ich ſah jeden Weg zur Rettung abgeſchnitten! — Mein Zimmer lag nämlich in einem Seitenflügel des Schloſſes, weit entfernt von dem Gemache, in dem ich mich befand; — forteilen, um die Papiere zu verbergen, die ich in meinem Schreibtiſche aufbewahrte, ſchien mir nicht gerathen, da das ſofort Verdacht erregt haben würde. Ich blickte auf den Grafen, der ruhig las! — einen Moment

dachte ich, ob ich mich ihm anvertrauen ſolle, — ſein kaltes, wie aus Erz gegoſſenes Antlitz, die Erinnerung an ſeine ſtreng monarchiſchen, ſtarren Anſichten ließ mich ſchon im nächſten Augenblick meine Idee als Wahnſinn betrachten. Während ich verzweifelnd über ein Rettungsmittel nachſann, öffnete ſich plötzlich die eine Thüre des Zimmers und Comteß Helene Omberg trat mit der lebhaften Frage ein: „Wie geht es Wenzel, Papa? Du erhielteſt wohl Nachricht!“ — Der Graf gab ihr befriedigende Auskunft über das Befinden ihres Bruders — ich ſchrieb unterdeſſen, von einem Hoffnungsſtrahle durchzuckt, auf das Papier, das die Warnung enthielt, die Worte: „Erbarmen, Comteß Helene! ſeien Sie der rettende Engel mehrerer hundert Menſchen! eilen Sie an meinen Schreibtiſch, — entnehmen Sie ihm das in ſchwarzes Papier eingeſchlagene Paquet und verbergen — —“ weiter kam ich nicht; — der Graf ſchwieg, Comteß Helene ſah ſich um, gewahrte mich, der ich durch die langherabfallenden Vorhänge des Fenſters etwas verdeckt geſtanden. — Sie begrüßte mich — ich näherte mich ihr, ſprach einige unbefangene Worte, und während der Graf nach einem an ſeine Gemahlin angelangten Briefe

ſuchte, den die Tochter der Mutter überbringen ſollte, gab ich Comteß Helene ein ſtummes Zeichen, deutete mit flehender Geberde nach dem Fenſter, auf deſſen Brette ich den kleinen Zettel und Schlüſſel zu meinem Schreibtiſche niedergelegt. Voll Ueberraſchung blickte ſie mich an und trat einen Schritt zurück. — Ich ſah Alles verloren, — flehte ſie durch Blick und Geberde noch einmal — vielleicht dringender an: an das Fenſter zu gehn, und unter glühendem Erröthen that ſie es! — Ich ſah ſie Beides erfaſſen — ſah, daß ſie haſtig die wenigen Zeilen las, — bemerkte, wie ſie erſchrak, wie ſie aber auch zugleich Zettel und Schlüſſel verbarg und nahm nun beruhigt am Tiſche Platz, wo die Rechnungen lagen; Comteß Helene entfernte ſich, als ihr Vater ihr den Brief übergeben, ich erwartete die kommenden Ereigniſſe mit Spannung. — Lange brauchte ich nicht zu harren — die Beamten traten nach wenigen Sekunden in's Zimmer des Grafen und nach kurzer Erläuterung ihres plötzlichen Erſcheinens gegen den Herrn des Hauſes, mußte ich ſie nach meinem Zimmer begleiten. Sie forderten den Schlüſſel meines Büreaus — ich ſuchte dieſen, ohne ihn natürlich finden zu können — gab an, ihn vielleicht im Ka-

binet des Grafen verloren zu haben; — und der Schlüssel wurde dort wirklich unter dem Tische gefunden, an dem ich mit dem Grafen gesessen. Als ich diese Nachricht empfing, war ich gänzlich beruhigt, — nur Comteß Helene konnte ihn dorthin gelegt haben! — Man durchsuchte nun meinen Schreibtisch, mein ganzes Zimmer und fand Nichts; man durchsuchte meine Person und fand in der Rocktasche den rosa Brief. — Die an mich gerichtete Frage, von wem der Brief sei, konnte ich zum Glück beantworten, mit dem Inhalt machten sich die Gerichtspersonen selbst bekannt. Er enthielt außer witziger Beschreibung verschiedener Soiréen und Tagesereignisse — Nichts — ich ersah, daß er nur aus Vorsicht mitgesandt worden; er leistete auch gute Dienste, indem man namentlich begierig darauf gewesen, den Brief zu sehen, der nach Aussage des Postbeamten an dem Tage an mich angekommen war. Meine übrigen Briefe und Papiere enthielten nichts Compromittirendes; die Verhöre, denen man mich unterwarf, ergaben auch Nichts auf Grund Dessen man mich oder einen Andern hätte gefänglich einziehen können und endlich war ich wieder frei! — — Meine Dankbarkeit gegen Comteß Om-

berg, die uns Alle gerettet, war grenzenlos; sie fügte ihrer schönen That noch die hinzu, die Papiere auch ferner sicher zu bewahren; sie hatte sie nämlich sofort, nachdem sie sie meinem Schreibtisch entnommen, ihrem alten treuen Freunde, dem Hülsroder Pfarrer, dem Pater Hilarius übergeben. Bei ihm suchte sie natürlich Niemand; — als ich Hülsroden verließ, bat sie mich, sie noch dort zu lassen, bis ich in einer neuen gesicherten Stellung sei. Ich kam nach Almarstein und eines Tages fragte Dein Vater mich nach meiner Vergangenheit; ich vertraute ihm — entdeckte ihm daher offen Alles und er bat mich, jene Papiere zu verbrennen, die er „unselige" nannte. Um so weniger konnte ich mich dazu entschließen, als sie nach dem letzten Sturme mein ausschließliches Eigenthum geworden. Durch des Grafen H*** Vermittlung war mir nämlich von den ehemaligen Hauptanführern unseres Bundes freigestellt worden: „die Dokumente zu vernichten, deren Aufbewahrung mein Leben in Gefahr bringen könne." — — Als Dein Vater sah, daß er mich zur Vernichtung der Papiere nicht zu bewegen vermochte, bat er mich, sie ihm anzuvertrauen; er sagte mir, daß im Almarsteiner Schlosse ein geheimer Versteck sei,

in dem ſie noch ſicherer wären, als bei dem Pater Hilarius. So ließ ich mir denn die Papiere von Hülsroden ſchicken, gab ſie ihm und nachdem Jahre darüber hingegangen, in denen weder ich ſie von ihm, noch Einer unſeres Bundes ſie von mir gefordert, kam er ſchließlich zu der Ueberzeugung, daß ſie in Vergeſſenheit gerathen wären. Auch ich dachte es manchmal! — Im vergangenen Herbſte aber überzeugte ich mich, daß die alten Freiheitsträume immer wieder aus dem Schlummer erwachen, in den ſie von Zeit zu Zeit ſinken! — Es war Anfang Oktober vergangenen Jahres, als Gräfin Berniczecka mir mittheilen ließ: „daß ſie in Paris lebe, ſeit Jahren mit meinen Freunden in politiſche Verbindung getreten ſei und nun bald die großartigen Pläne zur Befreiung aller Völker zur Ausführung kommen würden, die ſchon ſeit lange entworfen. Sie ließ mir die Verſicherung geben, daß all ihre kleinlichen Rachegedanken vor jenen großen Ideen aus ihrer Seele entwichen wären; ſie bot mir Frieden — Freundſchaft, bat mich: ihr zu vergeben und zu vertrauen und forderte mich auf: „mit jenen, mir einſt anvertrauten Papieren, nach Paris zu kommen.“ Im Begriff, ihr zu antworten, erhielt ich von dem

Grafen H*** eine abermalige Warnung vor der Gräfin Berniczecka, die er einen „Teufel in Engelsgestalt“ nannte, er bat mich, mich vor der „Hexe“ zu hüten, und ihr Nichts von unsern Geheimnissen zu verrathen, da sie diese dem Anschein nach zu den unwürdigsten Zwecken benutzen wolle. Ich schrieb ihr daher, daß ich die Papiere einst in der Stunde der Gefahr fortgegeben, Derjenige, dem ich sie anvertraut, gestorben sei und sie auf mich nicht bei einem Unternehmen rechnen dürfe, da ich mich von jeder politischen Bewegung grundsätzlich fern halten würde.“

„Hat Dir mein Vater Deine Papiere nicht vor seinem Tode zurückgegeben?“ rief Raimund, Neumark in's Wort fallend.

„Nein! Er sagte mir nur, sie wären in sichern Verwahrsam, und wollte ich sie haben und er sei nicht mehr am Leben, dann möchte ich Dich bitten, sie der heiligen Gertraud abzufordern.“

„Das erschien Dir wohl sehr mystisch?“ rief Raimund lachend.

„Etwas; doch bald hielt ich mich überzeugt, daß die Schutzpatronin Eures Hauses eine achtsame und

verſchloſſene Hüterin wichtiger Geheimniſſe ſei und man ihrer ſichern Zufluchtsſtätte vertrauen könne.“

„Du haſt die richtige Fährte eingeſchlagen.“

„Ein Mr. Bookhouſe half mir vor Kurzem noch beſſer auf die Spur, Raimund; ich glaube ſogar, ließeſt Du mich im Stich, ich fände mich allein zurecht und entriſſe der heiligen Gertraud mein Geheimniß, ehe es Andere ihr zu meinem Verderben entlocken könnten.“

Raimund ſchüttelte lächelnd den Kopf; er fragte dann lebhaft: „Du kennſt Mr. Bookhouſe?“

„Den Einen aber beſſer wie den Andern; den Erſten ſah ich nur flüchtig.“

„Wie! — den Erſten? — So kam alſo der Andere auch hierher.“

„Gewiß! Zwei des Namens waren hier; der Erſte ein wild ausſehender, ziemlich frecher Burſche, hat vor mehreren Wochen verlangt, das Schloß zu ſehen und iſt ſehr grob geworden, als man ihm die Bitte abgeſchlagen; am Tage vor Deiner Ankunft von Paris war aber der Zweite hier, fragte in beſcheidener Weiſe nach Dir und ſchien traurig, Dich nicht zu finden. Es war ein älterer, vornehm und würdevoll ausſehender Mann, der mir wohl

gefallen hätte, wenn ich nicht einen Spion in ihm vermuthet, der mich zu verderben trachtete."

„Was verlangte er? — Inwiefern berechtigt er Dich zu der Ansicht, ein Spion zu sein? —"

„Er bat, die Schloßkapelle in Augenschein nehmen zu dürfen! der Kastellan verweigerte es — ich kam dazu und als er mich bat, sagte ich ihm, daß Du den strengen Befehl gesandt: „keinen Fremden dort einzulassen." Seine Worte: „So nah am Ziele und dennoch unerreichbar!" bestätigten meinen Verdacht, daß er gekommen, um sich meiner Papiere zu gewissen Zwecken zu bedienen; die Fragen, die ich an ihn richtete, machten ihn wie es schien verwirrt, er gab mir ausweichende, unbestimmte Antworten, behauptete: „nur Dir sein Anliegen sagen zu können" und erkundigte sich genau nach Deinen nächsten Verwandten. Aus dem Ganzen habe ich den Schluß gezogen, daß Gräfin Berniczecka richtig vermuthet, daß Dein verstorbener Vater in Besitz meiner Papiere gekommen und man will sich dieser jetzt durch Dich bemächtigen, um uns Alle in die Hand zu bekommen; unsere Thätigkeit bei den jetzigen Zeiten zu fordern und wenn wir uns an den von der Demokratie projektirten Unternehmungen

nicht freiwillig betheiligen, durch Drohungen dazu zwingen! — So lange das Namensverzeichniß aber noch in meinen Händen, ſind wenigſtens viele Andere vor den Angriffen der Gräfin ſicher, und klagt ſie mich wiederum aus Rache an, weil ich ihren fortgeſetzten Forderungen widerſtrebte, bin auch ich geſchützt, wenn die Papiere nicht in ihre Hand fallen. Ich frage Dich nun, ob Du ſie nicht an einem andern Platze verbergen kannſt, da den, welchen Dein Vater ausgewählt, durch irgend Etwas verrathen ſein muß und ſie alſo dort nicht mehr ſicher ſind.“

„Sie ſind an der Stelle ſicher, Adalbert; es freut mich, Dich aus aller Unruhe reißen zu können! Deiner Papiere halber iſt kein Mr. Bookhouſe gekommen, — ſie waren in eigenen Angelegenheiten hier und der Letzte zwar, um einen Betrug auszuüben.“

„Du willſt wohl ſagen der Erſte, Der ſah wie ein Hallunke aus; doch woher kennſt Du die Leute? waren ſie auch bei Dir? ſchrieben ſie an Dich?“

Raimund erzählte von ſeiner Begegnung mit Johann Waltram, der ſich ihm als der wahre Mr. Bookhouſe bezeichnet. Voll Erſtaunen hörte Neumark dieſe Epiſode aus Raimund's Leben; doch als

Jener geendet, rief er mit Entſchiedenheit: „Den Betrüger haſt Du geſprochen — verlaß Dich darauf! Der Andere hat etwas Edles und Vornehmes in ſeinem Weſen, er könnte gut der Nachkomme eines Baron Buchenhauſen ſein.“

„Um des Himmelswillen nicht! nur keinen Familienſkandal! Dieſer wäre unvermeidlich, wenn Einer dieſer verlaufenen Amerikaner Anſprüche auf unſere Namen geltend machen wollte. Bitte, Adalbert, ergreife Du um keinen Preis die Parthei für den Andern, es wäre mir furchtbar, gegen Dich auftreten zu müſſen.“

„Beruhige Dich! in die Angelegenheit miſche ich mich durchaus nicht; wenn ſie nur keine andere Wendung nimmt und plötzlich umſchlagend, ihren Hauptpfeil gegen mich richtet.“

„Unmöglich!“

„Sei nicht zu ſicher! wer weiß, ob das Ganze mit dem Namen nicht eine Komödie war, um mit guter Manier in die Kapelle zu kommen; eine politiſirende Polin iſt ein Teufel, wo es gilt zu ihren Zwecken zu gelangen und ſie bebt vor Nichts zurück! Könnteſt Du nur jetzt bald Mr. Bookhouſe ſprechen, Du würdeſt einſehen, daß die Geſchichte mit dem

Namen leerer Vorwand iſt; ich werde ſicher nicht eher zur Ruhe kommen, bis ich in der Sache klar ſehe.“

„Da wollen wir Dir möglichſt raſch Ruhe ſchaffen! ich reiſe ſofort nach Bremen, wo jener Bookhouſe aufzufinden, oder ſeine Adreſſe zu erlangen ſein wird.“

„Das Opfer kann ich nicht annehmen! nein, Raimund, laß uns ruhig warten, bis er kommt, der Mai iſt ja nicht ſo fern.“

„Nein, nein! warten, könnte uns Schaden bringen, ich reiſe.“

„Was würde Gräfin Imhof denken, wenn Du Dein Gut verließeſt und ſie nicht aufſuchteſt, lieber Raimund.“

„Ich glaube, vieles denken iſt nicht die ſchwache Seite meiner Braut; doch für den Fall ich ihr Unrecht thue, will ich es ihr in Gedanken abbitten.“

„Reiſe wenigſtens über Münſter! der Aufenthalt würde ein geringer ſein und Du bringſt Niemand gegen Dich auf.“

„Gut! ſo ſoll's geſchehen und überdem werde ich mich freuen, ihrem Herrn Vater ſagen zu kön-

nen, daß das „revolutionaire Volk des Sauerlands“ mich nicht, wie er gefürchtet, ermordet hat.“

„Nannte er die kleinen Rebellen unſeres ſchottiſchen Hochlands ſo?“ fragte Neumark lachend.

„Forſche nicht nach den Ehrentiteln, die meine guten ehrlichen Leute von ihm erhalten; ſage mir lieber, willſt Du Deine Papiere? —“

„O nein, ſie ſind ja wie Du ſagſt an einem ſichern Orte.“

„Sehr ſichern! die heilige Gertraud bewohnt einen kleinen ſtark befeſtigten, uneinnehmbaren Palaſt; dieſer Verſteck iſt ein Familiengeheimniß und da wir nicht die Ehre haben, mit Gräfin Caſimira verwandt zu ſein, ſo glaube ich, biſt Du bei der Angelegenheit Mr. Bookhouſe's nicht betheiligt.“

„Gott gebe es.“

„Um Dich aber für alle Fälle während meiner Abweſenheit zu ſichern, werde ich Dich in das unterirdiſche Reich der Schutzpatronin unſerer Familie einführen, nachdem Du mir den feierlichen Eid geleiſtet, ihre ſtille Klauſe Niemand zu verrathen.“

Raimund lächelte bei dieſen letzten Worten, Neumark entgegnete ernſt: „Solch feſtes Gewölbe iſt nicht zu verachten, denn von welchem Nutzen kann

es in Zeiten wie die jetzigen und in noch bedrohlichern Verhältniſſen ſein! Da verbirgt man dort ſeine werthvollen Papiere und Koſtbarkeiten und kennt nur die Familie den Ort, ſo iſt Alles geſichert."

„Darum werden auch dort ſtets die wichtigſten Akten niedergelegt, wenn man Haus und Hof verläßt."

„Thateſt Du das auch, ehe Du nach Paris gingſt?"

„Gewiß! wenn man daher das Schloß in Brand geſteckt hätte, um das Archiv zu vernichten, die Urkunden über alte Rechte, wären nicht verloren gegangen."

„Gott ſei Dank, daß es nicht geſchehen und wir ohne Brand davon gekommen."

„Du glaubſt, es wird hier nichts mehr der Art vorfallen?"

„Nicht das Geringſte!"

„Ich kann mich einer gewiſſen dunkeln Ahnung nicht erwehren, Adalbert! es iſt mir, als ereigne ſich noch irgend Etwas in Almarſtein, als ſei die Ruhe die jetzt hier herrſcht, nur der Stille vor einem Gewitter vergleichbar."

„Das Bild iſt ganz falſch, lieber Raimund.

Hier iſt die Ruhe vollkommen hergeſtellt! Wollte Gott, ich hätte ſo wenig zu fürchten, wie Du, und kaum begreife ich, was Dich zu ſolchen Ahnungen verleiten kann, wie Du ſie ſoeben ausgeſprochen.“

Raimund ſah ernſt vor ſich hin, Neumark betrachtete ihn prüfend und fragte nach kurzer Pauſe: „Haſt Du irgend einen Grund für Deine böſen Ahnungen?“

„Nein! Ahnungen beruhen gewöhnlich auf einem ganz unwillkührlichen Gefühle; ich war von jeher ſtark darin!“ ſetzte er lächelnd hinzu: „Du weißt es ja!“

„Mir iſt lieb, Dich ſelbſt darüber lächeln zu ſehen; ich fürchtete wirklich ſchon, es habe Einfluß auf Deine Stimmung, daß jener boshafte Schrötter jetzt hier in Almarſtein iſt.“

„Schrötter — wer iſt das?“

„Nun der Vater des Knaben, den Du geſchlagen haſt und der —

„Ah ich beſinne mich! — Iſt er hier?“

„Bei ſeinem Schwager Andreas Hamann.“

„Und der gehört zu den Mißvergnügten, weil ich manche ſeiner Forderungen unberückſichtigt gelaſſen! — nein, Neumark, das beunruhigt mich nicht!

— laß Den getroſt hier ſein und mag ſein Schwager immerhin gegen mich wüthen. Die Beiden fürchte ich nicht.“

„Du kannſt auch trotz der Verbindung dieſer beiden böſen Elemente ruhig ſein, Raimund, Du haſt ein gutes Gewiſſen, Du thateſt das Mögliche und Jeder, der nur einigermaßen vernünftig iſt, wird einſehen, was Du gewährt!“

„Was ich gethan, iſt wirklich nur Dein Verdienſt, Adalbert. Sprich nicht davon, daß ich irgend etwas Beſonderes geleiſtet; ſage mir lieber, ob Du glaubſt, daß ſich die Nachricht von der Zerſtörung Hülsrodens beſtätigen wird?“

„Sie hat ſich beſtätigt!“ entgegnete der Verwalter aufſtehend.

„Wie? — aus ſicherer Quelle?“ rief Raimund lebhaft.

„Aus authentiſcher! das Schloß des Grafen Omberg iſt aber nur zum Theil zerſtört, das Archiv indeſſen ganz, Letzteres wird von großem Schaden für ihn ſein und traurig, daß er keine heilige Gertraud als Schutzpatronin gehabt.“

„Iſt er geflüchtet?“

„Er reiſte mit ſeiner Frau vor acht Tagen nach Münſter!“

„Ich hätte nicht gedacht, daß der Graf ſo mißliebig ſei; trägt er wohl Schuld, daß man ſo mit ihm verfahren? —“

„Vor ſieben Jahren bat ich ihn um Aufhebung der Uebelſtände, die jetzt die Revolution auf ſeinem Dorfe herbeigezogen! — Jetzt iſt übrigens durch kein Wort die Sache ungeſchehen zu machen und er muß die Früchte böſer Ausſaat ruhig hinnehmen! — — Gute Nacht, Raimund, ich habe noch die Tagesrechnungen abzuſchließen.“

„Gute Nacht, Adalbert!“

Beide Männer reichten ſich die Hand; wortlos blickten ſie ſich einige Sekunden an; dann ſagte Neumark lächelnd: „Ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen, Herr Baron.“

„Ich empfehle mich Herr Verwalter und ſorgen Sie dafür, daß Adalbert Neumark nie vergißt, daß er Raimund nur für dieſe wenigen Stunden als Bruder haben wollte.“

„Er wird das nie vergeſſen! — Dieſe Stunden gehören zu den wenigen rein glücklichen meines Lebens.“

„Darf ich, ehe ſie vorüber ſind noch eine Frage an Dich richten, an meinen Adalbert — nicht an meinen Verwalter?“

Neumark erbleichte auffallend, nach kurzem Zögern ſprach er ruhig:

„Frage, lieber Raimund!“

„Iſt Comteß Helene Omberg in's Kloſter gegangen?“

„Nein!“

„Wird ſie den Schleier nehmen?“

„Nein.“

„Man ſchrieb mir nach Paris, daß ſie die Abſicht hätte.“

„Es war ihre Abſicht; doch man redete ihr die Idee aus.“

„Wer that's?“

„Wohl ihre Eltern.“

„Nein, nein, Adalbert! deren Bitten ſcheiterten an ihren feſten Entſchlüſſen; ſie hatten nicht den Einfluß.“

„So beſtimmte ſie vielleicht jemand Anderes zum Aufgeben dieſes Vorſatzes!“

„Du kennſt dieſen Jemand nicht, deſſen Wunſch ſie befolgte?“ —

„Ich verſprach einſt deſſen Wünſche und ſie zu vergeſſen!“ erwiderte Neumark ernſt.

Raimund ſchwieg — ſein Blick ruhte theilnehmend auf dem Freunde, der mit zu Boden geſenktem Auge, blaſſem Antlitz und feſt zuſammengepreßten Lippen vor ihm ſtand. Heftig ging der junge Majoratsbeſitzer nach einer Weile im Zimmer auf und ab. Plötzlich und unwillkürlich entglitt ihm der laute Ausruf:

„Fluch, tauſendfacher Fluch den Namen, die die Trennung von Herzen erfordern, welche ein Gott für einander geſchaffen hat!“

Neumark erbebte, ſein Auge ſuchte den erregten Freund; als Dieſer dicht vor ihn hintretend, heftig fragte: „Sind meine Worte Recht oder Unrecht,“ erwiderte er ernſt und feierlich:

„Sieh, Raimund, hätten ſich die kühnen, aber herrlichen Träume jener Schaar Männer, der auch ich einſt angehörte, verwirklicht, wären die edeln hochherzigen Ideen für welche wir geſchworen, Gut, Blut und Leben zu opfern, eingedrungen in die Herzen des ganzen deutſchen Volkes, — moderten die ſchönen Pläne, zur Verbeſſerung europäiſcher Staaten und aller bürgerlichen Verhältniſſe, nicht

in dem tiefen Gewölbe eines alten Feudalſchloſſes, dann Raimund ſähe es anders in der Welt aus; dann ertönte jetzt weder ein Fluch in den Paläſten noch in den Hütten; dann wehte jetzt die Palme des Friedens, anſtatt daß die Brandfackel des Krieges in Europa flammt; dann wären wir jetzt alle Brüder, — brauchten uns künftig nicht wieder als Herr und Diener gegenüber ſtehn! — Du rufſt: „Fluch dem Namen!“ ich rufe: „Fluch der Schwachheit! Fluch der Uneinigkeit!“ — Das ſind die beiden uns entnervenden, zerſtörenden Elemente! — Schwachheit iſt die Wunde, an der tauſend edle Menſchen verbluten, weil ſie zehn elende Creaturen fürchten; Uneinigkeit aber iſt der Krebsſchaden, der Millionen vernichtet, weil man ſich ſcheut, Hunderte zu opfern!“

Neumark verließ nach dieſen Worten raſch das Zimmer, Raimund blieb allein. Er hatte Zeit über die Worte ſeines erregten Freundes nachzudenken; — ſie ſchienen ihm zu graß und dennoch lag für ihn eine tiefe Wahrheit darin, welche etwas Ueberzeugendes hatte. „Schwachheit, Uneinigkeit“ waren das Elemente, die auch dem Stande, dem er angehörte, Zerſtörung und Vernichtung brachten? — Ein leiſes „Ja“ zitterte durch ſeine Seele als er der frühern

Verhältniſſe ſeines Lebens gedachte, — der Bitterkeit, die es in ihm erregt, als jüngſter Sohn ausgeſchloſſen von all den Vorrechten geweſen zu ſein, welche ſein älteſter Bruder beſeſſen; ein lautes „Ja!“ tönte über ſeine Lippen, als er ſich der verſchiedenen Scenen des Kampfes und Streites in andern ihm bekannten Familien erinnerte, welche lediglich durch die Unzufriedenheit verſchiedener Mitglieder derſelben hervorgerufen worden, die ſich, wie er einſt, gleichberechtigt mit den Bevorzugten gewähnt, — fortgeſetzt gegen alle veralteten Familiengeſetze und Fideicommißſtatuten geeifert hatten, die ſie der Armuth Preis gaben, während der andere Theil in Ueppigkeit ſchwelgte! — — Wie manche blutende Wunde kannte Raimund, welche edeln Herzen durch elende Vorurtheile geſchlagen worden; wie manche Uebel hatte er geſehen, die ihn an einem zerſtörenden vernichtenden Krebsſchaden gemahnt! auch jene Wunden bluteten, weil man zu ſchwach war, die elenden Vorurtheile abzuſchaffen, — auch jener Krebsſchaden verbreitete ſich immer weiter und tiefer, weil es an Einigkeit fehlte, klar und offen die Opfer zu bezeichnen, die zum allgemeinen Beſten gebracht werden mußten.

Der Wunſch, der aus Raimund's ernſter Betrachtung entſprang, lautete: „Möchte der Adel Deutſchlands ſtark und einig werden, um endlich dem Geiſte Freiheit zu geben, ohne Zwang zu denken und zu handeln, — dem Herzen Freiheit zu verſchaffen, ohne Zwang zu fühlen und zu empfinden; möchte er ſtark und einig werden, um Ungerechtigkeiten zu beſeitigen, die zur Förderung des Familienzwiſtes und Familienhaſſes ſo weſentlich beitragen und häufig tauſendfaches Leid und Elend für Viele von Denen herbeiführen, die als Erben eines alten Namens in die Welt treten und von Kindheit auf an die ſchwere Kette engherziger Vorurtheile geſchmiedet werden!“

Wäre Germaniens Veleda in dem Augenblick Raimund erreichbar geweſen, er würde die prieſterliche Jungfrau um Offenbarung gebeten haben, ob ſein Wunſch ſich einſt erfülle; denn an ſie und ihre Weiſſagungen dachte er ebenſo lebhaft, wie er in ſeiner Kinderzeit ſich ihrer erinnert, wenn heißer Wiſſensdurſt ſein Herz erfüllt! Bevor er aber ſeinen Platz am Fenſter verließ, wo er ſo lang geſtanden, hinabgeſchaut in das vom hellſten Mondlicht übergoſſene Thal und an Neumark's Worte gedacht

— da blickte er auf und empor. Der Himmel war tief blau und klar, mit tauſend und abertauſend goldglänzenden Sternen durchwoben. — Bei dem Anblick Veleda vergeſſend, gab Raimund von Buchenhauſen die Erfüllung ſeiner heißen Wünſche einem höhern — einem mächtigern Weſen anheim!

Fünfzehntes Kapitel.

Zwei Tage ſpäter, am Nachmittage des vierten April, trat Raimund in der heftigſten Aufregung aus dem düſtern Herrenhofe, der dem Grafen Imhoff in Münſter zur Winterreſidenz diente. Als er über den mit alten Ulmen bepflanzten Vorplatz geeilt war, den ein hohes Eiſengitter von der Straße ſchied und ſeine Hand eben den mächtigen Drücker des Thürſchloſſes berührte, hörte er laut ſeinen Namen rufen. Er wandte ſich um. Ein greiſer Diener des Hauſes, — das Faktotum des alten Grafen — ſtand hinter ihm. Tief Athem ſchöpfend, ſprach er ſchnell: „Der Herr Graf laſſen den Herrn Baron inſtändigſt bitten, auf einige Minuten zu ihm zurückzukehren!“

Unmuth, Verdruß, Aerger ſprach deutlich aus den Zügen Raimund's bei dieſer Bitte. Er ſchien

ihr anfangs nicht Folge leiſten zu wollen; dann mußten andere Gedanken ſeinen Sinn durchfluthen. Die Aufregung verlor ſich, kalte Entſchloſſenheit lag auf ſeiner Stirn und ſein Auge blitzte, indem er ruhig den Rückweg antrat.

Raimund hatte argen Streit mit ſeinem zukünftigen Schwiegervater, und eine unangenehme, peinliche Scene mit ſeiner Braut gehabt. Von Beiden war er kalt empfangen, Beide hatten ihn dann kurz nach ſeiner Ankunft mit Heftigkeit beſchuldigt, ſeit länger als acht Tagen in der Stadt geweſen zu ſein, ohne ſie aufgeſucht zu haben. Vergeblich war von ihm anfangs die Verſicherung, ſpäter ſein Ehrenwort gegeben worden, daß er erſt eine Stunde zuvor nach Münſter gekommen ſei. Der Graf und ſeine Tochter waren bei ihren Behauptungen geblieben, ihn geſehen zu haben und mit tief beleidigtem Tone hatte die Braut hinzugefügt, daß das junge Mädchen ſehr ſchön geweſen ſei, die er geführt, ſie es ſich doch aber in Zukunft verbitte, in ſo vertraulichem Verhältniß mit einem weiblichen Weſen zu ſtehen.

Raimund hatte auf dieſe Worte nur einzelne wenige ſeiner Braut entgegnet, dieſe aber in einem

Tone geſprochen, der ſie zwar überzeugt, daß ſie trotz ihrer guten Augen dennoch falſch geſehen, ſie aber durch ihre Entſchiedenheit tief verletzt hatten. Weinend über ſeine „Rohheit", wie ſie voll Empörung ſeine Entgegnung bezeichnet, war ſie aus dem Zimmer geeilt und in erregteſter Stimmung waren beide Herren zurückgeblieben; der Vater hatte die Parthei der Tochter ergriffen, und Raimund ſich noch entſchiedener gegen die Beſchuldigung verwahrt, ſeit acht Tagen in Münſter geweſen zu ſein.

Nach dieſem Streite waren die Herren zu Beſprechung der Zeit- und Tagesereigniſſe übergegangen, — da Beide die Nutzloſigkeit ihrer Verſuche erkannt, Einer den Andern vom Gegentheil ſeiner Behauptungen zu überzeugen; bei dem Geſpräche hatte ſich aber aus dem anfänglichen Streite ein erbitterter Kampf entwickelt und ein Ende genommen, das Beide nicht vorausgeſehn.

Graf Imhoff's politiſcher Horizont war eben ſo enge und beſchränkt, wie der ganze übrige Geſichtskreis ſeiner Welt- und Lebensanſchauungen. Er hegte den feſten, unumſtößlichen Glauben, weil in Münſter keine erheblichen Urſachen zu dem unbedeutenden Straßenkrawall vorgelegen, der dort am zwanzig-

ſten März Statt gefunden, nun auch in der ganzen übrigen Welt die Ausbrüche der Revolution einen ſo nichtigen Grund wie in ſeiner Vaterſtadt gehabt. Raimund hatte von dieſem kleinen Aufſtande gehört und bereits durch Augenzeugen erfahren, daß nur einzelne Fenſterſcheiben in der Wohnung des Bürgermeiſters zertrümmert worden. Es ärgerten ihn daher die Uebertreibungen des Grafen, der die Sache ihm in der Art darſtellte, als habe das Volk die Abſicht gehabt, ganz Münſter zu demoliren, als ſei es nur durch bedeutende Militairmacht an dieſem Plane verhindert, müſſe aber trotzdem zur Strafe für ſo ruchloſe Gedanken gehängt oder gevierttheilt werden.

Auf Raimund hatten die Reiſe und der Aufenthalt in Almarſtein zu mächtig und ſtark eingewirkt, — die Geſpräche über Politik mit Adalbert Neumark den Kreis ſeiner Anſchauungen zu bedeutend erweitert und ſeinen Ideen eine ganz andere Richtung gegeben, als das er es vermocht hätte, bei den barocken Anſichten des Grafen zu ſchweigen. So redete er denn und vergaß im Eifer, mit wem er ſprach. Er hörte nur die einſeitigen Anſchauungen, — er bedachte nicht, daß es ſein Schwiegervater

war, der dieſelben laut werden ließ und ehe er es ſich's verſah, war er mit dem Grafen in offner ernſter Fehde.

Graf Imhoff vernahm anfangs mit Staunen — ſpäter mit Entſetzen die freiſinnigen Ideen Raimund's; voll Empörung hörte er ihn aber von den Veränderungen ſprechen, die Jener auf ſeinem Gute vorgenommen. Er vergaß nicht einen Augenblick, daß dieſer Mann, der ſo warm die Sache des Volkes und ſeiner Unterthanen vertrat, mit ſeiner einzigen Tochter verlobt war und ſein Eidam werden ſollte. Seine Entgegnungen wurden von Minute zu Minute ſchärfer und bitterer und zuletzt rief er von Leidenſchaft hingeriſſen: „Sie ſind ja der ärgſte Demokrat, den es giebt, Baron Buchenhauſen! — Beharren Sie bei den Ideen und Anſichten, ſo verdienten Sie, aus den Reihen unſerer Adelsfamilien ausgeſtoßen zu werden und daß es moraliſch geſchehen ſoll — wenn Sie ſich nicht bekehren, dafür werde ich Sorge tragen!“

Jetzt war es an Raimund, empört zu ſein. Er ſprang auf. Die Gluth feuriger Begeiſterung, die ſein intelligentes Geſicht ſo warm durchſtrahlt, wich der tiefſten Bläſſe. Einige Sekunden ruhte ſein

Blick mit ſo niederſchmetterndem Ausdruck auf dem Grafen, daß dieſer erſchrocken zurücktrat und erſt wieder zur Beſinnung kam, als Buchenhauſen ſich verbindlich vor ihm verbeugend mit einem Lächeln kalter Verachtung ſprach:

„Erlauben Sie, Herr Graf, daß ich Sie der Mühe überhebe, mir Ihr Haus zu verbieten und jetzt ſo ſchnell wie möglich freiwillig aus einem Kreiſe ſcheide, in den ich durchaus nicht paſſe.“

Nachdem Raimund das Zimmer nach dieſem Ausſpruch verlaſſen hatte, fühlte Graf Imhoff, daß er zu weit gegangen war; mit Blitzesſchnelle durchzuckten die Gedanken an die ſchlimmen Folgen ſeiner Heftigkeit ſein Inneres, er beeilte ſich, eine Sache durch Freundlichkeit wieder gut zu machen, welche ſein Starrſinn verdorben.

So artig und zuvorkommend, wie Graf Imhoff ſelten zu ſein pflegte, ging er Raimund entgegen, als dieſer auf ſeine Bitte zu ihm zurückgekehrt war. Er legte ſich den gänzlich veränderten Ausdruck in Buchenhauſens Zügen, ein gewiſſes Etwas, das an Freude, an Glück mahnte, zu ſeinen Gunſten aus; hoffte, daß die Verſöhnung zwiſchen ihnen nach einigen einlenkenden, freundlichen Worten bewerkſtelligt

ſein würde. Wie erſchrak er aber, als Raimund auf ſeine herzliche Anrede lebhaft erwiderte:

„Graf Imhoff, ich vergebe dieſe Worte, die Sie als übereilte bezeichnen, um ſo eher, als ich von Ihnen für eine übereilte Handlung Verzeihung erbitten muß! Dieſe übereilte Handlung — ſo ſchwer mir wird, Ihnen Das zu ſagen — iſt: meine Verlobung mit Ihrer Tochter. — Alles Andere, was vorhin zwiſchen uns vorgefallen, tritt in den Hintergrund vor dem einen Gedanken, der plötzlich ſo ſtark und einzig mächtig in mir geworden, — nämlich — dem brennenden Wunſche nach Freiheit!“

Raimund hielt einige Sekunden inne; in größerer Erregung fuhr er fort: „Ich könnte Ihre Schmähung, Ihre Drohung, — den unbegründeten Verdacht von Comteß Veronika und den ihr mangelnden Glauben an mich zum Vorwande nehmen, ein Bündniß zu löſen, das ich ſo unbedachtſam geſchloſſen. — Zur Lüge bin ich aber zu ſtolz und jede Verſtellung haſſe ich. So ſage ich denn einfach: meine Verlobung macht mich unglücklich! — — Ihre Tochter und ich paſſen nicht zueinander, — wir würden ein langes troſtloſes Leben führen, und kein Ge-

danke iſt mir furchtbarer, als der einer unglücklichen Ehe! Löſen wir unſere Verlobung! — Geben Sie als Grund unſerer Trennung meine demokratiſchen Anſichten an, wie Sie ja meine tiefinnerſte Ueberzeugung nennen, — werfen Sie alle Schuld auf mich, — allein auf mich, — bezeichnen Sie ſich als Denjenigen, der die Verbindung abgebrochen — ſagen — thun Sie, was Sie für recht und zweckmäßig halten — nur — geben Sie mir meine Freiheit wieder!"

Raimund ſchwieg; Graf Imhoff ging einigemale im Zimmer auf und nieder; dann blieb er vor dem jungen Manne ſtehen und ſagte ernſt und eindringlich:

„Sie ſind ſo erregt, Baron Buchenhauſen! Löſen Sie in dieſer Stimmung kein Bündniß, das Sie doch einſt nach reiflicher Ueberlegung geſchloſſen! Prüfen Sie ſich und —"

„Ich that es ſeit Wochen, Herr Graf. Meine Anſicht wird ebenſo dieſelbe bleiben, wenn auch Jahre nach dieſem Tage vergangen ſind."

„Sie kennen meine Tochter kaum!"

„Genug, um zu wiſſen, daß ich ſie nie lieben werde."

„So nehmen Sie Ihr Wort zurück, Herr Baron. Nach dem eben Gesagten sind Sie frei.“

„Ich danke Ihnen!“

Der Graf verbeugte sich ernst; Raimund reichte ihm die Hand. „Verzeihen Sie mir, Graf Imhoff!“

„Ich hoffe, es später thun zu können. Jetzt leben Sie wohl, junger Mann und Gott mit Ihnen!“

„Leben Sie wohl, Graf Imhoff, und vergessen Sie nicht, daß ich bereit bin, jede und alle Schuld auf mich zu nehmen und erlauben Sie mir noch, mich durch ein Ehrenwort zu verpflichten, keinen der Gründe zu widersprechen, die Sie für gut befinden anzuführen, weshalb unsere Verbindung sich gelöst.“

„Der Grund, der Sie dazu bestimmte, ist ein genügender, und —“

„Sie werden ihn doch nicht angeben?“ fiel Raimund voll Bestürzung ein.

„Erlauben Sie mir zu thun, was auch ich stets gethan, Herr Baron, nämlich: die Wahrheit zu sagen!“ — Mit höflicher Verbeugung entfernte er sich.

Raimund verließ mit raschen Schritten das Haus — wenige Sekunden später stand er auf der Straße!

— „Frei! — Frei!“ — jubelte es in ihm. — Er flog mehr voran, als daß er ging. Sein Auge leuchtete, seine Wange brannte. — Ohne den Weg zu beachten, eilte er von Straße zu Straße; die Abenddämmerung brach ein, es dunkelte um ihn her und doch war es noch nie so licht in Raimund's Innern gewesen, nie hatte ihm die Welt — das Leben in hellerm Glanze gestrahlt, als in der Stunde! — Er erreichte den Domplatz. Es war dort finsterer, als in den Straßen, da durch die breiten, dicht verzweigten Aeste der Lindenbäume, mit denen der Platz bepflanzt, sich um diese Zeit das Tageslicht nur noch an einzelnen Stellen in schmalen Streifen Bahn brach. Raimund wurde durch die ihn plötzlich dichter umgebende Finsterniß aus der lichten Sphäre seiner Gedanken gerissen; forschend blickte er um sich. — Viele dunkle Gestalten glitten gleich Schattenbildern durch die düstern Baumreihen. Es waren größtentheils verschleierte Frauen, die Gebetbücher und Rosenkränze in der Hand trugen. Einige kamen aus dem Dome; — Andere wandten sich gesenkten Hauptes dem Eingange der Kathedrale zu, deren graue Giebelfacade durch die entlaubten Lindenkronen sichtbar war. Unwillkürlich schloß sich

Raimund dem Zuge der Kirchengängerinnen an; ſein Gefühl trieb ihn, an heiliger Stätte zu Gott zu beten und ihm zu danken.

Im Begriff, in den Dom einzutreten, wurde er durch einen aus demſelben kommenden Bekannten daran verhindert. Dieſer betrachtete ihn prüfend und rief dann lebhaft: „Nein, nein, Buchenhauſen, Sie ſind es! Sie ſehen nur heute wohler, wie vor acht Tagen aus. Das verſichere ich Sie aber: heute laſſe ich mich nicht ſo wie neulich düpiren, und gäben Sie mir auch zehnmal Ihr Ehrenwort, daß eine Aehnlichkeit mich täuſcht — ich — —“

Raimund ſah voll Verwunderung den ihn in ſo ſeltſamer Weiſe Anredenden an und fiel ihm heiter in's Wort: „Beſter Haſſenbrock, es fällt mir ja gar nicht ein, Ihnen nur ein Ehrenwort zu geben, daß ich nicht Ihr unterthäniger Diener, Raimund von Buchenhauſen auf Almarſtein bin.“

„Warum verläugneten Sie ſich denn vor acht Tagen? — Etwa damit ich keinen zweiten Blick auf Ihre ſchöne Begleiterin werfen ſollte, die ſo ſcheu Ihren Arm los ließ, als ich Sie begrüßte.“

„Entweder habe ich einen Doppelgänger oder die Revolutionsepoche hat Geiſterſeher aus meinen Be-

kannten in Münſter gemacht; Graf Imhoff behauptet ebenfalls: mich vor acht Tagen geſehen zu haben und ich bin auf mein Wort doch heute Mittag erſt in Münſter angekommen und befand mich heute vor acht Tagen auf dem Wege von Paris nach Almarſtein."

„Sie ſcherzen, lieber Buchenhauſen."

„Ich ſcherze nie, wenn ich mein Wort gebe!"

„Seltſam! — So Viele haben Sie zu ſehen gemeint und noch geſtern hörte ich es."

„Dann habe ich einen Doppelgänger!"

„Hätte ich nicht Ihr Wort — ich würde bei der Meinung beharren, Sie geſprochen zu haben."

„Und was ſagte mein Geiſt?"

„Er verſicherte: nicht Derjenige zu ſein, für welchen ich ihn halte."

„So iſt er mindeſtens ehrlich."

„Was Ihnen ganz beſonders lieb ſein kann!"

„Wie ſo?"

„Er könnte Schulden auf Ihre Koſten machen. Uebrigens, beten Sie ein anderes Mal, lieber Buchenhauſen, und begleiten Sie mich jetzt nach dem Gerbaulet'ſchen Hôtel. Sie treffen dort mehrere Bekannte und ſpäter beſuchen wir die Soirée der

Gräfin Seevelbt, wo Sie ein ſehr willkommener Gaſt ſein werden; Ihre Braut wird ebenfalls dort ſein, ſie fehlt nie im Salon der Gräfin. Kommen Sie!"

„Ich kann nicht! Dringende Geſchäfte rufen mich nach Bremen, in zwei Stunden bin ich bereits wieder unterwegs. — Der Gräfin Seevelbt machen Sie übrigens mein Compliment, daß ſie trotz aller Revolutionen nicht ihren charmanten Salon geſchloſſen."

„Sie hat es vielleicht aus Freude darüber gethan, daß ihre ſchöne Nichte, Comteß Omberg, nicht den Schleier genommen hat und die Saiſon in Münſter verlebt."

„Comteß Omberg in Münſter? — Beſter Gewinn für die Geſelligkeit; — — doch nun Adieu, lieber Häſſenbrock und Adieu für lange! Ich vergrabe mich fortan in Almarſtein."

„Wie? Sie haben doch nicht den wahnſinnigen Gedanken, in Ihr revolutionaires Sauerland zurückzukehren, wo man nur unter dem Schutz von Bayonetten ruhig athmen ſoll."

„Welche Verläumdung! — So ſchlimm iſt es doch nicht."

„Arg genug! Begeben Sie ſich alſo nicht leichtſinnig in Todesgefahr, nachdem Sie kaum glücklich dem franzöſiſchen Höllenpfuhle entronnen ſind.“

„In Almarſtein habe ich nichts zu befürchten.“

„Nur Das, von rebelliſchen Bauern todtgeſchlagen zu werden.“

„Allerdings kein angenehmer Tod, lieber Haſſenbrock; doch glauben Sie mir, in unſern Hochlanden iſt's wahrlich nicht ſo toll, wie Sie denken.“

„Wo geht's jetzt nicht toll zu! Heilige Jungfrau, was ſind das für Zeiten, für Verhältniſſe!“ —

„Zeiten, wo ſogar Doppelgänger ihr Weſen treiben und — ſonſt vernünftige Leute an Viſionen leiden!“ rief Raimund lachend.

„Ihr Doppelgänger iſt keine Viſion, Buchenhauſen; ſcherzen Sie nicht über ihn.“

„Zum Scherzen ſind die Zeiten überhaupt zu ernſt; ich werde alſo lieber beten. Leben Sie wohl, Haſſenbrock und beſuchen Sie mich bald.“

„Davor bewahre mich Gott! — ich danke dafür, ermordet zu werden, oder zu verbrennen; ich bin kaum ſechsundzwanzig Jahre alt und beabſichtige, mich zu verheirathen, — mindeſtens vorläufig zu verloben.“

„Wer iſt die Glückliche, lieber Haſſenbrock? das heißt, wenn ich's wiſſen darf!“

„Comteß —“

Eine Dame öffnete in der Sekunde, wo der Baron den Namen ſeiner Auserwählten ausſprechen wollte, die Kirchenthüre und ſtand dicht vor beiden Herren. Haſſenbrock hielt erſchrocken inne, Raimund betrachtete mit Intereſſe die Dame. Sie ſchien ihm nicht unbekannt; doch ihres Namens wußte er ſich nicht zu erinnern; ſie war groß, ſchlank, hatte ein feines, geiſtvolles Geſicht und die ſeelenvollſten, aber ſchwermüthigſten Augen der Welt; ihr bleiches Geſicht färbte ein leiſes Roth, als ihr Blick auf den Baron Buchenhauſen fiel, auch war es, als leuchte momentan ein Freudenſtrahl aus dem traurigen Auge. Bei der Anrede des Baron Haſſenbrock, der ſie bat: ſie zu ihrem Wagen geleiten zu dürfen, verſchwand der freudige Ausdruck des Blicks, ſie ſchien offenbar unangenehm durch ſeine Worte berührt zu werden. Noch einmal ſah ſie Buchenhauſen an, dann legte ſie ihren Arm in den Haſſenbrock's; mit triumphirendem Lächeln blickte dieſer auf ſeinen Freund, mit ſichtbarem Stolze geleitete er die Dame aus dem Vorhofe der Kirche.

„Sie iſt's wohl, die er heirathen will!“ dachte Raimund, „könnte ich mich doch nur auf ihren Namen beſinnen, denn ich muß ſie ſchon einmal geſehen haben!“

Raimund ergründete nicht den ihm entfallnen Namen; er trat in den Dom. Ein ſeltſam eigenthümliches Gefühl erfaßte ihn, indem er gegen den Altar vorſchritt; ihm war, als hielte eine unſichtbare Macht ihn zurück, als riefe eine warnende Stimme ihm zu: „Bleibe dieſer heiligen Stätte heute fern!“ — und dann trieb es ihn wieder wie mit Zauber vorwärts — tauſend Arme zogen ihn hin zu dem Altare, tauſend Stimmen tönten ihm entgegen: „eile voran!“

So kam er willenlos bis in die Mitte der Kirche — hier hielt er noch einmal in ſeinem Gange ſtill. Wie ſehr er auch ſtrebte, dieſe widerſtreitenden Empfindungen ſeines Herzens zu erklären, es gelang ihm nicht und doch ſtand er am Wendepunkte ſeines Geſchicks!

Wie oft im Leben ſteht der Menſch an der Schwelle eines Schickſals, das gigantiſch an ihn herantritt; wohl eilen Dieſem leiſe Stimmen der Ahnung voraus, aber ſie ſind ſo leiſe, daß wir ſie

ſelten hören — und doch erinnern wir uns, ſie vernommen zu haben, wenn das Ereigniß über uns hereingebrochen, — das Ereigniß, das uns entweder mit der ganzen Wucht ſeines Schmerzes zu Boden gedrückt, oder — mit ſeinem Lerchenjubel der Freude gen Himmel gehoben! —

Sechzehntes Kapitel.

Es war bei Raimund von Buchenhausen ein aus seiner Kinderzeit im Herzen zurückgebliebener Glaube, in der Kirche am Altar in Gottes unmittelbarer Nähe zu sein. So suchte er denn am Nachmittage des vierten April im Dome zu Münster auch diese seine Lieblingsstelle auf, nachdem er für seine tiefe, innere Erregung den falschen Grund angenommen, daß die Ereignisse im Imhoff'schen Hause sie veranlaßt.

Die ihn von Neuem vorwärts treibende Macht ließ ihn rasch vorübereilen an all den im Schiff der Kirche Betenden; er erreichte die Stufen des Altares ohne im ersten Augenblick Jemand dort zu bemerken. Als er aber seine Knie beugen wollte, streifte sein Blick eine weibliche Gestalt. Diese kniete ihm gegenüber an der andern Seite des Al-

tares und ihre Augen ruhten fromm und andächtig auf dem Bilde des Heilandes.

Der anmuthigen Geſtalten waren Raimund ſchon viele begegnet, — der ſchönen Beterinnen hatte er ſchon manche in ſeinem Leben geſehen — wie Dieſe — noch Keine! — — Sie ſchien zum Beten geſchaffen, — ſie war das verkörperte Ideal der Frömmigkeit, der Andacht.

Zart, licht und rein, wie das Antlitz eines Engels, war ihr von einer dichten Fülle goldig blonder Locken umwalltes liebliches Geſicht. Nichts Irdiſches lag in dieſen Zügen, — eine dem Himmel zugewandte Seele ſprach aus dem klaren Blau des großen, vom heiligen Glauben warm durchſtrahlten Auges.

Raimund vergaß bei dieſem Anblick, wo er war — warum er gekommen; er ſah nur beten, — dachte nicht mehr daran, es ſelbſt zu thun! — Unverwandt ſchaute er auf eine Erſcheinung, wie er ſie in der Welt noch nie erblickt hatte, und welche er — wenn er ſie im Bilde geſehen — für eine göttliche Inſpiration gehalten haben würde, wie ſie ſeiner Anſicht nach Raphael gehabt, als er das Ideal aller Madonnen geſchaffen.

Lange Zeit verging, wo Raimund die ſchöne Betende betrachtete, die ihm zwar fremd war und doch ſo bekannt erſchien. Sowie er in ihr Anſchauen vertieft ganz den Ort vergaß — vergaß er auch die Zeit. Er bemerkte nicht die immer tiefer einbrechende Abenddämmerung, welche die Kirche mehr und mehr umdunkelte; er ſah nur das lichte Antlitz jener frommen Beterin, das der Schein der ewig brennenden Lampe verklärend umwob. Erſt in dem Augenblicke zuckte Raimund, wie von elektriſchem Strahle getroffen, zuſammen als ihr Blick ihn plötzlich traf; — erſt in der Sekunde, die ihn in den Himmel verſetzte, — wurde er ſich der Erde bewußt. Die Knieende grüßte ihn mit leichter Neigung des Kopfes, indem das reizendſte Lächeln ihren Mund umſpielte; dann heftete ſie ihr Auge feſt auf ihn und immer trauriger — immer ernſter wurde der Blick, je länger er ſo ſinnend auf ihm ruhte.

Ein eigenthümlich Weh ergriff Raimund's Seele bei dieſem ſo tieftraurigen Blicke; — er konnte ihn nicht ertragen! raſch wich er zurück und ſtand nun im dunkeln Schatten des Pfeilers. Die ihn mit dem Auge verfolgende Beterin konnte kaum noch die Umriſſe ſeiner Geſtalt erkennen.

Raimund merkte in ſeiner Ueberraſchung nicht, daß in dem Momente, wo er den Platz wechſelte, ein Mann in ſeiner Nähe ein Gleiches that und ſchnell und behutſam um mehrere Schritte hinter dem Pfeiler zurücktrat, an dem er bis dahin geſtanden.

Raimund war einzig mit jener Geſtalt am Altare beſchäftigt, die Furcht erfaßte ihn, ſie geſtört oder betrübt zu haben; er konnte aber unmöglich bei der Annahme beharren, als er ſich ihr Lächeln wieder vergegenwärtigte, das wie ein Sonnenſtrahl über ihr Antlitz geglitten. Dieſes momentane Lächeln konnte er nicht vergeſſen, wenn es auch nur dem Ausdruck der Trauer gewichen war! Warum aber hatte bei ſeinem erſten Anblick ein ſo glückliches Lächeln ihr Antlitz verklärt; warum betrachtete ſie ihn jetzt ſo ernſt, ſo ſinnend? — Ein Chaos von Gedanken wogte durch Raimund's Seele. Die wilde Fluth der auf ihn einſtürmenden Gefühle legte ſich, als er ſah, daß das junge Mädchen von Neuem betete. Jetzt erhob ſie nicht das Auge, ſondern tief und immer tiefer beugte ſie den Kopf, ſo daß ihre Stirne faſt die Stufen des Altars berührte, auf die ihre lichten glänzenden Locken in üppiger Fülle

niederfielen. Ihr heißes inbrünstiges Gebet zog auch Raimund auf die Knie; es glitten zwar keine Worte über seine Lippen, aber in unaufhaltsamem Strome zogen die Gedanken hinauf zum Throne Gottes und diese entrissen ihn wenigstens auf Sekunden vollständig der äußern Welt.

Auf die seltsamste Weise wurde er in sie zurückgeführt, leicht und weich umschlang ihn plötzlich ein Arm und eine unendlich süße Stimme flüsterte ihm leise die Worte zu: „O liege hier nicht auf dem kalten Steine! komm mit mir, lieber Waldemar!“

Mit rascher Bewegung erhob Raimund seinen Kopf; er sah sich von dem Arm jener jugendlichen Beterin umschlungen, deren Andacht ihn selbst zur Andacht veranlaßt. Ihr liebliches Antlitz war tief zu ihm herabgeneigt und jeder Zug desselben drückte die innigste Liebe aus. Nur eine Sekunde verharrte sie in ihrer Stellung — denn kaum daß Raimund emporblickte, so trat sie auch schon hastig zurück und betrachtete ihn mit starrem Entsetzen. Schnell sprang er auf. Auch er starrte wie von Zauberbann umfangen die jugendliche Erscheinung an — denn — sowie der Ton ihrer Stimme einen längst verhallten, aber stets in seiner Seele fortvibrirenden Klang

plötzlich wach gerufen, ſo mahnte ihn nun auch der Ausdruck des überirdiſch klaren Auges an ſeine verſtorbene Schweſter. Doch nicht allein, daß jene Erinnerung aus fernen Tagen in ihm auftauchte, ſondern klar und lebendig trat auch Die an jene Stunde aus letzter Vergangenheit vor ſeine Seele, wo er in Paris am Abend vor ſeiner Abreiſe, nach dem Scheiden von Gräfin Berniczecka, gewünſcht: „auf Erden ein Weſen zu finden, das dieſer geliebten Schweſter gliche.“ — Sein Wunſch war erfüllt, — in einer Weiſe erfüllt, wie er nie zu hoffen — kaum zu träumen gewagt! — Ueberwältigt durch die Macht der auf ihn einſtürmenden Gedanken, ſtarrte er das Weſen an, das er als einen ihm von Gott geſandten guten Engel hatte betrachten wollen! — — Auch ihr Blick haftete feſt auf ihm; — ſtumm — wortlos blieben Beide, waren ſo in ihre gegenſeitige Anſchauung — in ihre Gedanken vertieft, daß ſie nicht ſahen, mit welchen Blicken glühenden Haſſes der Mann hinter dem Pfeiler ſie betrachtete.

Das Mädchen faßte ſich zuerſt und ſagte leiſe: „Verzeihung! — ich hielt Sie für —“

Raimund unterbrach ſie haſtig, indem er lebhaft rief: „Bitte! kein Wort der Entſchuldigung. Auch

ohne Ihre Versicherung weiß ich, daß Sie Jemand Anderes in mir vermutheten und zu Ihrer Beruhigung mag dienen, daß mich meine genauſten Freunde ſchon mit dieſer Ihnen wahrſcheinlich nahe bekannten Perſon verwechſelt haben."

Ernſt und gedankenvoll ruhten ihre Augen einige Sekunden auf ſeinem Geſichte, dann antwortete ſie lieblich erröthend: „Nein, in der Nähe verliert ſich die Aehnlichkeit ſehr! ich würde Sie jetzt nicht mehr mit ihm verwechſeln! — Wie freue ich mich aber, daß die flüchtige Aehnlichkeit mich getäuſcht hat und ich Sie ſpreche; es war ein ſo lebhafter Wunſch von mir und beſſer, wie es ſich trifft, konnte Gott es nicht fügen! Nicht wahr, ich irre mich doch nicht, Sie ſind der Baron Buchenhauſen von Almarſtein?"

Raimund's Erſtaunen wuchs bei dieſen letzten Worten. Verwundert entgegnete er: „Sie kennen mich?"

„Sie ſind es alſo!" rief ſie mit jubelndem Entzücken. „O wie glücklich macht es mich, daß Sie aus Paris zurückgekehrt ſind."

Ihr frohes Lächeln verwirrte Raimund's Gedanken, ihre freudig erregten Worte — ſeine Sinne; — er rief haſtig: „Sahen wir uns etwa in Paris?

O bitte — ſagen Sie es mir ſchnell;" doch — fügte er leidenſchaftlich hinzu, „Das iſt ja unmöglich, denn hätte ich Sie je geſehen, ich würde Sie nie vergeſſen haben!"

Er hielt inne, ſein Auge ruhte mit einem Ausdruck auf dem jungen Mädchen, wie er bisher von den ſchönſten und gefeiertſten Damen vergeblich in der Tiefe ſeines Auges geſucht worden und für welchen Blick Veronika von Imhoff vielleicht gern ihr halbes Vermögen — vielleicht freudig Alles, was ſie beſeſſen, geopfert haben würde! — Diejenige, die dieſer Strahl von Glut und Leidenſchaft traf, mußte zu ſehr unter dem mächtigen Einfluſſe eines andern Eindrucks ſtehen, daß ſie weder der Gewalt dieſes Blickes erlag, noch ſich ihr zu entziehen ſuchte. — Mit leuchtendem Auge, ohne jede Spur von Verwirrung, ſchaute ſie in die Tiefe ſeines glühenden Blickes. Ihre Lieblichkeit und Unſchuld fachten die Flamme, die ſie ſo plötzlich auflodern gemacht, zu ſolcher Stärke an, daß Raimund von Sekunde zu Sekunde ſeine ſonſtige Ruhe und Ueberlegung immer mehr verlor. Ungeſtüm erfaßte er ihre Hand, die ſie ihm lächelnd reichte und in leidenſchaftlicher Erregtheit antwortete er auf ihre einfache Frage:

„Haben Sie Zeit, mich anzuhören?“ „O reden Sie! reden Sie ja, jedes Wort, daß Sie ſagen, kann mein Glück nur vermehren!“

Nun erbebte ſie bei dem Druck ſeiner Hand, bei dieſen bedeutungsvollen Worten, befangen, verwirrt ſah ſie ihn an, entzog ihm ihre Hände und bedeckte damit ihr erglühendes Antlitz. Lange Zeit ſchwiegen Beide. Lichtſtrahlen einer neuen tiefen Erkenntniß durchzuckten plötzlich ihr Innerſtes und hell wurde es wie mit Zauberſchlag in ihrer Seele! — Blendeten ſie dieſe Lichtſtrahlen, die mächtigen Blitzen gleich, in die umhüllte Nacht ihres Herzens drangen und in ſcharfer Beleuchtung alle noch kurz zuvor dunkel und tief verſchleierten Geheimniſſe ihrer jungen Seele offenbarten oder — vermochte ſie es jetzt nicht, den leuchtenden Glanz ſeines Auges zu ertragen? Sie wußte nicht, weshalb ſie ihr Antlitz verbarg; ſie legte ſich keine Rechenſchaft von ihrer unwillkürlichen Bewegung ab, ſondern folgte nur dem Impulſe eines augenblicklichen Gefühls.

Gut wäre es für ſie geweſen, ſie hätte nicht wieder aufgeblickt, wäre entflohen von der Stelle, wo die ſtillen Geiſter der Herzensruhe von ihr wi-

chen und die böſen Geiſter ihres dunkeln Geſchicks, ſie zu umgarnen begannen! — —

Sie ſah aber auf, ſah empor, als eine ſtarke Hand ihre zitternden Finger umſchloß und von ihren brennenden Wangen entfernte. — Was ſie erſchaute war wohl geeignet, ſie wieder ruhiger und zuverſichtlicher zu machen; — Raimund hatte ſich gefaßt, ſich bekämpft und überwunden, — ſein Auge war jetzt licht und klar wie der Himmel nach einem ſtürmiſchen Gewitter und im vollen Einklange ſtanden ſeine ruhigen Geſichtszüge zu dem feſten ernſten Tone ſeiner Stimme als er eindringlich ſagte: „Jetzt habe ich Sie um Verzeihung zu bitten, denn ich habe Sie erſchreckt; doch — fürchten Sie Nichts — meine Aufregung iſt vorüber! — Werden Sie ruhig, und ſagen Sie offen, was Sie vorhin mir mittheilen wollten.“

Sie entzog ihm jetzt nicht ihre Hand und entgegnete vertrauend: „Ich mag Ihnen ſonderbar erſcheinen, wenn Sie mich als Fremde betrachten; doch Sie müſſen wiſſen, daß Sie es mir nicht ſind, ſeit Monaten ſind meine Gedanken in Ihrem Almarſtein geweſen, ſeit Wochen bei Ihnen und alle meine Gebete waren des Inhalts: daß Gott Sie mir entge-

gen führen möchte, um Sie auf Etwas vorbereiten zu können und Jemanden, der mir theuer ist und der schon so unsagbar viel gelitten, — dadurch vielleicht neues Leid, neue Täuschung zu ersparen! — Gott hat mein Gebet erhört — ich habe Sie verkennen müssen, um in Ihnen, an der seltsamen Familienähnlichkeit, einen Buchenhausen zu erkennen!"

„Ich verstehe Sie nicht — der Sinn ihrer Worte ist dunkel; doch ehe Sie mir Anderes erklären, bitte ich Sie, mir Ihren Namen zu nennen! — ihn muß ich zuerst wissen."

„Mein Name thut nichts zur Sache, — er ist Ihnen fremd — unbekannt wie der Ort, woher ich stamme."

„Mag das sein! Nennen Sie mir nur erst den Namen! — ich habe dann vielleicht einen Anhalt in dem Labyrinth meiner Gedanken."

Es war ein wunderbarer Blick, den das Mädchen auf Raimund heftete, — sie hatte noch wenige Monate zuvor mit Stolz und Ueberhebung frei geäußert: „Ein Name kann nie mein Glück begründen und ich verwerfe das Glück, das nur ein Name mir

giebt!“ — — Was hätte sie jetzt, — in diesem Augenblicke — darum gegeben, wenn sie dem letzten edlen Sproß eines der ältesten deutschen Adelshäuser einen Namen hätte nennen können, der dem seinigen an Werth gleich gewesen wäre! — Sie kannte die Vortheile seit Kurzem zu genau, die ein Name zu gewähren vermag und ebenso genau kannte sie die Vorurtheile, die sich häufig an einen Namen knüpfen. Seit Monden hatte sie nur von diesen beiden Dingen reden hören und seitdem die trostlose Ueberzeugung gewonnen, daß ein Name allein oft das Lebensglück eines Menschen ausmachen oder vernichten kann; — ein Name oft allein Segen oder Fluch über eine Familie zu bringen vermag! — Unter dem Gewicht dieser Gedanken beugte sie ihr Haupt, als sie leise und zitternd den Namen: „Gertraud Bookhouse!“ aussprach.

Jedes Eindrucks hätte das Mädchen den Baron Buchenhausen vielleicht nach Nennung dieses Namens fähig gehalten, nur nicht dessen, den er auf ihn machte! — Mit einem lauten Schrei des Entsetzen wiederholte er „Gertraud Bookhouse!“ und schaudernd wich er vor der Trägerin dieses Namens

zurück. — — Die widrigſten Erinnerungen rief dieſer Name in ihm wach, — Erinnerungen, die ihm unabläſſig, trotz aller Arbeit, trotz aller Anſtrengung der letzten Tage verfolgt und ſelten einen Augenblick der Ruhe gegönnt hatten!“

„Mein Gott, was iſt das? Was iſt Ihnen?“ rief Gertraud erſchrocken.

Flüchtig ſah er ſie an. Um ſich vor dem Zauber zu ſchützen, den ihre engelhafte Erſcheinung auf ihn ausübte, bedeckte er ſein Antlitz mit beiden Händen und rief verzweiflungsvoll: „Allmächtiger, wer hätte gedacht, daß ſie dieſen verhaßten Namen nennen könnte!“

Gertraud ſtarrte ihn eine Sekunde entſetzt an, dann faltete ſie ihre Hände und ſprach mit tiefer Troſtloſigkeit: „Alſo verhaßt iſt ihm dieſer Name! haſſen wird er Die, die ihn tragen und deren einzige Hoffnung doch allein Er iſt!“

Beide ſchwiegen eine zeitlang; mit ſataniſchem Lächeln blickte während dieſer Pauſe der Beobachter am Pfeiler auf Gertraud Bookhouſe.

Gedanken über Gedanken wogten durch des Mädchens Seele; ſie rang nach Faſſung, trat leiſe vor Raimund hin, berührte leicht ſeinen Arm und fragte

ernſt: „Baron Buchenhauſen, aus welchem Grunde iſt Ihnen der Name Bookhouſe verhaßt? — bitte, erklären Sie mir Ihr räthſelhaftes Benehmen.“

Raimund vermied die Fragerin anzuſehen, raffte all ſeinen Stolz, all ſeinen Muth zuſammen und entgegnete ruhig: „Der Name Bookhouſe iſt der eines Betrügers!“

„Den Ausſpruch müſſen und werden Sie zurücknehmen!“ rief ſie feſt und entſchieden.

„Ich nehme nie mein Wort zurück, Miß Waltram.“

„Was bedeutet dieſer Name?“

Raimund zuckte verächtlich die Schultern und wandte ſich zum Gehen; Gertraud ergriff ſeinen Arm mit leidenſchaftlicher Heftigkeit und rief erregt:

„Denken Sie nicht, daß ich Sie gehen laſſe, ohne Aufklärung erhalten zu haben! Sie müſſen jetzt bleiben, Sie ſollen mich nun hören.“

„Ich will nicht!“ antwortete er heftig.

„Aber ich will es!“ ſagte ſie ernſt und entſchloſſen.

Erſtaunt, überraſcht ſah er ſie an. Ein tiefes Roth bedeckte ihr Antlitz und hell leuchtete ihr klares Auge, jeder Zug ihres Geſichts zeigte Entrüſtung;

dieſer Ausdruck wich bei ſeinem Blick — ſie warf ſich ihm zu Füßen, ſie rief im Tone des heißeſten Flehens:

„Baron Buchenhauſen, ein Gott hat Sie mir in Gnade und Barmherzigkeit entgegengeführt, ſein Sie nicht ſo grauſam, mich zu verlaſſen, bevor Sie mich gehört! — ich will kurz — ganz kurz ſein! und haben Sie Alles erfahren, dann mögen Sie handeln, wie Sie es für das Beſte erachten! — nur jetzt hören Sie mich an!“ —

Jede Zornesaufwallung — jeder Verdacht war wie abgeſchnitten durch des Mädchens Worte, — Raimund's Weſen erlitt bei dieſem Ton des Flehens die vollſtändigſte Umwandlung; er hob ſie empor, umſchlang ſie mit leidenſchaftlicher Glut und flüſterte mit bebender Stimme: „Gertraud! wenn es wahr wäre, was Du mir ſagen willſt, — Du wärſt, was Du zu ſein glaubſt; — wenn man mich getäuſcht hätte und Du zu unſerer Familie gehörteſt, — mein Name auch Dein Name wäre; — dann Gertraud, müßteſt Du die Meine werden! — doch was ſage ich? — nur dann, wenn Du einen Namen hätteſt! nein, denn was gilt ein Name gegen Deinen Beſitz! — könnte ein Name der Welt Deinen

Werth haben, Gertraud? — Nein! wer Du daher auch biſt — wer Du auch ſein magſt — uns trennt fortan Nichts — mein, mein mußt Du werden!“

Glühende Küſſe bedeckten des Mädchens Geſicht; willenlos, marmorbleich, bis zum Tode erſchreckt ruhte ſie in ſeinen Armen. — Sie ſah es nicht, daß die Geſtalt, die bis dahin hinter dem Pfeiler verborgen geweſen, plötzlich vortrat, dicht hinter Raimund ſtand und ein von Wuth und Leidenſchaft entſtelltes Antlitz zeigte. Eben ſo ſchnell, wie der Mann aber hervorgetreten, wich er zurück, als Raimund das junge Mädchen frei ließ; Gertraud hatte deutlich das Geräuſch von Schritten gehört, ſie ſah ſich um, — es war zu ſpät — ihr Auge erſpähte Niemand! ſie unterſchied nichts deutlich in dem tief von den Schatten der Abenddämmerung umhüllten Seitenraume der Kirche, wo ſie ſich befanden. Ihre Wangen färbten ſich von Neuem, als Raimund ihre Hand ergreifend, leiſe ſprach:

„Abermals hat mich mein Gefühl hingeriſſen! — zürne mir deshalb nicht, Mädchen; denn ich kann nicht ruhig ſein — nicht ruhig werden, bis ich nicht von Deinem Munde gehört, daß ich in Deinen

Augen wahr geleſen! So ſage mir denn, Gertraud, daß Du mich liebſt — mich eben ſo heiß und glühend liebſt, wie ich Dich! — willſt Du? — willſt Du Herz und Hand mir geben — — auf immer und ewig die Meine ſein? —.—"

„Mein Herz haſt Du, Raimund! das gehört Dir für alle Zeiten, das fühle — das weiß ich!"

„Und die Hand, die ich jetzt mit Gewalt mir genommen und feſt halte, willſt Du ſie einſt freiwillig in die meine legen? Verſprich mir das hier, — hier an heiliger Stätte, wo wie Du ſagſt ein Gott uns in ſeiner Gnade zuſammengeführt hat und unſere Seelen ſich gefunden haben, — wo außer Gott uns Niemand hört und ſieht!"

„Ich kann Dir das nicht geloben, Raimund! — Stehe ich Dir vielleicht auch jetzt, trotz der kurzen Minuten unſerer Bekanntſchaft, näher wie irgend Jemand auf der Welt, und liebe ich Dich auch mehr, wie ein anderer Menſch auf Erden, ſo iſt es doch möglich, ja vielleicht wahrſcheinlich, daß ungeachtet eines gleichen Namens, den wir in Zukunft tragen werden, eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen uns errichtet ſein wird."

„Nein, nein, Gertraud! Was ſollte uns ſcheiden?"

„Unſer Name, Raimund!“

„Das kann er nicht.“

„Ach, Raimund, dann weiß ich es beſſer, wie Du! — Ein Name kann wohl die Herzen trennen, die Gott für einander geſchaffen hat.“

„Ueber ſolche Namen, Gertraud, ſprach ich vor Kurzem einen Fluch aus! Ich beuge mich alſo nicht unter das eiſerne Joch eines Namens! — Das ſchwöre ich Dir, ſo wie ich einſehe, daß dieſe Feſſel mein Herz wund drücken könnte, ſtreifte ich ſie ab, und ſie würde es thun, das fühle ich jetzt ſchon. — Ich zerreiße ſie! ſie ſoll nicht mein Unglück herbeiziehen — ich will nicht elend durch einen Namen werden, bei Gott im Himmel, ich —“

„Keinen Schwur, Raimund! — ich flehe Dich an! — o, nicht ſolche Worte, die einſt auch in Leidenſchaft ausgeſtoßen, das Elend im Leben meines Vaters herbeigeführt haben. — Laß uns davon ſchweigen! — Höre mich jetzt an und geleite mich dann, wenn Du willſt, zu meinem Vater, er wird Dich ermahnen, Deinen Namen die Opfer zu bringen, die dieſer fordert; er wird Dir den Werth eines Namens klar machen!“

Gertraud zog Raimund in einen der Betſtühle;

in gedrängter Kürze erzählte sie ihm dort das Lebensschicksal ihres Vaters, seine Hoffnungen, seine Wünsche; — sie verschwieg nichts, selbst nicht jene düstere Prophezeihung am Sterbebette ihres Großvaters und eben diese dunkle Stelle in ihrer Geschichte warf Licht in seine Seele, Licht auf jenen Fremden, der sich ihm in Paris unter falschen Namen genähert hatte und Die verdächtigt, die rein und schuldlos waren.

Wem Raimund nach Getraud's Bericht Glauben schenken sollte, darüber war er nicht einen Augenblick mehr im Zweifel. — Dieses Auge, dieser Mund konnten nicht lügen! — er sagte ihr Das, und dankbar blickte sie ihn an, indem sie freundlich entgegnete:

„Wenn Du mir nun traust, so folgst Du mir auch wohl?"

„Bis an das Ende der Welt, Gertraud."

Sie verließen den Betstuhl — langsam, gesenkten Hauptes, in tiefes Sinnen verloren schritten sie mehrere Sekunden stumm neben einander her; da begegneten sich wieder ihre Blicke — im gegenseitigen Anschauen versunken, standen sie sich noch eine Weile sprachlos gegenüber, dann aber fand ihr warmes, tiefes und inniges Empfinden Worte und

im Austauſch ihrer Gefühle vergaßen ſie ihre Abſicht, ſchnell zu Mr. Bookhouſe eilen zu wollen.

Der Mann, der ſie Beide am Altare belauſcht, — ihr Geſpräch behorcht, war ihnen gefolgt, ſtand ſtill, wenn ſie ſtill ſtanden — als ſie endlich gingen, hüllte er ſich feſt in ſeinen weiten Radmantel, zog den braunen Calabreſerhut, den er trug, tief in die Stirne und ſchickte ſich dann an, auch die Kirche zu verlaſſen. Ein Gedanke durchkreuzte ſeine Abſicht; — in ſeinem raſchen Gange inne haltend, ſtand er plötzlich ſtill und murmelte leiſe vor ſich hin: „Bleibt mir nicht jetzt Beſſeres zu thun, als dieſen beiden verliebten Thoren zu folgen und mich über ihre Narrheit zu ärgern? Ja — ja! nun gilt es, ſchnell zu handeln, denn nun kann nur Der von uns Beiden ſiegen, welcher der Erſte in Almarſtein iſt und — Der muß ich ſein —“

Siebenzehntes Kapitel.

Dem Aufbruche Raimund's und Gertraud's hatte nicht allein jener Mann am Pfeiler voll Sehnſucht entgegengeſehn, ſondern während der letzten Viertelſtunde ſchien noch eine andere Perſon in der Kirche viel daran gelegen zu ſein, daß die Unterredung der Beiden ein Ende nehmen möchte. Es war jene große, ſchlanke Dame, die Raimund am Eingange des Domes zuvor geſehen und welche in Begleitung des Baron Haſſenbrock fortgegangen. Sie war zurückgekehrt; ſuchend hatten ihre Blicke ſo lange die Kirche durchſtreift, bis ſie endlich in dem dunklern Seitenraume derſelben, in einem Betſtuhle, Raimund's Geſtalt neben der eines jungen Mädchens entdeckt. Voller Discretion war ſie zurückgetreten; — im Hauptgange des Domes ſtand ſie längere Zeit harrend, beobachtete nicht die Sprechenden, ſon-

dern behielt einzig die Ausgänge der Kirche im Auge. Nur eine Sekunde gab sie einmal diese scharfe Beobachtung gänzlich auf. Es war, als aus dem Beichtstuhl im Seitengange plötzlich der Laut einer Stimme ihr Ohr berührte; unwillkürlich trat sie dem Platze näher, lauschte athemlos und als sie dann von Neuem denselben Ton vernahm, ging sie mit dem leisen Ausruf: „er ist's!" zurück.

Diese Stimme mußte irgend ein Weh in ihrer Seele wachgerufen haben, denn ihr Gesicht wurde jetzt noch ernster, noch trauriger.

Nach kurzer Zeit glitt eine zarte, tief verschleierte Frauengestalt aus dem Beichtstuhle; etwas später trat ein Priester aus demselben; die verschleierte Dame eilte, ohne sich umzublicken, aus dem Dome, der Geistliche aber schaute mit ernstem, prüfendem Auge in den umdunkelten Raum des Gotteshauses — sein Blick streifte die große schlanke Dame. Augenscheinlich überrascht trat er ihr näher, rief leise den Namen „Helene!" und als sie ihr Antlitz nach ihm hinwandte, schnell auf ihn zueilte, fragte er ernst:

„Sie sind noch hier?"

„Ich ging, kehrte aber zurück!“ antwortete ſie lebhaft.

„Um mich zu ſprechen?“ — fiel er ihr mit offenbarer Unruhe in's Wort.

„Nein, nein, Vater Hilarius! Denken Sie, ich begegnete vorhin dem Baron Buchenhauſen.“

„Buchenhauſen iſt ja in Paris, liebe Helene!“

„Ich ſah ihn am Eingange des Domes und gleich einem Blitzſtrahl durchleuchtete mich der Gedanke, ihm die Warnung für Neumark zu geben — ihn zu fragen, ob er Etwas von deſſen frühern Schickſalen wiſſe.“

„Gut, Helene! — Sprachen Sie ihn?“

„Das war unmöglich, Baron Haſſenbrock ſtand bei ihm; ſie ſchienen ſich gerade Lebewohl zu ſagen.“

„Baron Haſſenbrock von Warrenfelde? —“

„Derſelbe! Er, dem meine Eltern mich verloben wollen.“

„Wie, Helene, das wiſſen Sie — wiſſen Sie jetzt ſchon?“ rief der Geiſtliche lebhaft überraſcht aus.

Sie antwortete nicht ohne Bitterkeit: „Ich wußte oder ahnte es vielmehr ſchon Anfang dieſes Jahres, als ich Hülsroden verlaſſen und mit meiner Tante nach Münſter reiſen mußte; doch ſeit Kurzem erſt

merkte ich, daß auch Sie, — Sie, theuerſter Vater Hilarius, der Sie bis dahin der Einzige geweſen, auf den ich mich verlaſſen konnte, ſich gegen mich verbündet haben! — und Das war die ſchmerzlichſte Entdeckung."

„Helene — liebe Helene!"

„O nein, vertheidigen Sie ſich nicht!"

„Das will ich auch nicht; aber ſagen muß ich, damit Sie den treuen alten Freund nicht verkennen, daß zu der Zeit, — um Weihnachten war es, als ich Ihren Eltern verſprach: „meinen Einfluß auf Sie dahin auszuüben, Sie ihren Wünſchen geneigt zu machen" — ich Sie, liebe Helene, während vier Jahren nicht geſehen. — Man hatte mir geſagt, Sie hätten Adalbert Neumark endlich vergeſſen! — Daß man ſich darin getäuſcht, habe ich in den letzten Tagen nur zu deutlich bemerkt und — Helene, nachdem ich mich davon überzeugt, habe ich Ihnen wohl heute Nachmittag den Beweis geliefert, daß ich noch immer Ihr Freund und der Neumark's bin! Iſt es nicht ſo? —"

„Gewiß, Vater Hilarius! ich weiß es; es übermannte mich eben nur mein Gefühl, als ich Haſſenbrock's Sicherheit bemerkte und Ihrer Aller Abſichten

gedachte. Ich weiß ja, daß Sie Adalbert und mich nie verlaſſen haben und daß Sie auch ſtets Derjenige geweſen, der meine Eltern an die Bedingungen gemahnt, unter denen ich damals meiner Liebe entſagte, und welche ſie ſo oft — immer wieder von Neuem zu meiner ewigen Qual vergeſſen."

„Sie vergaßen ſie, Helene, wenn ſie den Schmerz Derer ſahen, die ſich vergeblich um Ihre Hand bemühten."

„O ſagen Sie auch „um mein Geld"! Ohne dies große Vermögen meiner Mutter würde ich Ruhe haben — wenigſtens mehr Ruhe!"

„Helene, wer Ihr Herz kennt, denkt bei dieſem Juwel nicht an das Gold, das Sie erben."

„Iſt's aber doch ſeltſam, daß faſt alle meine Bewerber arm ſind."

„Sie tragen aber Alle die beſten, älteſten, edelſten Namen."

„O erwähnen Sie nicht den Werth der Namen! — Ich kann davon nicht hören, ohne voll Schmerz und Bitterkeit mich daran zu erinnern, daß ich unſerm alten Namen mein ganzes Lebensglück zum Opfer bringen mußte. Aber da nun einmal unſer Geſpräch dieſe Wendung genommen hat, ſo laſſen Sie

mich die feste Erklärung hinzufügen: ich bringe diesem Namen kein zweites Opfer, denn so hoch achte ich seinen Werth nicht!"

„Es hätte dieser Versicherung nicht bedurft, Helene, um mich von der Betheiligung an Plänen abzuhalten, die Ihre Familie zu verfolgen strebt. Als ich Ihnen heute rieth: Neumark zur schleunigen Vernichtung jener Papiere zu veranlassen — die ich einst auf Ihre Bitte in meine Verwahrung nahm, da bemerkte ich, daß Sie ihn noch eben so heiß lieben, wie damals, daß der Gedanke, ihn in Gefahr zu wissen, Sie eben so tief erschütterte, wie vor acht Jahren, wo diese Schriften ihn zu verderben drohten. Seit ich diese Erkenntniß gewonnen, haben Sie von meiner Seite Nichts zu befürchten!"

„Ich vergebe Ihnen auch jedwede Betheiligung an den Plänen meiner Eltern um der Warnung halber, die Sie mir für Neumark ertheilt; möchte Sie nur noch einmal bitten: „warnen Sie ihn selbst, der Sie doch genauer die ihm drohende Gefahr kennen."

„Wenn meine Warnung von dem Gewichte sein könnte, wie die Ihrige, liebe Helene, so würde ich nicht zögern. Meine Worte würden aber nie solchen

Einfluß haben; denn ich vermöchte nur zu bitten, während Sie das Recht des Verlangens besitzen und — von diesem Rechte machen Sie Gebrauch!"

„Nein, das thue ich nicht, — ich beschränke mich auch nur auf einfache Bitte."

„Weil er Sie bat, weil er nicht forderte, daß Sie die Idee: in's Kloster zu gehn, aufgeben sollten?"

Helene schwieg. Erregter und dringender fuhr der Geistliche fort: „Bitten Sie und — fordern Sie! Er versprach Ihnen einen Gegendienst, — machen Sie Gebrauch von diesem Ihnen verpfändeten Worte, denn es ist zu seinem Nutzen! — Droht ihm auch vielleicht augenblicklich nicht solche Gefahr, wie ich vor einigen Stunden fürchtete, so ist Vorsicht dennoch anzurathen."

„Wie? Sie glauben, die dringende Gefahr, von der Sie vorhin sprachen, sei beseitigt? — O, Gott sei Dank!"

„Liebe Helene, zu solchem Ausrufe gab ich Ihnen keine Veranlassung! Ich sage im Gegentheil, Vorsicht ist gut! — Steht ein Gewitter am Himmel — wer kann genau bestimmen, wann es sich

entladet — wer kann die Folgen wiſſen, die es nach ſich zieht?“

„Aber Sie ſagten doch, ihm drohte kein ſolche Gefahr mehr.“

„Ich hoffe, daß ihm Zeit bleibt, Ihre Warnung zu beherzigen! Jene Dame nämlich, die mich ſo ſchlau über Neumark's Aufenthalt in Hülsroden, — über ſeine Unterſuchung und flüchtige Inhaftirung auszuforſchen ſtrebte, die vor einigen Tagen ebenſo plötzlich aus Münſter verſchwand, wie ſie hierher gekommen, — ſie iſt jetzt von ihrer Reiſe nach dem Sauerlande zurückgekehrt.“

„Wer weiß, ob ſie dort war! O vielleicht irrten Sie.“

„Sie war dort, Helene! verlaſſen Sie ſich auf mich! — Ich ließ die Dame in Neumark's Intereſſe zu genau beobachten; — ſo erfuhr ich denn heute Mittag, daß ſie in Arnsberg, in Brilon, in Meſchede geweſen, — daß ſie viel mit dem ſchlechteſten und verderbteſten Subjekte der ganzen Aufrührerſchaar des Sauerlandes geſprochen. Sie hat behauptet, ihn als Bedienten engagirt zu haben; doch eben dieſer Menſch, Namens Jakob Schrötter, hat ſie vor drei Tagen verlaſſen und ſich nach Al-

marſtein begeben. Das Alles iſt verdächtig, — noch verdächtiger, daß ſie jetzt plötzlich wieder hier iſt.“

„Sie fürchten wohl, daß ſie zurückgekommen, um ihren Begleiter von ihren Erfolgen in Kenntniß zu ſetzen?“

„Gewiß einzig nur aus dem Grunde! — wüßte ich nur, warum dieſer Menſch überhaupt hier in Münſter zurückgeblieben iſt.“

„Wüßte man nur ſeinen wahren Namen.“

„Ich erfuhr ihn, darf ihn aber leider nicht verrathen.“

„O, lieber theurer Vater Hilarius, nennen Sie mir dieſen Namen! bedenken Sie, von welchem Werthe es ſein kann, wenn ich dieſen Namen dem der Gräfin beifüge! vielleicht iſt er Neumark oder Buchenhauſen bekannt und ſie wiſſen dann, daß es unwahr, daß der Mann ihr Sekretair und Geſchäftsführer iſt.“

„Daß er nicht ihr Sekretair — ſteht feſt. Um zu wiſſen, daß dieſe Angabe falſch iſt, braucht man ihn nur flüchtig geſehen zu haben.“

„Sein Name? O nennen Sie mir ſeinen Namen!“

„Als Mr. Johnſon ſtellte ſie ihn mir vor!“

„Das iſt ja aber ſein falſcher Name! Sie ſagten mir doch vorhin, daß die Gräfin ihn einmal anders genannt und ſie, ſowie der Mann darüber ſo erſchrocken geweſen wäre.“

„Allerdings ſagte ich das; indeſſen auch, daß ich leider nicht auf den Namen geachtet hätte.“

„Sie wiſſen ihn aber doch jetzt! o bitte — nennen Sie mir dieſen wahren Namen!“

„Keine vergeblichen Bitten, Helene! — was ich ſagen durfte, ſagte ich; — von Dem, was mein Amt mir zu verrathen verbietet, kommt keine Sylbe über meine Lippen! es giebt Geheimniſſe, die heilig — unantaſtbar ſind. — Sagen Sie mir lieber, wann wollen Sie mit Baron Buchenhauſen reden? — Das iſt jetzt das Wichtigſte.“

„Ich hoffe, ihn in den nächſten Minuten ſprechen zu können.“

„Hier im Dome? — ich ſehe Niemand und er iſt doch nicht ſchon fort?“

„Er iſt noch darin — ich beobachtete ſtets die Ausgänge.“

„Helene! — täuſche ich mich nicht, ſo kommt er dort.“

„Er iſt es!“

„Eine Dame iſt bei ihm.“

„Ich ſehe es! — Iſt ſie eine Unbekannte, ſo ſoll ſie mich nicht verhindern, mit ihm zu reden.“

„Nur Vorſicht, mein Kind.“

Helene trat lebhaft einige Schritte vor, — Raimund und Gertraud blieben in dem Augenblicke ſtehen — Helene wollte ihnen entgegen eilen, da aber zog die Hand des Prieſters ſie ſchnell zurück.

„Helene! Dort hinter Buchenhauſen, am letzten Pfeiler, ſah ich ſoeben die Geſtalt jenes Mannes auftauchen, deſſen Namen zu erfahren ſo viel Werth für Sie hat.“

„Wo?“ rief das Mädchen haſtig, „ich ſehe Nichts.“

„Er trat in demſelben Moment hinter den Pfeiler zurück, als Buchenhauſen ſtehen blieb.“

„So hat er gewiß Urſache, ſich vor ihm zu verbergen.“

„Wahrſcheinlich, ich vermuthete es ſoeben.“

„Und ebenſo ſicher iſt, daß er ihn belauſcht hat.“

„Theilen Sie Buchenhauſen Ihren Verdacht mit.“

„Um jeden Preis muß ich aber jenen Mann jetzt ſehen und ſprechen.“

„Wie wollen Sie das bewerkſtelligen?“

„Ich weiß es nicht! Gott wird mir beiſtehn, ein Mittel zu erſinnen.“

„Wenn Sie es können, ſo reden Sie mit ihm! ſuchen Sie ihn auszuforſchen. Er iſt gefährlicher, als die Gräfin, mir ſcheint, daß er eine Privatrache im Auge hat.“

„Heilige Jungfrau — wie ſoll ich es aber anfangen, ſeine Pläne zu erforſchen.“

„Nur nicht muthlos, Helene! — Vor acht Jahren, als Mädchen von kaum zwanzig Jahren, retteten Sie durch Ihre Klugheit und Unerſchrockenheit nicht allein Neumark, ſondern hunderte von Menſchen. Damals gelang Ihnen, zwei aufmerkſame Gerichtsbeamte zu täuſchen — warum ſollten Sie heute nicht, wenn Sie klug und vorſichtig zu Werke ſchreiten, einen Menſchen entlarven, von deſſen Plänen Sie durch mich wenigſtens ſo viel wiſſen, daß es Ihnen Anhalt zu Fragen geben kann.“

„Am Willen, es zu thun, wird's nicht fehlen. — Wann aber ſoll ich mit Buchenhauſen ſprechen?“

„Jetzt iſt es dann unmöglich. Vielleicht finden Sie morgen Gelegenheit, oder Sie ſchreiben an ihn und Neumark.“

„Vater Hilarius, Sie thun als ob Das etwas

überaus Leichtes sei, daß ich ungesehen einen Brief schreibe. Wie ich beobachtet werde, ahnen Sie kaum, namentlich seitdem jetzt meine Eltern in Münster sind, habe ich nicht eine Sekunde für mich allein und nur in die Kirche läßt man mich unbeobachtet gehen. — Was ich sagen soll — daß ich heut so lange ausgeblieben — ich weiß es noch nicht."

„Das weiß ich auch nicht, Helene! — nur Das kann ich Ihnen sagen, auf mich können Sie sich fest verlassen. Wann und wo ich Ihnen zu dienen vermag — zu jeder Zeit, zu jeder Stunde bin ich bereit. Doch jetzt leben Sie wohl! Buchenhausen und jene Dame kommen und der Beobachter am Pfeiler verläßt langsam und behutsam seinen Platz."

„Noch ein Wort! Die Dame, die vorhin aus jenem Beichtstuhl trat, war —"

„Gräfin Berniczecka — Casimira von Berniczecka."

„Ich werde den Namen nicht vergessen."

„Kennen Sie die Dame an Buchenhausens Arm?"

„Nein!"

„Es wäre aber vielleicht wichtig, zu erfahren wer sie ist."

„Wenigſtens wichtig, ob er ſie begleitet, damit man weiß, wo er zu treffen.“

„So hoffen Sie, ihm heute noch Nachricht geben zu können.“

„Ich weiß noch nichts Beſtimmtes, ich möchte nur für alle Fälle geſichert ſein und keinen Vortheil außer Acht laſſen.“

„Gut! So will ich denn verſuchen, zu erfahren, wohin Buchenhauſen ſich wendet und bevor Sie heute Abend zu Ihrer Tante Seeveldt gehen, ſollen Sie Nachricht haben, ob mir Das gelungen iſt.“

„Und ſende ich Ihnen ein Buch mit, ſo nehmen Sie Das als Zeichen, daß ich ihn heute noch ſprechen muß; — Sie ſchicken ihm alsdann die Botſchaft.“

„Ich würde ihn dringend bitten laſſen: die Soiree Ihrer Tante zu beſuchen.“

„Es würde die beſte Gelegenheit ſein, ihn zu ſprechen.“

„Die beſte wäre, wenn Sie ihn ganz ungeſehen ſprächen, Helene.“

„Das ſoll morgen geſchehen, wenn heute nichts Wichtiges zu thun bleibt.“

Der Prieſter entfernte ſich, — Raimund und

Gertraud näherten ſich Helene; Erſterer betrachtete ſie prüfend, es ſchien ihn zu überraſchen, ſie, die bei ſeinem Eintritt in den Dom die Kirche verlaſſen, jetzt wieder darin zu treffen. Zögernd ſtand er eine Sekunde ſtill und ſein Warten machte ſie einen Moment ſchwanken, ob ſie nicht in dem Augenblick mit ihm reden ſolle; doch ein Blick auf die dunkle Geſtalt im tiefen Hintergrunde der Kirche, die langſam vorſchritt, ließ ſie bei ihrem frühern Entſchluſſe beharren. An Raimund vorübergehend zog ſie einen dichten Schleier vor ihr erglühendes Antlitz und leiſe flüſterte ſie ihm zu: „Baron Buchenhauſen, verlaſſen Sie jetzt ſo ſchnell wie möglich die Kirche; doch morgen vor der Meſſe ſeien Sie hier an dieſer Stelle!“

Er hatte weder Zeit zu antworten, noch die kleinſte zuſtimmende oder verneinende Bewegung zu machen; er befolgte aber ihren Rath und eilte raſcher dem Ausgange der Kirche zu.

Helene Omberg, welche die hinter Raimund herſchleichende Geſtalt nicht mehr außer Augen gelaſſen, ſah deutlich, daß ſie plötzlich in ihrer Verfolgung inne hielt. Mehr zu unterſcheiden erlaubte ihr der Vorſprung eines Pfeilers nicht, dem die

Geſtalt nahe getreten; es war ihr aber, als vernehme ſie leis gemurmelte Worte.

Einen Moment hielt auch ſie in ihrem Gange jetzt inne; ſie wandte den Blick zurück, Raimund und Gertraud hatten die Kirchthüre erreicht; — als dieſe ſich hinter Beiden geſchloſſen, ſtand Helene Omberg dem Manne gegenüber, deſſen Name ein ebenſo tiefes Dunkel umhüllte, wie ſeine Thaten!

Achtzehntes Kapitel.

Es giebt Physiognomien, die unser Gefühl oft mehr verletzen können, als beleidigende Worte, — Physiognomien, die einen so heftigen moralischen Ekel erregen, daß man schaudernd vor ihnen beim flüchtigsten Anblick zurückweicht und sie nie — nie wieder erblicken möchte! — Nicht ist bei derartigen Gesichtern die Häßlichkeit der Form und Züge, die das bewirkt, sondern der aus dem tiefsten Innern sich mit Macht Bahn brechende Ausdruck der niedrigen Gesinnung, der uns vor Dem erbeben macht, was zwar in der Seele verschlossen ruht, aber doch in jeder Linie des Gesichts mit Flammenschrift geschrieben steht und durch nichts zu verdecken oder zu verwischen ist.

Eine solche Physiognomie besaß der Mann, dem Helene Omberg gegenüberstand. Sie schauderte einen

Augenblick vor dieſem Geſichte zurück, — ſie erbebte vor dem Gedanken: „mit einem ſolchen Menſchen zu reden.“ Im nächſten Momente entſann ſie ſich deſſen, was ſie zu ihm geführt und die Erinnerung an ihre Liebe bewältigte nicht allein das Entſetzen, ſondern auch ihren Abſcheu, und ihre tiefe gewaltige Erregung beherrſchend, fragte ſie mit Ruhe und Sicherheit:

„War es Recht von Ihnen, die Gräfin Caſimira Berniczecka über den Baron Buchenhauſen zu vernachläſſigen? — ſie, die doch wohl nur Ihretwegen heut Abend in dieſe Kirche gekommen, nicht einen Moment zu beachten und einzig den Baron zu beobachten?“

Der Mann ſtarrte die Fragerin faſt entſetzt an ſein Geſicht verrieth aber nur augenblicklich eine lebhafte Ueberraſchung, dann zeigte jeder Zug die kaltblütige Ruhe und Entſchloſſenheit eines Menſchen, der darauf bedacht iſt, ſich durch Nichts erſchüttern zu laſſen und eine Faſſung zu bewahren, durch welche er immer ſeinen Vortheil geſichert ſieht. — Mit ſcharfem Blick die ariſtokratiſche Erſcheinung der ihn anredenden Dame muſternd, entgegnete er mit gleicher Ruhe und vollkommenſter Unbefangenheit:

„Ich bemerkte weder die Gräfin, noch den Herrn, — ich betete!“

Flüchtig berührte er ſeinen Hut und ohne ein weiteres Wort ging er an Helenen vorüber.

Helene Omberg gehörte nicht zu den Naturen, die leicht von einem Plane abſtehen und ſchnell muthlos werden; ſie war von früher Jugend an zu einem ſchweren Kampfe gegen das eigene Herz, zu einem bittern Kampfe gegen die Verhältniſſe, in welchen ſie lebte, verurtheilt geweſen, da dieſe einer im tiefen Innern ihrer Seele feſt wurzelnden Liebe durchaus ungünſtig waren. Immer gezwungen, Gefühle ſtreng zu beherrſchen, Umſtände zu berückſichtigen, hatte ſie ſich eine ſeltene äußere Ruhe angeeignet und zu gleicher Zeit daran gewöhnt, kleine Nebendinge nie wegen der großen Hauptſache, mit der ſie in Verbindung ſtanden, zu vernachläſſigen. In manchen ſchwierigen Lagen des Lebens war ihr dieſe gewonnene Ruhe und Umſicht ſchon zu Statten gekommen und auch in dem gegenwärtigen Augenblicke brachte dieſe Selbſtbeherrſchung und richtige Erkenntniß ihr Vortheil.

Indem ſie daher die Einſicht gewann, daß ſie Denjenigen, der ſich ihr entziehen wollte, nicht zu-

rückhalten konnte, ohne Verdacht zu erregen, bemühte sie sich, ein Mittel zu ersinnen, ihn freiwillig zu sich zurückzuführen.

So machte sie denn nicht die leiseste Bewegung, ihn aufzuhalten, schlug nur schnell ihren dichten Schleier zurück, um seine Person so genau wie möglich zu sehen und durch getreue Beschreibung seiner äußern Erscheinung die ihr mangelnde Angabe seines Namens ersetzen zu können.

Wie sie richtig berechnet, daß ihre Gleichgültigkeit gegen sein Entfernen ihn überraschen würde, baute sie ebenfalls keine vergebliche Hoffnung auf eine neue Anrede, welche sie so einzurichten suchte, daß sie seine Neugierde und den Wunsch, mehr zu erfahren, erregen mußte. — Kaum bemerkte sie, daß sein Schritt langsamer und zögernder wurde und er sich verstohlen nach ihr umsah, rief sie ihm zu: „Mr. Johnson, noch ein Wort! — Eine Warnung für Ihre Verbündete!“

Er hielt inne und wandte sich zu ihr; sie näherte sich ihm und forschender ruhte sein Auge jetzt auf ihrem entschleierten Antlitz. Was er erblickte konnte ihn nur für sie einnehmen! — er sah das klarste schönste Auge, ein etwas bleiches, aber unendlich

feines intereſſantes Geſicht, deſſen Züge zu deutlich einen edeln Charakter verriethen, als daß er nur einen Moment an der Echtheit dieſes Ausdrucks hätte zweifeln können. So übte denn des Mädchens ernſte anziehende Erſcheinung ihren Einfluß auf ihn aus, ſeine rohe Natur erlag unwillkührlich der Macht weiblicher Würde und er fragte ehrerbietig: „Haben Sie vielleicht einen Auftrag an mich auszurichten?“

„Ich wollte Ihnen eine Warnung für Gräfin Berniczecka geben, doch offen geſtanden flößte mir Ihr Benehmen von vorhin wenig Zutrauen ein und ich glaube faſt, ich würde erſt dann weiter mit Ihnen reden, wenn Sie mir Beweis geliefert, daß ich Sie in falſchem Verdachte habe.“

„Ich Ihnen Beweis geben, daß mir zu trauen iſt? — Seltſam!“ er lächelte und ſetzte dann ernſt hinzu: „Welche Garantie habe ich, daß Ihnen zu trauen iſt? —“

Helene zuckte leicht die Schultern und entgegnete nachläſſig, mit einer Art von Mitleid im Ton: „Nach Allem, was ich von Ihnen gehört, hielt ich Sie für raſcher von Begriff; ich glaubte, Sie würden hinreichende Sicherheit für meine Perſon in

den Worten: „Almarſtein, Neumark — wichtige politiſche Verhältniſſe“ finden; indeſſen —“

„Verzeihung, daß ich Sie unterbreche!“ rief er lebhaft, „von dieſen Worten erwähnten Sie bisher keines!“

„Nannte ich aber nicht die gleich bedeutungsvollen Namen der Gräfin Berniczecka und des Baron Buchenhauſen, — rief ich Sie nicht mit dem Namen der doch nicht Ihr wahrer iſt und der —“

„Sie haben Recht! Sie thaten genug, mich zu überzeugen, daß Sie eine Eingeweihte unſerer Geheimniſſe ſind. Ich traue Ihnen darum auch vollkommen! Sagen Sie daher, was Sie zu mir geführt.“

„Ich erwähnte bereits, daß Ihr Verbergen vor der Gräfin, dort hinter jenem Pfeiler, mir Verdacht eingeflößt.“

„Verbannen Sie ihn! ich verſichere Sie, daß ich mich vor der Gräfin nicht verbarg.“

„Sie beteten aber auch nicht!“

„Nein!“

„So feſſelte Sie Baron Buchenhauſen.“

„Gewiß, und ſagten Sie das der Gräfin, Sie würde nichts Auffallendes darin finden; ſie weiß, daß mich nicht der Grund veranlaßt, in den gehei-

men Verſteck des Almarſteiner Schloſſes einzudringen, der ſie dahin führt. Mich leitet kein politiſcher Zweck, — ich habe eine Privatangelegenheit zu beſorgen und ſie hängt einzig mit dem Baron Buchenhauſen zuſammen, die Gräfin aber — —"

Der Redende vollendete ſeinen Satz nicht, ihn überraſchte die geſpannte Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörerin bei Angaben, die ihr, — wenn ſie eine Eingeweihte war, — hinlänglich bekannt ſein mußten, er entdeckte eine ſo unverkennbare Todesangſt im Blick, er ſah ein ſo tiefes Erbleichen, daß er ſie faſt entſetzt anſtarrte.

Helene erkannte in demſelben Moment, wo Seelenangſt ſie ergriffen, ihren begangnen Fehler, ſich nicht hinlänglich beherrſcht zu haben, — machte ihn aber dadurch wieder gut, indem ſie mit vollkommenſter Faſſung raſch des Sprechers unvollendeten Satz beendete und ruhig ſagte: „Die Gräfin hat bei ihren Plänen nur den Verwalter Adalbert Neumark im Auge; doch —" fügte ſie lebhaft und beſorgt hinzu: „ich fürchte, ſie geht zu unvorſichtig zu Werke. Sie iſt Polin, daher feurig und lebendig, ſie intereſſirt ſich für die Politik mehr als gut iſt, die Zeitereigniſſe reißen ſie mit ſich fort und ſie

begiebt ſich in Gefahren, die ihr vielleicht größern Schaden zufügen können, als ſie ahnt!“

Der Verdacht, der dem Manne gekommen war, verſchwand bei dieſen Worten Helenens; er ſchob die Angſt, die ſie verrathen, der Beſorgniß um die Gräfin zu; dann ſchien ihm plötzlich Etwas einzufallen, das außer dem Bereiche ihres Geſpräches lag. Er lächelte ſchlau, machte verſchiedenemale den Anſatz zum Sprechen, hielt immer wieder inne und ſah aus wie Jemand, der ſeine innerſten Gedanken nicht in paſſende und richtige Worte zu kleiden vermag; endlich fragte er mit einem leichten Anfluge von Verlegenheit:

„Glauben Sie wirklich, daß die Gräfin bei ihrem Plane auf Almarſtein nur jenen Herrn Neumark im Auge hat?“

Helene vermochte auf dieſe Frage Nichts zu erwidern, — alle Verhältniſſe der Gräfin waren ihr unbekannt, ſie wußte nur, daß dieſe Frau auf ſchlaue und hinterliſtige Art, auf offene und unbefangene Weiſe den Pater Hilarius über Neumark ausgeforſcht. Um ihre Unwiſſenheit zu verbergen, erwählte ſie die klügſte Maaßregel — ſie ſchwieg und überließ es dem Frager dieſes Schweigen nach ſei-

nem Gefallen zu deuten. Er that es in der für sie vortheilhaftesten Weise, — hielt sie für discret und fügte dringender hinzu:

„Sie werden mir vielleicht antworten, wenn ich Ihnen sage, daß ich Gräfin Berniczecka in Paris zu der Zeit kennen gelernt, als sie dem Baron Buchenhausen jeden Tag ein duftendes Billet auf rosa Papier sandte. Dieses kleine Geheimniß entdeckte sich mir durch Zufall. Ich beobachtete ihn, dessen Thun und Handeln, dessen Wesen und Gesinnung von Interesse für mich waren und eben, weil ich ihn nicht außer Augen ließ, blieb mir seine Correspondenz mit der Gräfin nicht verborgen, sowie auch später der Umstand, daß dieser Briefwechsel aufhörte und zwar zuerst von seiner Seite aufhörte! — Den Grund ihrer Feindschaft strebte ich nicht zu erforschen und auch jetzt ist er ohne Interesse für mich! — nur wissen möchte ich, ob sie nicht bei ihrem Plane auf Almarstein mehr dem jungen Freiherrn zu schaden beabsichtigt, als jenem Verwalter."

„Ich glaube das Letztere."

„Sie haßt aber den Baron jetzt ebenso glühend,

wie ſie ihn damals liebte und nie wird ſie es ihm vergeben, daß er ſie zurückgewieſen.“

„That er das, ſo kann er allerdings nicht auf ihre Vergebung rechnen, denn eine beleidigte Frau, iſt immer gefährlich.“

„Er hat ſie beleidigt, indem er ſie zurückgeſtoßen, als ſie ſich ihm von Neuem genähert; es war am Tage vor ſeiner Abreiſe von Paris und nach jenem verfehlten Verſöhnungsverſuche von ihrer Seite lernte ich ſie kennen. — Sie fiel auf der Schwelle ſeines Hôtels in Ohnmacht — ich trug ſie in einen Fiaker, brachte ſie nach Hauſe und — — —“ Er hielt inne.

„Und da Sie ihre kleinen Geheimniſſe kannten,“ fiel Helene ein, „ſo veranlaßte das, das Anvertrauen größerer.“

„So war es! Wir verbündeten uns zu gemeinſamem Ziele, wenn auch der Zweck ein verſchiedener; denn Gräfin Berniczecka behauptete fortgeſetzt: „nur in Beſitz wichtiger politiſcher Dokumente kommen zu wollen, die Baron Buchenhauſens Verwalter ihr vorenthalte. — Sagen Sie mir übrigens, in welchen Beziehungen Sie zu unſern Plänen ſtehen?“

„Ich glaube nicht nöthig zu haben, ſie Ihnen

zu nennen. Mag Ihnen die feste Versicherung genügen, daß sie mit Ihren Absichten in gar keinem Zusammenhange sind."

„Das glaube ich Ihnen um so mehr, weil es unmöglich anders sein könnte. Wann kehrte aber die Gräfin zurück?"

„Heute! Ueberrascht Sie ihre schnelle Rückkehr nicht?"

„Nein, ich sagte ihr schon voraus, daß sie nicht so lange Zeit brauchen würde, wie sie dachte; — die Aufregung in jenen Gegenden des Sauerlands mußte ihr bei ihren Absichten zu Statten kommen."

„Sie hat sich dort mit einem Hauptanführer verbündet."

„Das ist jedenfalls gut, er kann ihr wiederum die brauchbarsten Männer empfehlen."

„So beabsichtigen Sie also einen eigentlichen Ueberfall auf Almarstein."

„Ich hoffe, daß es ohne solchen und im Gegentheil sehr friedlich und ruhig abgeht; die Gräfin wollte sich aber für alle Fälle sichern, eine Schaar tüchtiger Männer anwerben und — ich ließ sie gewähren, indem Vorsicht nie überflüssig." —

„Warum begleiteten Sie sie nicht?"

„Mich feſſelte eine Privatangelegenheit in Münſter — ich wollte nachkommen, ſo wie ich hier mit meinen Beobachtungen fertig.“

„So iſt ſie jedenfalls jetzt nur gekommen, um Sie zu holen!“

„Wahrſcheinlich, da ich das leichteſte Mittel beſitze, in's Innere des Schloſſes zu gelangen. Sind Sie übrigens vielleicht von ihr beauftragt, mich von ihrer Rückkehr zu benachrichtigen? —“

„Nein! Ich wußte nur, daß ſie Ihnen vertraut; — mir mangelte dieſes Zutrauen zu Ihnen und ich habe Sie daher einfach im Intereſſe der Almarſteiner Angelegenheit beobachtet, die auch für mich von der höchſten Wichtigkeit iſt.“

„Trauen Sie mir jetzt?“

„Ich bin überzeugt, daß Sie es mit der Gräfin gut meinen, ihr helfen werden, wo Sie können und mit einer Energie Ihre Abſichten verfolgen, welche ihren Verbündeten Nichts zu wünſchen übrig laſſen wird.“

„Das hoffe ich und noch mehr! ich hoffe, ſchneller handeln zu können, als ich noch vor wenig Stunden gedacht!“

Wieder war es die Angſt um Neumark, die Helenens Geiſtesgegenwart wankend machte, Bläſſe bedeckte ihr Antlitz bei den Worten des Mannes, dieſes Erbleichen frappirte ihn ebenſo, wie ihr Ruf: „Handeln Sie nicht zu ſchnell!“ — das war kein Ton der Warnung — es war der unverkennbare Laut heftigſter Seelenangſt! — Abermals erkannte ſie, daß ihr Gefühl ſie übermannt und war auch ihr Verſuch, den offenbaren Verdacht des Mannes zu beſchwichtigen, ſchnell gemacht — gab ſie für ihr Zittern den Grund an, daß es ſo eiſig kalt in der Kirche ſei — ſie bemerkte deutlich, er hatte das Zutrauen zu ihr verloren. — Momentan erbebte ſie bei dem veränderten Ausdruck ſeines Geſichts; erſchrak vor der Wildheit ſeines Ausſehns und beruhigte ſich nur bei dem Gedanken, daß ihr Diener ſie vor der Kirchthüre erwarte und ihr Wagen in der Nähe ſei. Mit dem Ausruf: „Ich muß jetzt fort!“ ſchritt ſie langſam und ruhig dem Ausgange der Kirche zu.

Der Mann folgte ihr, verließ ſie auch nicht vor der Kirche. Als ſie ihren Wagen erreicht, wandte ſie ſich zu ihm und ſagte mit feſter Stimme: „Leben Sie wohl!“

„Ich bitte Sie, mich zur Gräfin Berniczecka zu begleiten!“ entgegnete er ernſt.

„Ich gehe nicht zu ihr!“ erwiderte ſie ruhig, „und unſere Wege trennen ſich hier. Sehen Sie die Gräfin, ſo rathen Sie ihr Vorſicht; ſagen Sie ihr, Adalbert Neumark habe ebenſo treue Freunde, wie böſe Feinde und es ſei noch durchaus unentſchieden, wer von ihnen ſiegen würde.“

„Zu welcher Zahl gehören Sie?“ rief er heftig und finſter.

Helene blieb die Antwort ſchuldig, ſetzte ihren Fuß auf den Tritt des Wagens, deſſen Schlag ihr Diener geöffnet hatte. Eine Sekunde ſchien der Mann die Abſicht zu haben, ſie zurückhalten zu wollen; jedoch ein prüfender Blick auf Kutſcher und Bedienten, die Beide Söhne des weſtphäliſchen Landes, trefflich durch ihre herkuliſchen Geſtalten das Geſchlecht der alten Hünen repräſentirten, — ließ ihn ſich eines Beſſern bedenken. Er trat zurück — der Wagen rollte fort. — Nachdenklich ſchaute er ihm nach und ihn beſchäftigte die Frage: „Gehört ſie zu Neumark's Feinden oder Freunden?“ Je länger er an ihre letzten Aeußerungen dachte, deſto feſter hielt er ſich von Erſterm überzeugt; und um Ge-

wißheit zu erlangen, eilte er zu der einzigen Perſon, die ſie ihm zu verſchaffen vermochte, — zur Gräfin Berniczecka. — — —

Die Gräfin gab ihm Aufklärung und ſein Zorn war ſo heftig, daß ſie ihn kaum zu beruhigen vermochte; er legte ſich erſt etwas, als er eine Stunde ſpäter an Gräfin Berniczecka's Seite in einer Extrapoſt Münſter verließ und ſie ihm heiter zurief:

„Fürchten Sie Nichts, Mr. Waltram! wir böſen Feinde kommen den treuen Freunden zuvor und es iſt bereits ſo gut wie entſchieden, daß wir ſiegen werden!“

Um dieſelbe Zeit, wo Gräfin Berniczecka dieſe Worte ausſprach, übergab Helene Omberg dem Boten des Pater Hilarius ein Buch.

Neunzehntes Kapitel.

Im Salon der Gräfin Seevelbt beherrſchte am Abend des vierten April nicht wie in der letzten Zeit ſo häufig das Thema der Politik die Unterhaltung, ſondern jedes wichtige Zeit- und Tagesereigniß war durch die Nachricht verdrängt worden, daß der Freiherr von Buchenhauſen auf Almarſtein ſeine Verlobung mit Comteß Imhoff aufgelöſt habe.

Den Herrn des Hauſes hatte Graf Imhoff vor Beginn der Soirée aufgeſucht; er hatte ſeinem alten Freunde das ſeine Familie betreffende unangenehme Ereigniß ſelbſt mitgetheilt, ihn gebeten, die Nachricht am Abend ſeinen Gäſten nicht vorzuenthalten und hinzugefügt, daß er die Stadt am nächſten Tage zu verlaſſen gedenke und erſt nach Münſter zurückkehren wolle, wenn der Kreis der Verwandten und

Bekannten ſich über die Sache hinlänglich ausgeſprochen und beruhigt habe.

Zum hinlänglichen Ausſprechen kam es ſchon an demſelben Abend; doch — von Beruhigung zeigte ſich keine Spur! — Endloſen Unterhaltungsſtoff bot dieſes unvermuthete Ereigniß! — immer von Neuen ging ein Mitglied der Geſellſchaft nach dem andern zum Grafen Seeveldt und bat um Wiederholung der Aeußerungen des Grafen Imhoff.

Graf Seeveldt war und blieb an dem Abend trotz ſeiner grauen Haare, — trotz ſeine vier verheiratheten Söhne und längſt vermählten Töchter, trotz ſeiner Schaar Enkel — der geſuchteſte Mann — der Held ſeines eigenen Salons. Er war nicht allein ein liebenswürdiger alter Herr, ſondern auch ein geduldiger Mann; unverdroſſen wiederholte er daher zum zwanzigſtenmale ein und dieſelbe Sache und als er zum fünfzigſtenmale den Grund anführte, der Baron Buchenhauſen bewogen, ſein Bündniß mit Comteß Imhoff zu löſen, ſagte er, was er das erſte Mal geäußert: „Graf Imhoff behauptete, daß Baron Buchenhauſen ihm verſichert, ſeine Braut nicht zu lieben.“

Kopfſchüttelnd verließ man nach dieſer Nachricht

den Grafen, ging entweder ſtill und nachdenklich an ſeinen frühern Platz zurück oder ſuchte Diejenigen auf, mit denen man noch nicht über das Ereigniß ſeine Anſichten und Meinungen ausgetauſcht hatte. Aller Anſicht und Meinung ging aber dahin, wie außergewöhnlich es ſei, daß ein Bräutigam ſolches Bekenntniß dem Vater der Braut ablege; und wie noch nie dageweſen der Fall, daß ein Vater ſolchen Grund offen nenne. Das allgemeine Urtheil lautete: „Graf Imhoff bewährt ſich auch in dieſem Falle als ein Mann von Ehre und Charakter, der er ſein ganzes Leben hindurch geweſen; er weicht ſelbſt da nicht vom Recht und der Wahrheit ab, wo die kleinſte Uebertretung ihm Vortheil bringen könnte.“

Hie und da hätte man, um der Sache Reiz zu verleihen, gern ſogleich den einfachen Grund variirt. Es ging nicht! Der Berichterſtatter war an Ort und Stelle; und entweder verbeſſerte er jede Abweichung ſelbſt oder die anweſenden Wahrheitsliebenden, welche die Irrfahrten aus dem Gebiete der kahlen Wirklichkeit bemerkten, führten die vom rechten Wege Abſpringenden mit Beharrlichkeit wieder auf die einfache Thatſache zurück.

Als der Abend mehr vorgeſchritten, die Geſell-

ſchaft ſich vergrößert, da war auch die einfache Thatſache bereits in dem unendlichen Ocean der Vermuthungen untergegangen und hundert Gründe waren um die Zeit ſchon aufgefunden: „die Baron Buchenhauſen veranlaßt — die Graf Imhoff bewogen, die Verlobung zu löſen.“

Namentlich hatte die Sache durch Baron Haſſenbrock eine andere Wendung erhalten; er war der Einzige, der Buchenhauſen an dem Tage geſehn und geſprochen, — ihm hatte der Verlobte geſagt: „daß er ſich fortan in Almarſtein vergraben würde, — daß er eine ſo wichtige Reiſe vorhabe, die ihm keinen längern Aufenthalt in Münſter geſtatte.“

Weshalb Buchenhauſen reiſte, — warum er ſich auf ſeinem einſamen Gute vergraben wollte — Das hatte er zum Segen aller unermüdlichen Forſchernaturen, nicht hinzugefügt, Das ſuchte Dieſe zu ergründen und natürlich brachten ſie Das mit Paris, — mit Gräfin Imhoff und mit jener ſchönen Fremden in Verbindung, mit der Viele Buchenhauſen in den letzten acht Tagen häufig Abends im Dome geſehen haben wollten.

Es half dem Baron Haſſenbrock nicht, zu verſichern, daß Buchenhauſen erſt an dem Tage nach

Münſter gekommen ſei — Alle, die ſich in ſeiner Perſon getäuſcht und ihn mit Waldemar Bookhouſe verwechſelt, — ſie behaupteten entſchieden: „ſich nicht geirrt zu haben.“ Haſſenbrock, der noch nie in ſeinem Leben einen Irrthum eingeſtanden, entſchloß ſich ſogar zur Angabe: „Baron Buchenhauſen ſelbſt mit jenem Fremden verwechſelt zu haben“ — auch dieſes Wunder in den Analen ſeiner Lebensgeſchichte blieb ohne Wirkung! — — — Raimund von Buchenhauſen war und blieb in den Stunden Held ſo vieler verſchiedener Abenteuer und Romane, wie ſie in Wirklichkeit zu beſtehen und zu ſpielen Jemand in zehn Menſchenaltern ſchwer gefallen ſein würde.

Unter all den Perſonen der Soirée, die entweder im Gebiete der Phantaſie ſo blühende Reſultate erzielten, oder — mit der einfachen Thatſache ſich begnügend, dieſe nach allen Richtungen hin beſprachen, befand ſich wunderbarer Weiſe doch ein Weſen, das zu allen dieſen Dingen nichts ſagte und von der ganzen Angelegenheit ſo wenig Notiz nahm, wie es alle Menſchen in ſolchen und ähnlichen Fällen des Lebens zum Heil und Segen ihrer Mitbrüder und Mitſchweſtern thun ſollten! — —

Geſchähe Das — kultivirte das Menſchengeſchlecht bei ſolchen Anläſſen die Kunſt des Schweigens oder die Tugend der Wahrheitsliebe — wieviel Unglück würde dadurch im Leben verhütet werden — — wieviel Schmerz, Leid und Elend würde dann weniger auf Erden ſein! — Nirgends thürmen ſich leichter Berge von Unwahrheiten auf, als im unaufhörlichen Auf- und Abwogen bildſamer Converſationsſtoffe — jenem Terrain, das der Phantaſie, dem Geiſt und Witze ein freies Feld bietet. Möglich iſt, daß die Menſchheit aus Geſundheitsrückſichten dieſe Berge der Unwahrheiten ſo liebt; denn „Berge zu erſteigen" räth jeder Arzt als Verbeſſerungsmittel der Lungen und gute Lungen bedarf die ewig über Jedes und Alles redende Menſchheit doch leider zu nöthig, als daß ſie ſich ein ſo leichtes Mittel, ſie zu erlangen, entgehen laſſen könnte, — um ſo weniger entgehen läßt, da es noch dazu ein Mittel iſt, das ſie auf fremde Koſten gebrauchen kann.

Das eine Weſen, welches ſich in der Sevelot'ſchen Soirée durch Schweigen auszeichnete, — ſich gar nicht um Verbreitung der Gerüchte über Raimund von Buchenhauſen bemühte, war Comteß Helene Omberg von Hülsroden; und doch hätte ſie gerade

mehr reden können, wie alle Andern, denn ſie war die Einzige geweſen, die Raimund wirklich in Begleitung jener ſchönen Fremden geſehen hatte! —

Helene Omberg haßte Klatſcherei und Verläumdung; ihre edle, wahre und einfache Natur erhob ſich in Allem über dem Niveau der flachen Alltäglichkeit, — die Menſchen ſtanden ihr als Geſchöpfe Gottes zu hoch, als daß ſie es vermocht hätte, ſie in den Staub herabzuziehen, ihr Beſtreben war: vollkommner, beſſer zu werden, ſie ſchauderte vor dem Gedanken — vor der That zurück, ſich ſelbſt zu erniedrigen! — Helene ſprach nur warm und lebhaft, wenn ſie ihre Worte auf dem Fundamente des Rechts und der Wahrheit erheben konnte, — ſie ſchwieg ſtets, wenn es galt, Jemand anzugreifen oder zu verdammen! — Selbſt rein von Herzen und unbefleckten Charakters, blieb auch Das immer rein, das ſie berührte.

Oft erhob ſich an dem Abend ihr ernſtes, klares Auge von den Albums, die ſie betrachtete, wenn immer von Neuen und immer wieder Baron Buchenhauſens abgebrochene Verbindung Stoff zum Reden gab. Ihr Blick errichtete nicht ſelten einen Damm, der die Fluthen der Vermuthungen glücklich

hemmte; zu wiederholten Malen ließ sie es sich auch angelegen sein, den Gesprächsgegenstand durch geschickte Fragen auf etwas Anderes zu lenken und mit Gewandtheit in der neu angeregten Bahn zu erhalten. Sie war liebenswürdig in ihrem Bemühen, Abwesenden ihren Schutz angedeihen zu lassen; ihr gewöhnlich bleiches Gesicht röthete sich nicht allein durch den leichten Aerger über die Consequenz der Gesellschaft, sondern auch bei ihren Bestrebungen, den Unterhaltungsgegenstand zu wechseln. Sie war vielen Sprechens ungewohnt. Seit Jahren einsam auf dem Lande, meist in kleinem Familienkreise lebend, war ihre einst so regsame lebendige Natur stiller geworden und ihr Geist, der früher das Bedürfniß eines Austausches mit Andern besessen, diesen Genuß aber nur in seltenen Fällen gehabt, hatte sich nach und nach in diese Entbehrung gefunden und daran gewöhnt, mehr Beobachtungen zu machen, als Bemerkungen laut werden zu lassen. So regte sie lebhafte Unterhaltung denn mehr an und diese Erregung verlieh ihrem anziehenden Gesichte ungewöhnlichen Reiz. Unendlich Viele, die sonst Helene Omberg nur als hübsch bezeichnet, fanden sie an dem Abend schön.

Trotzdem von Zeit zu Zeit ihre Bemühungen, die Unterhaltung auf andere Themas zu leiten, augenscheinlich erlahmten und ihre Gedanken unverkennbar weit hinaus über die Grenzen flogen, wo ihr Körper gebannt war, nahm ihre Erregung im Verlaufe des Abends so zu, daß keinem genauen Beobachter entgehen konnte, wie in ihrem Innern nichts von der Ruhe war, die sich in ihrem äußern Wesen kund gab.

An solchem genauen Beobachter fehlte es Helene nicht; es war der Freiherr von Hassenbrock; ihm entging ihr Bestreben, der Unterhaltung andere Wendung zu geben, nicht; — er sah, daß sie stets die Thüre des Salons im Auge behielt; — ihm fiel auf, daß sie jedesmal leicht erbebte, wenn die seidene Portière rauschte, in deren unmittelbarer Nähe sie saß und welche den Eingang eines Kabinets verhüllte, durch den dieser oder jener genauere Bekannte des Hauses unbemerkter in die Gesellschaft schlüpfte. Hassenbrock sah auch deutlich, daß sie immer ängstlicher nach der Salonthüre blickte, immer hastiger sich nach dem Eingange in ihrer Nähe umwandte, immer schärfer die Ankommenden beobachtete, je weiter der Abend vorrückte. Vielleicht war es die

Eiferſucht, die des jungen Mannes Auge ſo ſchärfte. Er liebte Helene Omberg oder — vielmehr — er beabſichtigte, die reiche Erbin zu heirathen! — Voll Geringſchätzung hatte er immer und wieder das Gerücht vernommen, daß Gräfin Omberg den Verwalter ihres Vaters geliebt — voll Geringſchätzung würde er ſelbſt angehört haben, daß ſie ihn noch liebe, denn — ſolcher Nebenbuhler exiſtirte für ihn nicht! — Anders wirkten die Bemerkungen auf ihn, die er in der Soirée ſelbſt machte; Helenens offenbare Theilnahme an dem reichen, ihr ebenbürtigen Majoratserben genirte ihn, — ihre häufige Zerſtreutheit und das Beobachten der ankommenden Gäſte flößten ihm die nicht ungerechte Beſorgniß ein: „daß Etwas außer ihm ihre Gedanken in Anſpruch nehme, ſie Jemand erwarte, der nicht Er ſei!“ — Er wurde verſtimmt. Als Helene daher einmal offen Parthei für Raimund von Buchenhauſen ergriff, ſagte er gereizt:

„Sie wiſſen wohl nicht, gnädigſte Gräfin, daß Baron Buchenhauſen ſich doch aus ganz freier Wahl um Veronika von Imhoff beworben? —“

„Freie Wahl?“ wiederholte ſie erſtaunt.

„Nun gewiß, er ſtand völlig unabhängig da.“

„Man ſollte glauben, Baron Haſſenbrock,“ rief Helene lächelnd, „Sie ſprächen von jedem Andern, nur nicht von einem weſtphäliſchen Majoratsbeſitzer! Bei Denen iſt doch weder von freier Herzenswahl, noch von Unabhängigkeit die Rede.“

„Und Sie, gnädigſte Gräfin, laden durch Ihre Worte den Schein auf ſich, als glaubten Sie, daß unter den alten Familien unſeres Landes nie Ehen aus Liebe geſchloſſen würden; denken Sie doch an Graf Stadtberg! er giebt den glänzendſten Beweis für meine Behauptung.“

„Und Graf Prinzenthal ebenſo leuchtenden Beweis für meine Ausſage! — Sie werden ſich entſinnen, daß ſeine glühende Liebe für ſeine jetzige Frau plötzlich erkaltete, als man ihm ſagte, daß ihr Stammbaum nicht den Anſprüchen ſeines Majorats genüge; — erſt als er durch ihre Familie alle Beweiſe erhalten, daß die Ahnenreihe vollzählich — erwachten von Neuem ſeine Gefühle für das ſchöne junge Weſen, das ſein ſchnelles plötzliches Zurückziehen faſt dem Tode Preis gegeben hatte! — —“

„Mit Ihnen iſt über den Punkt nicht gut zu ſtreiten, Comteß Omberg, Sie ſind, wie ich durch Ihren Herrn Bruder weiß, nicht für unſere alten

Familienſtatuten eingenommen, und dieſe erhalten doch allein den hellen Glanz unſerer edlen Namen aufrecht.“

„Wohl mir, daß ich für Geſetze nicht ſchwärmen, — für Ideen mich nicht begeiſtern kann, die nur den Glanz alter Namen erhalten, aber das Leben Derjenigen, die ſie tragen, ſo häufig trüben!“ antwortete ſie ruhig.

„Jede große und erhabene Idee fordert ihre Opfer!“ rief Haſſenbrock emphatiſch; dann ſetzte er raſch hinzu: „Laſſen wir den Punkt ruhen! im andern Fall weichen unſere Anſichten gewiß nicht von einander ab, und Sie werden uns Allen Recht geben, die wir behaupten, daß mein Freund Buchenhauſen auf ſehr leichtſinnige und zu ſchnelle Art ſeine Verbindung abgebrochen.“

„Ich kann nicht darüber urtheilen, da ich die Motive ſeiner Handlung nicht kenne. Wahrſcheinlich ſind ſie Ihnen, „ſeinem Freunde,“ beſſer bekannt — Ihr Urtheil daher richtiger!“

Der junge Mann erröthete tief bei des Mädchens ernſter Betonung des Wortes „Freund.“ Durch den ihn treffenden Vorwurf gekränkt, rief er erregt: „Kenne ich auch die Motive nicht ſo ge-

nau, wie Sie vielleicht annehmen, so glaube ich Buchenhausen doch nicht zu nahe zu treten, wenn ich ihn des Leichtsinnes und zu rascher Handlungsweise anklage."

„Inwiefern handelt er leichtsinnig?"

„Daß er sich verlobte und nun seine Braut nicht heirathen will."

„Hörten Sie nicht, daß er gesagt, sie nicht zu lieben?"

„Nun da haben Sie ja sein Unrecht! Warum verlobte er sich mit einem Mädchen, das er auf die Dauer nicht lieben konnte? —"

„Und weil er es gethan, soll er eine vielleicht augenblickliche Uebereilung durch das ganze lange Leben büßen?" fragte sie mild. Lebhaft setzte sie hinzu: „Nein, nein, Baron Hassenbrock, das würde ich leichtsinnig mit dem eigenen Lebensglück umgehen nennen."

„Aber mit fremden scheint er es nach Ihrer Ansicht thun zu dürfen!" rief er bitter.

„Nennen Sie das Leichtsinn, wenn er offen und wahr handelt, — Leichtsinn, wenn er nicht wagt, Gelübde vor Gott und Menschen auszusprechen, die er nicht erfüllen kann?"

„Darum hätte er sich prüfen müssen, ehe er sich verlobt!“

„Und da er Das nicht gethan, soll er Ihrer Meinung nach nun noch zum Unrecht den Meineid hinzufügen?“

„Sie sind scharf, Comteß!“ sprach er heftig.

„Und Sie verlangen zu viel!“ entgegnete sie freundlich.

„So bedenken Sie aber doch mindestens, wie verletzend und beleidigend seine Offenheit und Wahrheit für die Imhoff'sche Familie ist, wie schmerzlich sie für die Braut sein mag.“

„Da haben Sie Recht — die Sache ist traurig! — Was ist aber der jetzige Schmerz des Mädchens gegen das Leid, was die Frau zu ertragen gehabt hätte, wenn sie eingesehen: das Herz ihres Mannes nicht zu besitzen. Jetzt beweint sie die Aussicht, auf entschwundenes Lebensglück, — später würde sie die Gewißheit desselben zu beweinen gehabt haben! — Glauben Sie nicht, daß sie sehr bald die Erkenntniß ihres traurigen Looses, — ihres beiderseitigen verfehlten Lebens gewonnen hätte? glauben Sie nicht, daß sie es einst bitter beklagt, wenn er die traurige Energie gehabt, eine unzerreißbare Verbindung zu

ſchließen und ihm die nothwendige Energie gefehlt, ein lösbares Verhältniß zu löſen? — Bedenken Sie doch, wie furchtbar die unzerreißbare Feſſel der Ehe ſein mag, wenn die tiefe, innige, wahre Liebe, wenn Alles, Alles fehlt, das die Ehe zu einem Bande macht, das Herz und Seele verbindet und die Brücke bildet, die aus dem dunkeln Erdenleben die Menſchen hinauf zu einem Himmel der Seligkeit führt! O, Baron Haſſenbrock, verurtheilen wir daher keinen Menſchen, der, wenn er noch jung und lebensvoll iſt, nicht den Muth hat, ſich eine Feſſel aufzuerlegen, die bis in ſein höchſtes Alter ihm die Seele wund drücken kann, — verdammen wir Niemand, dem die Kraft fehlt, ſich aufzuopfern, um fremdes Glück zu gründen und freuen wir uns im Gegentheil der geſunden kräftigen Naturen, die Muth und Energie haben, nach dem höchſten Erdenglück zu ſtreben und ſollten ſie auch eben dieſes Strebens halber mit der Menſchheit brechen — und die Welt anſcheinend aus ihren Fugen reißen müſſen."

Baron Haſſenbrock hatte ſich, als Helene das Wort „Ehe" geſprochen, das ihm ſo beſonders ſüß von ihren Lippen erklungen war, in die angenehmſten Combinationen verloren und das Ende ihrer

Rede ganz überhört. Deſto aufmerkſamer hatte aber ein Anderer auf dieſe Worte gelauſcht. Beim Beginn des Geſprächs zwiſchen Haſſenbrock und Helene hatte dieſer Andere gerade in dem Augenblick durch das Kabinet in den Salon treten wollen, als er ſeinen Namen nennen hörte. Unwillkürlich war er auf der Schwelle der Thüre ſtehen geblieben, in deren Nähe die beiden Redenden ſaßen und ſeine Hand hatte die Portière wieder ſinken laſſen, die er bereits erhoben. So war er denn unbemerkter Zeuge eines Geſprächs geworden, in dem ein Mann, mit dem er ſeit frühſter Jugendzeit befreundet — ihn angriff — und eine Dame ihn vertheidigte — die ihm völlig unbekannt war! — Dieſe Unbekannte intereſſirte ihn von Sekunde zu Sekunde mehr und als ſie Thaten und Handlungen das Wort redete, die ihn in ſeinem augenblicklichen Gemüthszuſtande auf das Tiefſte und Mächtigſte erſchütterten, da drängte es ihn, ein Weſen zu erblicken, das Worte geſprochen, von denen jedes einzelne ihm aus der Seele geredet.

So erhob denn Raimund von Buchenhauſen die Portière, als Helene Omberg in heftigſter Erregung inne hielt und ihr glänzendes Auge feſt auf Den-

jenigen richtete, den sie zu mildern Urtheil über seinen Nebenmenschen bestimmen wollte. Raimund sah weder dieses von warmer Begeisterung strahlende Auge, noch den von Sanftmuth und Herzensgüte zeugenden Ausdruck des Gesichts; Helene saß, mit dem Rücken gegen die Thüre gewendet, der Beobachter im Kabinet erblickte nur eine große schlanke Gestalt, die ein schwarzes Atlaskleid umhüllte; er sah nur einen schön geformten Kopf, den die reichsten Flechten lichtbraunen Haares umkränzten, das weder, wie bei allen übrigen Damen der Gesellschaft, Brillanten schmückten, noch Bänder und Blumen zierten. Diese einfachen Merkmale der äußern Erscheinung flüchtig überschauend, aber fest sich einprägend, um daran die Unbekannte wieder zu erkennen, ließ Raimund die Portière wieder fallen und zog sich leise aus dem Kabinet zurück, um nun durch den Haupteingang in den Salon zu treten.

Baron Hassenbrock hatte das flüchtige Auftauchen von Raimund's Erscheinung hinter der Portière übersehen, sein Blick ruhte zärtlich auf dem schönen Mädchen und er entgegnete verbindlich als sie schwieg: „Comteß Omberg, Sie haben mich überzeugt, daß mein Freund nicht so unrecht gehandelt, wie ich ge-

fürchtet. Es mag ohnehin trostlos genug sein, wenn in der Ehe die Liebe schwindet, doch gewiß noch viel trauriger, eine Verbindung schon ohne alle Liebe, ohne jede Aussicht auf Glück zu schließen!"

Helene schien der zärtliche Blick des jungen Mannes wenig zu behagen, und als er mit gesteigerter Emphase hinzufügte: „Darum wird mein Bestreben auch nur dahin gehen, mir ein Herz zu erringen, das mir ein dauerndes Glück in der Ehe sichert!" unterbrach sie ihn scherzend mit den Worten: „Jedenfalls werden Sie nie, soviel ich nach Ihren Aeußerungen zu beurtheilen vermag, für die Unterhaltung in einer Soirée auf die Weise sorgen, wie es Baron Buchenhausen heute unbewußt gethan."

„Ja, gewiß hat mein guter Raimund jetzt durchaus keine Ahnung davon, daß während der Zeit, wo er von Minute zu Minute sich weiter von Münster entfernt, sein Name hier auf Aller Lippen schwebt!"

Helene erschrak heftig bei diesen Worten; nur mit Mühe bezwang sie ihre Aufregung, um ruhig fragen zu können: „Ist Baron Buchenhausen nicht in Münster geblieben?"

Als Haſſenbrock antwortete: „Nein, er iſt jetzt auf dem Wege nach Bremen!“ blickte Helene angſterfüllt, verzweiflungsvoll um ſich — ihr Auge fiel auf Raimund von Buchenhauſen, der in dem Augenblicke in den Salon trat. Mit der Anmuth, die jede ſeiner Bewegungen charakteriſirte, grüßte er die Umſtehenden, ſchritt leicht und gewandt auf die Dame des Hauſes zu; doch ob er auch eine Zeit lang ruhig mit Gräfin Seeveldt ſprach, durchflog ſein Blick ſo lange unruhig den Salon, bis er jene große, ſchlanke Geſtalt im ſchwarzen Atlaskleide wiedergefunden. Sichtliche Ueberraſchung malte ſich in ſeinen Zügen, als er in ihr Diejenige erkannte, die ihm einige Stunden zuvor im Dome die Weiſung gegeben: „am nächſten Morgen wieder in der Kirche zu ſein,“ — und welche ihn ſpäter dringend hatte bitten laſſen: „um jeden Preis noch an dem Abend die Soirée der Gräfin Seeveldt zu beſuchen!“ —

„Wer iſt jene Dame, die dort mit Baron Haſſenbrock redet?“ fragte Raimund lebhaft.

„Meine Nichte!“ antwortete die Gräfin mit Stolz.

„Comteß Omberg?“ —

„Helene Omberg von Hülsroden!“

„Ich ſehnte mich lange darnach, ſie kennen zu lernen, gnädigſte Gräfin!“

„So erlauben Sie mir, Baron Buchenhauſen, Sie meiner Nichte jetzt vorzuſtellen!“

Zwanzigſtes Kapitel.

In einem kleinen Seitenzimmer der höchſten Etage des Gerbauletſchen Hôtels in Münſter ſtand Mr. Bookhouſe am Fenſter. Sein Blick ſchweifte nur mitunter hinab in die dunkle Tiefe der Straße oder fort über die etwas hellere Fläche des Marktplatzes, die er zu ſehen vermochte. Nur dann und wann verfolgte ſein Auge die ſpäten Wanderer, welche, tief in ihre Mäntel gehüllt, über die Straße eilten oder durch die düſtern Bogengänge ſchritten, die ſich unterhalb der alten Giebelhäuſer des Marktplatzes hinziehen. Immer wieder flog ſein Blick hinauf zu ſeinem nahen Gegenüber, zu dem hohen Thurme der Lambertikirche; ſinnend und ſchwermüthig blieb er haften an jenen furchtbaren eiſernen Käfigen, die einſt die drei berüchtigten Widertäufer in ſich aufgenommen und denen man noch bis auf

dieſe Tage ihren ſeltſamen Platz als ſchreckliches Erinnerungszeichen an jene für das ganze Münſterland ſo traurige Epoche gelaſſen hat. So oft Bookhouſe hinſah auf dieſe ſchwarzen Käfige, auf dieſe dicken Eiſenſtangen, die nun ſchon ſeit Jahrhunderten jedem Einfluß der Witterung getrotzt, ſo erbebte er! — Er vermochte nicht, ohne Schauder an das Schickſal dieſer Männer zu denken, die aus einfachen Lebensverhältniſſen herausgetreten, begeiſtert für irrige Anſichten gekämpft, — geſiegt — eine Zeit lang in Ehren und Anſehn gelebt, — von denen der Eine ſich ſogar den Purpurmantel um die Schultern geſchlungen und die Krone auf's Haupt geſetzt — — die Alle in wahnſinniger Verblendung immer weiter auf der einmal betretenen Bahn des Irrthums und Verderbens vorgeſchritten, bis endlich eine höhere Macht ihrem Walten ein Ziel geſetzt und ſie an jener Spitze des Lambertikirchthurms den letzten furchtbaren Lohn für ihre Thaten empfangen! —

Seitdem Bookhouſe in Münſter war und dieſes Zimmer bewohnte, zög es ihn immer wieder und immer von Neuem mit magiſcher Gewalt zu dem Platze hin, wo ſich ihm ſo ſchauerlicher Anblick bot. Zuerſt hatte er jene Käfige in der Nacht ſeiner An-

kunft in Münſter geſehen. Vom geiſterhaften Lichte des Mondes umleuchtet, hatten ſie vierzehn Tage zuvor einen Eindruck auf ihn gemacht, unter deſſen Einfluß er noch an dem Abend ſtand, wo ſein Schickſal eine ſo plötzliche unvermuthete und günſtige Wendung genommen. Damals hatte er mit geheimer Beſorgniß an den letzten noch lebenden Träger des Namens gedacht, der ihn als Verwandten anerkennen ſollte, — mit Zagen war er nach Almarſtein gereiſt — unverrichteter Dinge wieder heim nach Münſter gekehrt und voll Trauer hatte er erkannt, daß ſich die Erfüllung ſeiner Wünſche von Neuem auf ungewiſſe Zeit verzögert; jetzt — an dem Abend — war nun ſeine Tochter plötzlich mit Demjenigen zu ihm gekommen, den er ſo fern — den er ſich ſo unerreichbar gewähnt! —

Raimund von Buchenhauſen hatte die kühnſten Träume von Bookhouſe übertroffen, — er hatte ihn und ſeine Kinder bereits als ſeine nächſten Verwandten begrüßt und anerkannt, bevor er noch die Dokumente erblickt, welche die Anſprüche dieſes aus Amerika plötzlich aufgetauchten Zweiges ſeiner Familie beweiſen ſollten; — Raimund war vor ungefähr einer Stunde mit der feſten Zuſicherung von

ihm geſchieden: „daß es ſein eifrigſtes Beſtreben ſein ſolle, ihn an das Ziel ſeiner bisher unerfüllten Wünſche zu bringen — er nicht früher ruhen werde, bis alle Verhältniſſe geordnet und er vergütet, was Andere vor Zeiten verſchuldet.“

Bookhouſe ſah ſich, nachdem Raimund ihn verlaſſen, dem Ziele, das er einunddreißig Jahre erſtrebt, nun ſo nahe, wie noch nie; die Gewißheit der endlichen Erfüllung ſeiner Hoffnungen ſtand vor ihm und dennoch war er — nachdem ſich der erſte Freudenrauſch über das günſtigſte Ereigniß ſeines Lebens gelegt, — von einer Muthloſigkeit befallen, — von einer ſo heftigen Angſt und Beſorgniß ergriffen, wie er ſich noch nie entſann, gehabt und empfunden zu haben, — — ſelbſt zu jener Zeit nicht, wo ſich ihm bei ſeinen Hoffnungen kaum eines Strohhalmes Stärke als Halt und Stütze geboten.

So iſt nun aber einmal die Natur des Menſchen organiſirt! — durchſegelt er auf dem ſchwankenden Fahrzeug der Ungewißheit den weiten unendlichen Ocean der Hoffnung, ſo hat er überall die lachenden Ufer des Glücks vor Augen; — dem erſehnten Eilande einer ſchönen Gewißheit aber nahe, erblickt er überall Klippen, an denen ſein Lebensſchiff

zerſchellen — Brandungen, in denen es verſinken könnte.

Wohl dem Menſchen, der unter vollen Sonnenſchein dieſe lachenden Ufer des Glücks ohne Unfall erreicht! — wehe aber Dem über deſſen Haupte ſich noch ein drohendes Gewitter zuſammenzieht, — den ein Sturm wieder zurückſchleudert, bevor er das Eiland der Gewißheit betreten! — Sein Lebensſchiff treibt dann gar oft mit dem zerriſſenen Segel der Illuſion, mit dem gebrochenen Steuerruder des Muths aus dem Meere der Hoffnung in die offne Brandung der Verzweiflung und zu entſetzt über den jähen Wechſel, zu müde, von Neuem gegen die Wogen eines trügeriſchen Elements anzukämpfen, ſinkt er tief und immer tiefer in die brauſenden Wellen dieſer gefährlichen Strömung und — — — iſt verloren!

Bookhouſe war in den letzten Tagen auch in dieſe Brandung der Verzweiflung gerathen; ſchaudernd dachte er zurück an den tiefen Abgrund, an dem er nach ſeiner vergeblichen Reiſe nach Almarſtein geſtanden und tiefgefühlt war ſein Dank gegen Gott, der ihm in Raimund von Buchenhauſen einen rettenden Engel geſandt.

Daß trotz dieſes Dankes gegen den Lenker ſeines Schickſals, trotz der Verſprechungen Raimund's, Nichts von der ſüßen Ruhe der Gewißheit in ſeine Bruſt einziehen wollte, begriff Bookhouſe ſelbſt kaum.

Die düſterſten Ahnungen durchflutheten ſeine Seele an dem Platze, wo ſich ihm ſolch düſteres Bild zeigte — er jene grauſigen Käfige ſah! — — Ganz unbegründet waren dieſe Ahnungen nicht; ſeltſam nur, daß ſie ihm nicht früher gekommen, daß ſie erſt jetzt einen ſo geſpenſtiſchen Charakter annahmen, — erſt jetzt die hellen Strahlen ſeiner Glückshoffnungen trübten! —

Wie quälte ihn an dem Abend der Anblick ſeiner Kinder, — die ſchattenhafte Erſcheinung ſeines Sohnes, — das bleiche Antlitz ſeiner Tochter. — Beide Wahrnehmungen ſchmerzten ihn tief und wie einſt das Herz des Mannes aus tauſend Wunden geblutet, da ſein Stolz gedemüthigt, ſein Ehrgeiz unbefriedigt geblieben war, ſo blutete jetzt das Herz des Vaters, weil er leiden ſah; was ihm das Liebſte, das Theuerſte auf der Welt.

„Ein Name“ war Bookhouſe als das beſte und ſicherſte Mittel erſchienen, um das Glück ſeiner

Kinder in der Zukunft begründet zu ſehen. — Welchen Gewinn brachte ihnen ein Name — hatten Beide überhaupt eine Zukunft? —

Bei ſeinem Sohne hatten Seelenſchmerz, Krankheit ein blühendes Leben binnen wenigen Monden zerſtört — bei ſeiner Tochter ſchien daſſelbe Werk im Zeitraume von Stunden vollbracht! — — Waldemar war ſeinem Vater noch nie ſo elend erſchienen, wie an dem Abend; Bookhouſe hatte ſtets bisher auf das Aufflackern der letzten Lebenskräfte ſeine Hoffnungen gegründet und ſo ſchwach dieſe Pfeiler auch geweſen, auf denen er den ganzen ſtolzen Bau ſeiner Zukunftspläne erhoben, — immer hatten ſie das kühne Luftſchloß ſeiner Phantaſie ohne Wanken getragen.

Daß dieſes Gebäude nun plötzlich bis in den Grund erſchüttert worden, dazu hatte Raimund's Beſuch die Veranlaſſung gegeben.

Als ſie neben einander geſtanden dieſe beiden letzten jungen Sproſſen eines Stammes, da hatte ſich gezeigt, wie ähnlich ſich Beide — und doch wie verſchieden Beide! — — Der Eine blühend, kräftig — der Andere gebrochen, ſchwach! — — —

Nicht dieſer Gegenſatz allein ſchnitt ſo tief in's

Vaterherz, es that ihm noch weher, daß diesen traurigen Unterschied auch gleich ein Fremder wahrnahm; denn als die beiden Vettern so heiter über die Verwechselungen ihrer Personen gescherzt, Waldemar, Raimund betrachtend, gesagt: „Eigentlich fasse ich nicht, wie man Dein blühendes Aeußere mit meinem krankhaften verwechseln konnte!“ — — da hatte Raimund's Blick sich mit dem Ausdruck der tiefsten Trauer auf seinen Verwandten geheftet und obgleich er zuversichtlich erwidert: „Hoffentlich wirst Du bald ebenso kräftig sein, wie ich!“ hatte doch der Ton und der Ausdruck seines Gesichts dieser Hoffnung zu klar — zu entschieden widersprochen.

Hätte Bookhouse sich auch da noch täuschen wollen, später mußte ihm die heftigste Besorgniß erfassen.

Kurze Zeit nachdem Raimund sich entfernt, um der dringenden Aufforderung, „die Seevelbt'sche Soirée zu besuchen,“ nachzukommen, trat bei Waldemar ein Zustand größter Abspannung ein. Bleich, bis zum Tode erschöpft war er auf das Sopha gesunken und man hatte eingesehen, daß er in den Augenblicken zu angegriffen, um zur Ruhe gebracht werden zu können. Gertraud kniete neben ihm. Er hatte ihre

eine Hand ergriffen, mit der andern streichelte sie liebevoll sein Antlitz. Trotzdem sie eigenes Leid zu tragen, bemühte sie sich, das seine zu lindern, das sie um die Stunde so besorgt machte, wie noch nie.

Bookhouse hatte diesen veränderten Ausdruck in Waldemar's Zügen um so weniger mit ansehen können, als er sich gerade nach Raimund's Fortgehen der Pläne erinnert, welche er für die Zukunft seines Sohnes gehegt. Von plötzlicher, namenloser Angst für das Leben Waldemar's ergriffen, war er von seinem Platze aufgesprungen und an das Fenster getreten. Das düstere Bild der Nacht und des Grausens war nicht geeignet, seine finstern Gedanken zu verscheuchen. Lange Zeit stand er unter dem peinlichen Eindrucke, da veranlaßte ihn leises Geflüster, sich umzuwenden; er sah, daß seine Kinder ihre Stellung geändert — Gertraud saß neben Waldemar, dieser hatte seinen Kopf an ihre Brust gelegt, leise fragte er sie, wie es so rasch gekommen, daß sie Raimund liebe.

Bookhouse hörte Gertraud traurig entgegnen: „Sprich nicht von dieser Liebe, Waldemar! — sie muß ebenso rasch verschwinden, wie sie gekommen!"

„Kann das Liebe?" fragte Waldemar ernst.

„Wenn es ſein muß!“

„So war es nicht die echte Liebe, Gertraud!“

„Iſt denn mit echter Liebe ſtets das Glück verbunden?“

„Nein, o nein!“ rief Waldemar leidenſchaftlich.

Aus Gertraud's Augen fielen Thränen auf die Stirn des Bruders.

„Meine arme, arme Schweſter!“

„Mein armer Bruder, der Du ſolches Leid ſo zu würdigen weiſt!“

Die Geſchwiſter umſchlangen ſich; ſie beweinten zuſammen ihren Schmerz, — beklagten gemeinſam ein gleiches Weh — das, — hoffnungsloſer Liebe! — —

Dem Vater ſchnitt das Leid ſeiner Kinder in's Herz; des Einen Kummer vermochte er nicht zu lindern, des Andern Thränen glaubte er trocknen zu können; liebevoll ſprach er: „Gertraud, Du wirſt glücklich werden!“

Erſchrocken blickte das Mädchen empor, verwirrt ſah ſie einige Augenblicke ihren Vater an, ſchüttelte aber wehmüthig den Kopf, als er hinzuſetzte:

„Gewiß, mein Kind!“

„Nein, nein Vater, es iſt unmöglich!“

„Würdeſt Du Dein Glück denn nicht in Raimund's Liebe finden, die er Dir und mir geſtanden?"

„Kann ich es denn, Vater?"

„Warum nicht?"

„Und Du würdeſt ihm meine Hand nicht verweigern?"

„Gewiß nicht, wenn Du ihn liebſt und er Dich liebt!"

„Vater — Einſt dachteſt Du anders! — Damals, am Sterbebette Deines Vaters, ſagteſt Du zu Waldemar: „Müßteſt Du Deine Liebe einem Namen opfern, würdeſt Du es thun! Trägſt Du den Namen eines edlen Geſchlechts, ſo biſt Du auch verpflichtet, die Geſetze zu ehren, welche die ſtarken Säulen ſind, die den Glanz eines alten Hauſes aufrecht erhalten." Raimund von Buchenhauſen iſt nun der Letzte des Stammes, der ſeinen alten Namen in fleckenloſer Reinheit erhalten hat. Soll er abfallen, wie jener Buchenhauſen; ſollen ſich in ſpäteren Generationen die Kämpfe, das Leid, das Elend, das Du ertragen wiederholen? — Nein Vater, das kannſt Du nicht wollen! — oder, Vater, willſt Du Dich endlich zu den Anſichten des Mannes bekennen, dem ſeine Liebe höher ſtand, als ein

Name, willſt Du dem freien Lande, dem wir eigentlich angehören, Ehre machen und Ideen verfechten, die zwar nicht den äußern Glanz des Lebens heben, aber das innere Glück der Menſchen gründen?“

In heftiger Erregung ſchwieg Gertraud. Tief hatten Bookhouſe die Worte des Mädchens getroffen, — klar entſann er ſich, geſprochen zu haben, was ſie wiederholt. Sollte er nun anders handeln, wie er geſprochen? — aus dem Grunde anders handeln, weil es ihm Vortheil brachte und das Glück ſeines Kindes ſicherte? — — „Nein! und tauſendmal nein!“ riefen alle Stimmen im Herzen des Mannes für den ein Name das Ideal ſeines Lebens und Strebens geweſen — für den ein Name das Götzenbild ſeiner Thaten und Handlungen war! — — —

„Einzelne Opfer müſſen jeder großen Idee fallen!“ rief er mit dem Fanatismus eines echten Ariſtokraten und ſetzte feierlich hinzu: „Raimund von Buchenhauſen, der letzte Sproſſe jenes reinen Stammes unſerer Familie, hat die heilige Verpflichtung, ſeinen Namen rein und unbefleckt zu erhalten und ich werde ihn ſtützen, wenn ſeine Kraft wankt.“

Er trat an das Fenſter zurück. Jetzt erhob er

aber ſein Auge nicht zu den Käfigen am Lambertithurme — — den ſchauerlichen Grabſtätten jener Männer, die auch von blinden Fanatismus geleitet, für irrige Anſichten gekämpft und den Boden ihrer Ideen ſo oft mit dem Herzblut Derjenigen getränkt hatten, die ihnen das Liebſte und Theuerſte der Welt geweſen! — Er ſtarrte düſter vor ſich hin, nachdem er über das Lebensglück ſeines Kindes entſchieden — ſein Troſt in der bittern Verzweiflung ſeines Herzens war der ihn erhebende Gedanke: „den Grundſätzen der alten weſtphäliſchen Ariſtokratie gemäß gehandelt zu haben, deren Hauptfundament iſt: „Fleckenloſe Reinheit ihrer Stammbäume!“

Bookhouſe hatte durch ſeine Entſcheidung den letzten, kleinſten Hoffnungskeim in Gertraud's Herzen zertreten; ihre junge Seele rang mit Entſchlüſſen, die den Anſprüchen eines alten Namens genügen ſollten, ſich aber durchaus nicht mit den Anſprüchen ihres jungen Herzens vereinigen wollten. Unter ſolchen ſchwer zu faſſenden Entſchlüſſen und traurig ernſten Gedanken erblich der letzte Schein jener tiefen Purpurglut in ihrem Antlitz, welche der Strahl der Liebe und die warme Sonne eines kurzen Glücks wach gerufen. — Nach einem Zeitraum von ungefähr einer

Stunde war Gertraud so bleich, ihre Züge so kummervoll, daß dem Anschein nach sie an dem Abend nicht tiefer erbleichen und nichts auf der Welt diesen Ausdruck von Betrübniß bannen konnte. Dennoch geschah Beides! — — Als vom Lambertikirchthurme der letzte Schlag der letzten Stunde des vierten April ertönte, zeigte des Mädchens Antlitz einen Moment eine fast geisterhafte Bläße — die Bläße eines tödtlichen Schrecks, in der andern Sekunde war es aber vom leuchtendsten Roth überflogen und nicht allein von der Farbe der Freude — sondern auch vom Ausdruck der reinsten Freude überstrahlt.

Mit dem letzten verhallenden Schlage der zwölften Stunde klopfte es nämlich laut an die Thüre des kleinen Zimmers, in dem die Familie Bookhouse noch versammelt war. Bevor ein „Herein!" den späten Gast zum Eintritt aufgefordert, stand Raimund von Buchenhausen schon auf der Schwelle.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Mit Raimund von Buchenhauſen war in den zwei Stunden, wo er ſich von ſeinen Verwandten entfernt, eine ſo große, auffallende Veränderung vorgegangen, daß ſie weder Mr. Bookhouſe noch ſeinen Kindern entging. Erſchrocken blickten ſie in ſein bleiches Geſicht, angſtvoll riefen ſie: „Was iſt geſchehen? was iſt Dir begegnet? — warum kommſt Du noch ſo ſpät?“

Raimund ſah ſich verſtört in dem kleinen Kreiſe um und ſprach haſtig: „Hoffentlich iſt, was bereits geſchehen, nicht ſo ſchlimm, wie es mir im erſten Augenblick des Schrecks erſchienen und Euch Allen vielleicht auch den Eindruck machen wird! Zeit zu langer Vorbereitung und genauer Abwägung meiner Worte habe ich nicht. Je raſcher Ihr Alles wißt, deſto ſchneller könnt Ihr Eure Entſchlüſſe faſſen und

davon hängt unſer Aller Vortheil ab. — In der Geſellſchaft, zu der ich vorhin auf ſo dringende und mir etwas räthſelhaft erſcheinende Weiſe aufgefordert wurde, iſt mir die Nachricht mitgetheilt: daß uns Allen nahe Gefahr droht! — Zwei ſtarke Kräfte haben ſich vereint, in den geheimen Verſteck des Almarſteiner Schloſſes zu dringen — zwei verſchiedene Abſichten ſollen dabei verfolgt werden. Der Euch betreffende Theil bei der Sache iſt, daß die eine der Perſonen der Euch bekannte Waltram —"

„Waltram!" ſchrie Bookhouſe mit dem Ausdruck höchſten Entſetzens.

„Derſelbe, der bei mir in Paris geweſen und mir das Mährchen aufgebunden, das ich Euch vorhin erzählte."

„Derſelbe, der mich in der Todesnacht beſtohlen!" rief Bookhouſe heftig.

„Und der Gertraud geliebt!" ſprach Waldemar bekümmert, „erinnert Ihr Euch noch der finſtern Prophezeihung, daß wir nie den Namen Buchenhauſen tragen ſollten."

Gertraud verhüllte ihr Antlitz; Raimund umſchlang ſie liebevoll und ſprach tröſtend: „Gertraud, auf unſere Liebe hat kein Ereigniß Einfluß! Du biſt

und bleibst mein, ob Du jenen Namen erhälst oder nicht! — Hat es im vergangenen Jahrhundert schon Männer gegeben, die freisinnig genug dachten, sich von der Kette alter Vorurtheile loszureißen, so werde ich doch — ein Kind dieser Zeit, deren Losung die Freiheit ist — nicht mein Gefühl in Fesseln schlagen lassen!"

Bookhouse hatte jetzt nur Sinn für die ihm drohende Gefahr. In herzzerreißendem Tone rief er: „Waltram wird die Dokumente vernichten und ich werde nicht den Namen erhalten!"

„Nein, nein! Dahin wird es gewiß nicht kommen!" sprach Raimund zuversichtlich; „die Absicht hat der Böswicht wohl und ausgerüstet mit allen Mitteln, es zu können, ist er auch; jedoch — —"

„Wo ist dieser elende Betrüger?" unterbrach ihn Bookhouse hastig.

„Er war bis vor wenigen Stunden in Münster."

„Und jetzt ist er fort?"

„Höre mich einen Augenblick noch ruhig an, lieber Onkel."

„Sage mir nur zuerst, ob Du weißt, wo er ist, wo ich ihn treffen kann!"

„Er iſt auf dem Wege nach Almarſtein. Heute Abend reiſte er ab.“

„So iſt Alles verloren, wenn er uns um mehrere Stunden voraus iſt!“ erwiderte Bookhouſe entmuthigt.

„Wenn wir ſchnell abreiſen, — nicht! Wollt Ihr mit mir, oder —“

„Nein, wir begleiten Dich!“ rief Bookhouſe lebhaft, da fiel ſein Blick auf den Sohn und langſamer ſetzte er hinzu: „Wenigſtens ich reiſe mit Dir! Waldemar — Gertraud — —“

„Ich bleibe nicht zurück, Vater! — Ich würde hier vor Angſt und Sorge umkommen!“ ſagte Waldemar entſchieden.

„Nehmt mich mit Euch!“ flehte Gertraud.

„Gut! ſo reiſen wir Alle!“ rief Raimund. „Ich habe bereits darauf gerechnet und alle Vorkehrungen dazu getroffen.“

„Und ſeit wie lange weißt Du dieſe entſetzliche Nachricht?“

„Seit einer Stunde!“

„Und in dieſer Stunde war es Dir möglich, ſchon Vorkehrungen zu unſerer Abreiſe zu treffen.“

„Gewiß! — Lange wird es nicht mehr dauern,

daß die Extrapost hier am Hôtel anhält! Die Befehle dazu sind ertheilt."

„Weißt Du denn aber auch sicher, daß jener Waltram nach Almarstein ist? Finden wir ihn wirklich dort."

„Ganz bestimmt. Ich hörte von Derjenigen, die mich warnte, zwar nicht seinen Namen; doch es bedurfte nach der genauen Beschreibung seiner Person dessen nicht mehr. Ich wußte augenblicklich, daß nur er es sein konnte."

„Die Quelle, aus der Dir die Nachricht zugegangen, ist eine zuverlässige?" —

„Die reinste und beste! — Außerdem eilte ich nach Empfang der Warnung sofort zu der Persönlichkeit, die mit jenem Betrüger sich verbündet hat und erfuhr, daß sie abgereist; auf der Post, wo ich ebenfalls nachfragte und Beider Singnalement angab, hörte ich, daß Personen, wie ich sie beschrieb, Münster bald nach sechs Uhr in einer Extrapost verlassen und außerdem eine Estafette mit Relaisbestellung vorausgeschickt hätten."

„Bald nach sechs Uhr!" wiederholte Bookhouse erbleichend und setzte im Tone tiefer Verzweiflung

hinzu: „So sind sie uns ja nah an sieben Stunden voraus.“

„Das sind sie leider! verzweifle aber deshalb nicht, lieber Onkel, morgen vor später Abendstunde, vor Einbruch der Nacht werden sie keinen Ueberfall wagen oder in's Schloß einzudringen versuchen und bis dahin sind wir mit Gottes Hülfe längst in Almarstein!“

„Glaubst Du das wirklich, Raimund?“ —

„Gewiß! Genau läßt sich die Fahrt nicht berechnen, indem das schnellere Fortkommen im Gebirge lediglich von Wetter und Wegen abhängt; Beides sind im hohen Sauerlande oft große Hindernisse!“

„Diesen Zufälligkeiten sind auch unsere Feinde unterworfen!“

„Gott sei Dank, ja! — Wie es aber nun auch in meiner Heimath schneien oder regnen mag, morgen um diese Zeit sind wir in Almarstein.“

„Morgen um diese Zeit in Almarstein!“ sprach Bookhouse tiefbewegt. „Weißt Du, Raimund, wie viel Jahre dann gerade vergangen sind, seitdem mein Großvater dem Namen entsagt? —“

„Nein, Onkel — ich hörte nie Einzelheiten über

jenes traurige Familienereigniß, — weiß nur, was Ihr mir heute davon erzählt habt.“

„Nun, Raimund, gerade morgen um diese Zeit sind hundert Jahre vergangen, denn in der Nacht vom fünften zum sechsten April des Jahres 1748 war's, als mein Großvater mit dem Elternfluche belastet das Schloß seiner Ahnen verließ.“

„Wie? — am fünften April? —“ rief Raimund überrascht, „ach, nun wird mir plötzlich klar, warum in der Nacht stets Gottesdienst in unserer Kapelle gehalten wird.“

„Dann ist Gottesdienst in Almarstein?“

„Ja, Onkel. Er beginnt stets um elf Uhr Abends mit einem Choral; dann ist Bestimmung: „daß der Kaplan eine kurze Rede über den Frieden und die Eintracht hält.“ Es folgt stilles Gebet und endet mit Vorlesung einer Seelenmesse. Die Feierlichkeit hat stets etwas Tiefergreifendes für mich gehabt und oft habe ich mir gewünscht, die Veranlassung dazu zu kennen. Sicherlich steht sie einzig und allein mit den traurigen Ereignissen jener Nacht in Verbindung.“

„Ganz gewiß!“ entgegnete Bookhouse gedanken-

voll. „Mich wundert nur, daß Du den Grund nicht gekannt.“

„Keiner der letzten Almarſteiner Majoratserben wußte ihn.“

„Auch nicht, wer den Gottesdienſt eingeführt.“

„Ja! Daß iſt eine Teſtamentsbeſtimmung meiner Urgroßmutter, die im Jahre 1748 geſtorben.“

„Alſo eine Teſtamentsbeſtimmung meiner Großmutter!“ rief Bookhouſe und ſetzte ernſt hinzu: „Sie hat ihre Schuld wohl damit ſühnen wollen!“

„Gewiß! und wie ſeltſam iſt's doch, daß Du gerade morgen — nach hundert Jahren den Schauplatz jener düſtern That betreten — nach dieſem Zeitabſchnitt die Dokumente über Deinen Namen aus der Verborgenheit an's Licht ziehen wirſt!“

„Werde ich Das thun?“ fragte Bookhouſe feierlich.

Die Töne eines luſtig ſchmetternden Poſthorns erklangen durch die tiefe Stille der Nacht.

„Das iſt die beſte Antwort auf Deine Frage!“ rief Raimund freudig.

„O möchte ſie es ſein, Raimund! — möchte alle Schuld durch die hundertjährigen Gebete geſühnt ſein, auch die meines Großvaters! — Möchte

ſich Nichts von ſeinem gräßlichen Schwure erfüllen!“

„Die Schuld wird durch lange Reue geſühnt ſein!“

„Und iſt ſie es nicht?“ —

„So geſchieht es jetzt!“ rief Raimund mit leuchtendem Blick. „Kann es denn eine beſſere Sühne geben, als wenn die Nachkommen Jener, die in Feindſchaft geſchieden, — ſich in Eintracht verbunden; — wenn die Urenkel Derjenigen, — die ſich geflucht — den Augenblick ſegnen, wo ihre Herzen ſich gefunden; — wenn ſich die letzten Sproſſen eines alten Geſchlechts, — deſſen Glieder ſich einſt voll bittern Haſſes auf ewig trennten, — nun in glühender Liebe von Neuem auf ewig vereinen? — O, nein Onkel, fort mit allen düſtern Gedanken! blicke froh in die lichte Zukunft!“

Bookhouſe ſchwieg.

Raimund wandte ſich zur Geliebten: „Sprich Du, Gertraud! Nicht wahr, wir ſühnen durch unſere Liebe die letzte Schuld? — nicht wahr, uns trennt nur der Tod?“

„Möchte es ſo ſein!“ hauchte ſie leiſe.

„Es wird ſo ſein, Gertraud!“ —

Bookhouse trennte die Liebenden, die sich fest umschlungen, indem er ernst sagte: „Was uns die erste Stunde des fünften April gebracht — Das — wissen wir, was aber die letzte dieses verhängnißvollen Tages in sich birgt, können wir nicht voraussehen; sie gehört der Zukunft an, — und Diese liegt in Gottes Hand, wie auch die Gestaltung Dessen, was wir Menschen Schicksal nennen!“

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

An jenem Tage, wo Raimund von Buchenhauſen Almarſtein verlaſſen, um nach Münſter und Bremen zu reiſen, war im Sauerlande ein ſo heftiger Schneefall eingetreten, wie er in den tiefer gelegenen Gegenden Weſtphalens oft kaum inmitten des Winters ſtattfindet. Das Unwetter hielt bis zu den Morgenſtunden des fünften April an. Da erſt zertheilte die Sonne die grauen Wolkenmaſſen, welche ſo lange ſchwer und dunkel auch über dem Almarſteiner Thale gehangen. Der Tag wurde herrlich; gegen Mittag war der Himmel ſo klar und blau, als ob Wolken ihn niemals getrübt.

Der Winter nimmt den hochgelegenen Gegenden des Sauerlands wenig von ihrer Schönheit; ja bei manchen der Berg- und Felſenthäler erhöht er deren charakteriſtiſche und impoſante Reize. So war es

mit dem Thal von Almarſtein! — Verhüllte auch der Schnee all die blühende, lachende Schönheit, die Felder und Wieſen im Sommer ſchmückte, ließ er nichts ſehen von der Pracht des terraſſirten Schloßgartens, ſo zeigte ſich doch die mit Tannen bewaldete Hügelkette, die ſich hinter dem Schloſſe herzog, nie vortheilhafter, als zu der Zeit, wo ſchimmernde Schneelagen die dunkeln Zweige der Bäume deckten und die Sonnenſtrahlen die vom Reif und Froſt kryſtalliſirten Aeſte wie mit Brillanten überſäet erſcheinen ließen. Auch die gigantiſchen Felsmaſſen, die ernſt und düſter über dem niedern Höhenzuge fortragten, traten nie ſchärfer in ihrer ſeltſam phantaſtiſchen Form hervor, — zeigten nie klarer den Farbenreichthum ihrer Steinwände, als wenn Alles rings umher ſeine wahre Form und Geſtalt verloren, Alles nur eine Farbe bot, denn die Felſen geſtatten den flockigen Schaumwellen des Schnees nur, mit Licht ihre düſtern Spalten zu füllen, ihre Vorſprünge mit leuchtenden Verzierungen zu ſchmücken und ihre majeſtätiſch gen Himmel ragende Kronen mit ſchimmernden Silberreif zu umziehen.

Solch einfaches, monotones Bild nun auch die

Gegend um Almarſtein an Wintertagen zeigte, machte ſie dennoch einen großartigen, erhabenen Eindruck. Unter dieſem Einfluſſe ſtand Adalbert Neumark, als er am Mittage des fünften April 1848 über die obere Terraſſe des Schloßgartens ſchritt und ſein Auge die weite glänzende Schneefläche des Thales überſchaute. — Kein Fuß hatte ſie betreten, öde und menſchenleer war Alles ringsum, nur Züge von Krähen flogen langſam und ſchwerfällig darüber hinfort, oder machten Raſt auf den einzelnen Bäumen und den die Felder begrenzenden Hecken.

Neumark liebte die Natur und Einſamkeit. Erſtere zeigte ſich ihm von der hohen Terraſſe in impoſanter Schönheit und was die Einſamkeit anbetraf, ſo konnte ſie nirgend tiefer ſein, als in dieſem ſtillen, abgeſchiedenen Thale des Sauerlandes.

Länger als eine Stunde blieb er ungeſtört. Erſt am Nachmittage fanden ſich Arbeiter auf der Terraſſe ein, um die hohen Schneemaſſen aus der Nähe des Schloſſes zu entfernen; kurze Zeit nach ihnen erſchien der Kaſtellan. Er trat zu Neumark und bat ihn um den Schlüſſel zur Kapelle, den Dieſer, wenn Raimund abweſend war, in Verwahrung hatte

Nicht ohne Erſtaunen fragte der Verwalter, zu welchem Zweck er deſſen bedürfe.

„Der Kirchendiener wollte den Altar in Ordnung bringen!“ entgegnete der Kaſtellan.

„Heute? — Es iſt ja Mittwoch, nicht Sonnabend; auch morgen kein Feiertag!“

„Sie vergeſſen den heutigen Gottesdienſt, Herr Verwalter; es iſt der fünfte April!“

„Richtig! das hatte ich in der That vergeſſen! Sogleich werde ich Ihnen den Schlüſſel holen.“

Trotz dieſes Verſprechens blieb Neumark plötzlich wie gebannt an der Stelle ſtehn; ernſt und ſinnend blickte er vor ſich nieder. Erſt nach längerer Pauſe fragte er langſam: „Glauben Sie, daß der Gottesdienſt beſucht ſein wird?“

„Er iſt es ſtets! dieſe feierliche Handlung hat für Alle etwas Anziehendes.“

„Ja, ja ich weiß! — ich hoffte nur eben, das ſchlechte Wetter würde die Leute abhalten.“

„Hofften? iſt es Ihnen denn unangenehm, wenn die Kirche beſucht iſt?“

„O nein, — nur heut' iſt es mir nicht lieb.“

Der Kaſtellan ſah den Sprechenden ebenſo verwundert, wie beſorgt an — Neumark entging der

Ausdruck nicht; einen prüfenden Blick umherwerfend, ob Niemand in der Nähe ſei, ſagte er ernſt: „Ich kann ein offnes Wort mit ihnen reden! — ich weiß, Sie lieben unſern Herrn.“

„Iſt ihm Etwas geſchehen?“

„Beruhigen Sie ſich! — Ich bemerkte nur geſtern im Dorfe, daß nicht Alles ſo ruhig iſt, wie ich wünſchte und feſt erwartet hatte. Aus dem Grunde iſt es mir unangenehm, daß heute zu ſo ſpäter Stunde allen Dorfleuten — kurz Jedem, der die Kirche beſuchen will, der Eintritt in's Schloß frei ſteht.“

Die ſichtlichſte Beſtürzung und Angſt malte ſich in des Kaſtellans Zügen, und er rief lebhaft: „Wie, Herr Neumark, Sie glauben doch nicht, daß man das Schloß in Brand ſtecken wird? Heilige Jungfrau! that doch unſer gnädiger Herr Alles, um die aufrühreriſchen Kanaillen zu beruhigen, that mehr als er je bei den höchſtſeligen Herren Ahnen wird verantworten können!“

„Baron Buchenhauſen that ſeine Pflicht in der vollſten Ausdehnung des Worts; doch nicht davon wollen wir reden! — Ich ſage ja nicht, daß ich Schlimmes fürchte; es iſt mir nur unangenehm,

daß ſo viele Leute in das Schloß kommen, zu einer Zeit kommen, wo man kaum beobachten kann, ob ſie auch wieder hinausgehen, die vielen Gänge und Corridore laſſen leicht einen Verſteck zu! — Gelingt es aber Einen der Mißvergnügten, dem der Baron nicht zu erfüllende oder zu unverſchämte Bitten verweigert, ſich im Schloſſe zu verbergen, riskiren wir in der jetzigen Zeit der Aufregung einen Akt der Rache, vor dem in ruhigen Tagen ſelbſt der Böswilligſte zurückſchaudern würde."

„Gott und alle Heiligen mögen uns ſchützen!" rief der Alte ſich bekreuzend.

„Suchen wir uns ſelbſt auch zu ſchützen!"

„Was können wir thun, lieber Herr Neumark?"

„Den Zutritt zur Kirche verweigern! das wäre das Einfachſte."

„Das geht nicht! — dann finge der Spektakel gleich an; ſie dächten, man thäte ihnen Unrecht; ſie würden ſagen, ſeit langen Jahren hätten ſie kommen dürfen, ſie —"

„Gut, gut! So möchte ich den Kaplan bitten, daß er den Gottesdienſt ausſetzt."

„Ach, da kennen Sie nicht die Beſtimmungen! — Die Armen erhalten nach dieſer Feier jährlich

dreihundert Thaler! — Fiele ſie einmal aus — ſo wäre ihnen laut Teſtament die Summe für immer verloren; hundert Thaler bekommt der Kaplan, zweihundert die Kirche — kurz, an dieſen Geſetzen ſtößt Ihr Wort Nichts um, denn da ſteht Alles zu feſt, dafür iſt Alles zu gut verklauſulirt! — Nein, nein, Herr Verwalter, da ſparen Sie ſich die Müh' — oder — reden Sie auch meinetwegen mit dem Herrn Kaplan! — So viel ich weiß, ließ er aber in ſeinem blinden Fanatismus lieber die ganze Welt abbrennen, als daß er jenen Gottesdienſt ausſetzte; außerdem würde er glauben, durch Unterlaſſung der Feier Unglück und ewiges Verderben über die Buchenhauſenſche Familie heraufzubeſchwören."

„Sie mögen Recht haben; thun wir daher, was uns möglich iſt, zu leiſten. Stellen wir Wachen im Schloſſe und vor demſelben auf und empfehlen wir unſerm ganzen Dienſtperſonal die größte Vorſicht an. Außer der kleinen Thür im großen Portale verſchließen wir jeden Eingang, ſelbſt das Gitterthor unten an der Terraſſe!"

„Sonſt wurde aber immer das Thor unterhalb der Terraſſen geöffnet, wie an den Sonn- und Feiertagen. Der Weg iſt kürzer!"

„Nein, nein, öffnen Sie das nicht! die Leute können den Fahrweg gehen; laſſen Sie den Weg vom Schnee ſäubern und am Portale Fakeln anbrennen!“

„Wie Sie beſtimmen, ſoll es geſchehen! außerdem werde ich genau aufpaſſen, wer in's Schloß kommt und wen ich ſehe, der ſoll auch wahrlich wieder hinaus!“

„Wenn Sie, der Sie Alle ſo genau kennen, Das thun, wäre mir die größte Angſt genommen!“

„Verlaſſen Sie ſich auf mich, Herr Neumark.“

„Ich thue es und bin nun ſchon ruhiger. Noch ſicherer würde ich ſein, wüßte ich noch einige tüchtige Männer für den Fall der Noth herbeizuſchaffen, denn unſere zuverläſſigſten Leute, der Kutſcher und Kammerdiener, fehlen uns.“

„Einen wüßt' ich! meinen Sohn, den Förſter aus Hollwegen.“

„Ja, hätten wir ihn! Das iſt ein Mann für Drei!“ —

„Schicken Sie einen Boten und er iſt vor Beginn der Kirche hier.“

„So fahre ich ſelbſt zu ihm, um ſeines Kommens ſicher zu ſein.“

„Das iſt jedenfalls das Beſte, wenn Sie ſich der Mühe unterziehen wollen.“

„Was gilt die Mühe gegen den Gewinn! Ich fahre! — Wie ſpät mag es jetzt ſein?“

„Bald vier Uhr.“

„So bin ich neun Uhr, ſpäteſtens zehn, wieder zurück!“

„Fahren Sie ruhig und kommen Sie auch ſpäter, ſo ängſtigen Sie ſich nicht, denn ich paſſe hier auf.“

„Noch Eins! Laſſen Sie den Kirchendiener nicht allein in der Kapelle! — ich traf ihn geſtern mit jenem Jakob Schrötter zuſammen, dem der Herr Baron ſo mißtraut, und wie ich erfahren, iſt der ihm böſe.“

„Weil er ſeinen Sohn geſchlagen — ich hörte davon!“

Damit trennten ſich Verwalter und Kaſtellan; Neumark fuhr kurze Zeit darauf nach dem Hollweger Forſthauſe, das drei Stunden von Almarſtein entfernt lag. Waren auch die Pferde gut, der Schlitten leicht, ſo ging die Fahrt doch nicht ſo ſchnell von Statten, wie es für Neumark's Ungeduld wünſchenswerth.

Alle Wege waren verſchneit und von einer Bahn keine Spur zu entdecken; der Kutſcher mußte daher oft anhalten, um Tannenzweige in den Schnee zu ſtecken, die ihnen für die Abendſtunden beim Rückwege als ſicheres Fahrzeichen dienen ſollten.

Auf der letzten Hälfte des Weges, wo ſie eine Strecke über jene Chauſſee zu fahren hatten, die ſich durch das Süderländiſche Gebirge zieht, begegneten ſie einer Extrapoſt; der Wagen war auf Kufen geſetzt; und flog ſo pfeilgeſchwind an ihnen vorüber, daß Neumark nur den flüchtigen Umriß von zwei Geſtalten erkannte. Unwillkührlich dachte er:

„Die Leute ſcheinen noch größere Eile zu haben, wie ich!“

In Stunden, wo Minuten von dem größten Werthe ſind, treten gewöhnlich die unvermuthetſten Hinderniſſe ein; Neumark kannte den Förſter als den häuslichſten Mann und bezweifelte daher nicht, daß er um die Stunde zu Hauſe ſein würde und doch fand er ihn nicht; ſeine Frau ſagte ihm, daß er zum Chirurgus nach Hollwegen gegangen, vor Abend aber hätte zurückkehren wollen. Zu ſeinem Glücke war Neumark zu ungeduldig, um lange warten zu können; er fuhr als die Pferde etwas ge-

ruht, nach dem bezeichneten Orte. Da angelangt vernahm er, daß der Förſter ſeinen Freund nach Almarſtein begleitet habe, indem dieſer bei ſeiner Ankunft gerade im Begriff geſtanden, fortzugehen um einen Patienten im Dorfe zu beſuchen.

„Verfehlen!“ — „Zu ſpät!“ Beides Worte, die den traurigſten, den entſetzlichſten Inhalt in ſich tragen können; Worte — welche des Menſchen böſeſte Feinde im Leben ſind! — — —

Als Adalbert Neumark den zweiten vergeblichen Verſuch gemacht, den Förſter Werner zu erreichen, rief er erregt: „Verfehlt! verfehlt!“ aus; als er aber kurze Zeit darauf Almarſtein mehr entgegenflog, als fuhr, da fragte er ſich angſtvoll: „Werde ich zu ſpät kommen?“ — Er kam nach ſeiner Anſicht und zu ſeiner Freude gerade zur rechten Zeit, denn die Thurmuhr des Schloſſes verkündete die elfte Stunde als ſein Schlitten vor dem Portale anhielt, auf dem die heilige Gertraud ſtand und zu deſſen beiden Seiten große Pechfackeln brannten.

Unterdeſſen man ihm die Thorflügel öffnete, fragte Neumark den am Portale aufgeſtellten Wachtpoſten, „ob ſich irgend Etwas ereignet habe?“

Die zitternde Stimme des jungen Menſchen,

mit der er die Frage verneinte, veranlaßte Neumark zu dem Ausruf: Du fürchteſt Dich doch nicht, Friederich?"

„Ach nein!" erwiderte der junge Burſche kleinlaut und ſetzte lebhafter hinzu: „Ich friere ſo! Sie wiſſen, ich war kürzlich krank, Herr Verwalter."

„Warum ſagteſt Du nicht, daß man Dir einen Wachtpoſten im Hauſe gab."

„Der Herr Kaſtellan bot es mir an; doch weil ſie im Schloſſe immer Alle meinen, ich ſei ſo furchtſam, mochte ich nicht auf den Vorſchlag eingehn! das Loos hatte mich getroffen und ich wollte daher meine Pflicht erfüllen."

„Nun gut, mein Sohn! Paſſe genau auf und ſiehſt oder hörſt Du irgend etwas Verdächtiges, ſo ziehe ſtark an der Glocke! — Hier haſt Du übrigens meinen Pelzmantel; darin wird Dich nicht frieren."

Indem Neumark dem Burſchen ſeinen Pelz zuwarf, fuhr der Schlitten in den Hof; die mächtigen Thorflügel fielen von Neuem zu, der Kaſtellan verriegelte ſie ſelbſt. —

„Ihr Sohn iſt hier?" fragte der Verwalter lebhaft.

„In der Kirche!" entgegnete der Kaſtellan. „Ich

theilte ihm und dem Chirurgus Bach Ihre Beſorgniſſe mit und Beide laſſen Ihnen durch mich die Verſicherung geben: „im Augenblick der Gefahr feſt auf ihre Hülfe zählen zu können.“ Mein Sohn hatte ſeine Flinte bei ſich, Herrn Bach gab ich eine der Piſtolen unſeres gnädigen Herrn.“

„Sind viele Leute in der Kirche?“

„Sie war ſelten ſo gefüllt; doch ſonderbarer Weiſe iſt auch nicht Einer der ſogenannten Mißvergnügten gekommen.“

„Das iſt ſeltſam!“

„Ich nahm es als kein gutes Zeichen, Herr Verwalter!“

„Das iſt es auch nicht! ſie haben dann jedenfalls Etwas vor, beſter Werner, und wir müſſen doppelt achtſam ſein.“

„Noch ein Umſtand hat mich beunruhigt! Die Leute arbeiteten nämlich ſo ſehr lange draußen vor dem Portale am Fahrwege, um eine ordentliche Bahn zu machen. Als ich gegen acht Uhr hinausging, um nachzuſehn, ſtand ein Mann bei ihnen, der mir fremd war und doch ſo bekannt erſchien; er zog ſich bei meiner Annäherung hinter die Arbeiter zurück und auf mein Befragen ſagte mir Einer der

Leute ſehr verlegen: „der Herr habe ſich nur bei ihnen erkundigt, ob auch Fremde dem Friedensgottesdienſte in der Kirche beiwohnen dürften.“ Ich wandte mich nach ihm hin, um unter dem Vorwande, ihm Auskunft zu geben, ihn genauer ſehen zu können und ſprechen zu hören. Da entfernte er ſich gerade eiligen Schrittes und ich holte ihn nicht ein.“

„Kam er zur Kirche?“

„Nein!“

„Sie glauben, dieſen Menſchen ſchon früher geſehn zu haben?“

„Ja, geſehen habe ich ihn ſchon einmal; doch wo und wann, kann ich mich nicht entſinnen!“

„Wie war er gekleidet?“

„Es war ſehr dunkel draußen, die Pechpfannen waren noch nicht angezündet; aber das ſah ich deutlich, daß er den Demokratenhut trug, einen dieſer infamen Hüte mit langer Feder!“

Ueber des Verwalters Geſicht zuckte ein Lächeln, — das erſte an dem Tage — es verſchwand aber ſo ſchnell, wie es gekommen und er ſagte ruhig: „Die Predigt wird wohl bald beginnen! ich gehe daher jetzt in die Kirche!“

Unterdeſſen Neumark mit dem Kaſtellan auf dem

Hofe dieſes Geſpräch führte, ſpielte vor dem Portale eine andere Scene.

Kaum waren die Thorflügel zugefallen und die Riegel vorgeſchoben, ſo tauchten ſowohl aus dem Gebüſche ſeitwärts des Weges, als auch hinter dem breiten Vorſprunge der an das Portal grenzenden und ſich weithin ausdehnende Parkmauer, viele dunkle Geſtalten auf. Es waren Männer; Einer derſelben deutete dem, auf den Quaderſteinen der Einfahrt auf und abſchreitenden Wachtpoſten an, den Platz zu verlaſſen. Als der Burſche eine Sekunde zögerte, riß er ihn heftig zur Seite und die Worte: „Menſch, wenn Du uns jetzt aufhälſt oder verräthſt, biſt Du des Todes!“ machten, daß der Poſten ſchnell zurückwich und hinter den Mauervorſprung trat, wo eine tief verſchleierte Frauengeſtalt ſtand.

Während ſie ihm mehrere Goldſtücke gab und leis einige freundliche Worte zuflüſterte, hoben mehrere der andern Männer, vermittelſt eiſerner Brechſtangen, raſch und geſchickt die Steinplatte empor, auf welche die Schutzpatronin der Familie Buchenhauſen von der Höhe aus niederdeutete.

Sowie die Platte fortgehoben, beugte ſich der Erſte der Männer zur Erde und erſchloß die Thüre,

die der Stein verborgen; sie öffnete sich kreischend in ihren verrosteten Angeln; doch dieses Geräusch erstarb unter den lauten Tonwellen des Chorales, der aus der Kirche erklang.

„Holt jetzt die Gräfin, Schrötter!“ flüsterte der Mann, welcher der Anführer der Schaar zu sein schien.

Der Angeredete entfernte sich eilig und in der nächsten Sekunde stand die Dame, die mit der Thorwache gesprochen, vor dem offnen Eingange des unterirdischen Ganges.

Sie warf Schleier und Kapuze ab, blickte etwas ängstlich auf die verfallnen Stufen einer kleinen Treppe und fragte mit zitternder Stimme:

„Wir werden doch auf diesem Wege in das Gewölbe dringen, lieber Waltram?“

„Ganz gewiß; doch fürchten Sie sich, hinabzusteigen, so lassen Sie uns allein gehen! Ich bringe Ihnen die Papiere mit.“

„Nein, nein, keinenfalls! — Gehen Sie voran, Schrötter!“

Die kleine gedrungene Gestalt eines Mannes stieg die Treppe sichern Fußes hinab. Als er in

der Tiefe angelangt, rief er leiſe: „Gieb mir jetzt die Fackel, Andreas!“

Man reichte ihm das Verlangte und in der nächſten Minute erhellte ein grell rothes Licht die Oeffnung.

„Hier iſt der Ballen mit dem Werch!“ flüſterte Andreas Hamann und wollte bei ſeinen Worten ein großes, ſorgfältig zugebundenes Paquet hinabwerfen.“

„Seid Ihr des Teufels!“ murmelte Waltram und ſchleuderte das Bündel bei Seite.

„Was heißt das, ſoll ich den Werch nicht haben?“ fragte Schrötter ernſt und machte Miene emporzuſteigen.

„Zum Henker, Ihr ſollt ihn haben, nur jetzt nicht, wo Ihr die Fackel tragt! Sollen wir etwa in dem Loche verbrennen? Geht! — Ich werde Euer Brennmaterial ſchon nicht vergeſſen.“

„Ihr habt Recht, Herr Waltram! bei mir könnte es ſich entzünden.“

Schrötter zog ſich zurück; Waltram reichte der Dame die Hand und ſie ſtieg leicht und behende hinab; Waltram ergriff nun das Paquet; doch ehe er in dem unterirdiſchen Gange verſchwand, ſagte er ernſt zu den im Kreiſe ſtehenden Männern: „Ihr

habt bis jetzt Eure Sache gut gemacht! der Stein ging leicht in die Höhe; nun ſchließt die Thüre wie Euch geſagt worden, zieht Euch dann zurück und laßt die Wache ihren Platz einnehmen! Sowie Ihr aber bemerkt, daß Jemand in dieſen Gang eindringen will, ſo ſpringt hervor und vertheidigt ihn auf Tod und Leben! — Niemand darf hinein!"

„Seid unbeſorgt! Fürchtet Nichts! Verlaßt Euch auf uns!" entgegneten die Männer. Waltram verſchwand unter dieſen Verſicherungen in die Tiefe. Man machte nun die Thüre zu, ohne ſie zu ſchließen, warf Schnee in die Oeffnung und zog ſich hinter die Parkmauer zurück.

Dem dort harrenden Wachtpoſten, dem trotz Neumark's dicken Pelzmantel alle Glieder zitterten und die Zähne fröſtelnd aneinander ſchlugen, flüſterte Einer der Männer lachend zu: „Nun, Friederich, kommſt Du wieder an die Reihe! paſſe gut auf, daß dem Schloſſe kein Verderben naht!"

Langſam ging der Poſten an ſeinen Platz zurück. Eine Zeit lang ſchritt er unruhig vor dem Thore auf und ab; er kämpfte offenbar mit einem Entſchluſſe. Als er endlich der Stimme ſeines Gewiſſens folgte, glaubte er, es ſei noch nicht zu ſpät.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Choral: „Ach, bleib mit deiner Gnade bei uns, Herr Jeſu Chriſt,“ durchtönte mit ſeinem ernſten, feierlichen Klange noch die Kapelle des Schloſſes Almarſtein, als Adalbert Neumark leiſe und geräuſchlos in die Loge der Kirche trat, welche für die Gutsherrſchaft beſtimmt war. Von dort aus konnte er den ganzen Raum überſehen. Er war ſo dicht mit Menſchen angefüllt, wie noch nie; Alles lag auf den Knien, — der Prieſter — im einfachen Meßgewande — verharrte in betender Stellung am Altare. Dieſen ſchwarzumhangenen Altar zierte bei dem Friedensgottesdienſte immer nur ein Gegenſtand. Es war ein herrliches Gemälde, — das Bild des verlorenen Sohnes! — Hell traf es der volle Lichtſtrom der Menge von Kerzen, die zu beiden Seiten des düſtern Altars auf hohen Kandelabern brannten.

Die Feierlichkeit des Friedensgottesdienſtes machte an dieſem Abend einen noch tiefern Eindruck auf Neumark, als in den vergangenen Jahren; ernſten Blicks überſchaute er das ernſte Bild und als der letzte Ton des Chorals verhallt, der Prieſter ſeine Rede begann, deren Text die Worte: „Seid einig und liebet Euch untereinander," da erfaßte ihn ſo mächtig die furchtbarſte Seelenangſt, daß er nicht auszuharren vermochte in dem Raume, wo mahnend der Aufruf zum Frieden ertönte. Er eilte hinaus, hin auf die Terraſſe. Der jähſte, plötzlichſte Umſchlag trat dort in ſeinen Gefühlen ein; — von der größten Unruhe gelangte er zur größten Ruhe, aus der unerklärlichſten Angſt kam er zur überlegteſten, kälteſten Beſonnenheit!

Neumark ſah nämlich vor dem Gitterthore unterhalb der Terraſſen dunkle Geſtalten, er erkannte, daß Jemand an der verſchloſſenen Pforte emporkletterte. — Er flog mehr über die Terraſſen dahin, als daß er lief — ſein Schritt verhallte lautlos im Schnee; er erreichte die letzte der Abſtufungen, als zwei Männer von der Höhe des Thores in den Garten hinabſprangen; Einer Derſelben wandte ſich raſch zu den außerhalb des Thores Stehenden und ſagte

leiſe aber dringend: „Wir ſind glücklich hinüber! — Geht Ihr jetzt ſchnell den Fahrweg hinauf; ich öffne Euch das Thor ſofort!“

Die andern Geſtalten verſchwanden vom Gitter; die beiden Männer ſchritten eilig durch den Garten; ſie betraten die erſte Terraſſe und näherten ſich dem Platze, wo Neumark hinter dem Stamme eines Baumes ſich verborgen. Bis auf zehn Schritte Entfernung ließ er ſie herankommen, dann donnerte er ihnen ein „Halt!“ zu.

Beide Männer ſtutzten bei dieſem plötzlichen Zuruf; der Größere, Schlankere von Beiden ergriff ſchnell den Arm ſeines Begleiters, drängte ihn hinter ſich zurück, zog ein Piſtol und ſagte ruhig: „Ich ſchieße Jeden ſofort nieder, der mich hier, auf meinem Grund und Boden, anfällt!“

„Raimund, Raimund!“ rief Neumark jubelnd.

„Adalbert, Du?“ antwortete Raimund und flog dem Freunde entgegen.

Nur einen Moment ſchlang ſich Arm um Arm, — nur eine Sekunde ruhte Bruſt an Bruſt; dann ſprach Buchenhauſen haſtig: „Adalbert, uns droht Gefahr! Dir läßt Helene Omberg ſagen, daß Gräfin Berniczecka ſich mit Gewalt Deiner Papiere zu

bemächtigen gedenkt; ſie hat ſich mit einem Feinde dieſes Mannes, den Du kennſt und der mein Onkel iſt, verbunden. — Jener Feind iſt der Fremde, der vor einigen Wochen in Almarſtein war und Dir damals ſchon als ein Betrüger erſchienen; er iſt heut mit der Gräfin hierher gekommen —"

„Heute gegen Abend — in einer Extrapoſt?" fiel Neumark ein.

„Du ſahſt ſie?"

„Sie fuhren an mir vorüber."

„Wann?"

„Gegen ſechs Uhr."

„Gott! — So ſind ſie ſicher ſchon in jenem geheimen Verſteck!" rief Bookhouſe.

„Das iſt nicht möglich, mein Herr!" entgegnete Neumark raſch. „Die Kapelle iſt von dem Kaſtellan bis zu dem Augenblicke bewacht worden, wo die Leute zum Gottesdienſt kamen und außerhalb des Schloſſes haben wir ſeit heute Nachmittag Wachen ausſtehen."

„Ihr ahntet Gefahr? —" rief Raimund erſtaunt.

„Ja!"

„Dem Himmel ſei Dank! doch, ehe wir ein

Weiteres reden, laß uns eilen, auf den Hof zu kommen, um den Kindern meines Onkels das Portal zu öffnen!“

„Ich habe den Schlüssel zu dieser Terrassenpforte.“

„Desto besser, ich eile ihnen nach, hole sie zurück!“

Neumark hatte das Thor der Terrasse noch nicht erschlossen, als plötzlich lauter Glockenklang ertönte.

„Was ist das?“ rief Raimund und zu gleicher Zeit mit ihm sagte Neumark: „Das Signal der Wache am Portal! Dort muß —“

Ein gellender Hülfeschrei wurde ausgestoßen.

„Raimund! am Thore ereignet sich Etwas!“ rief Neumark.

„Gott und alle Heiligen, dort ist meine Gertraud!“ schrie Buchenhausen und stürzte durch das Thor.

Neumark und Bookhouse wollten ihm folgen, als der Ruf: „Feuer, Feuer im Schloß!“ von der obern Terrasse herabtönte und ihre Schritte hemmte.

Einen Moment stand Neumark unschlüssig. „Dieser Weg ist der kürzere!“ Er eilte voran, Bookhouse folgte.

Einzelne laut kreiſchende Weiber begegneten ihnen ſchon auf der Terraſſe; im Hofe drängte ſich ihnen der ganze auf der Flucht begriffne Menſchenſtrom entgegen; Alles ſchrie: „die Kapelle brennt!“

„Wohin, Ihr Leute?“ rief Neumark den Forteilenden nach. „Bleibt, helft! rettet! Thut Eure Pflicht!“

Es war, als ob das Wort ſie bannte, ihnen die verlorene Beſinnung zurückgäbe.

Die Worte hallten durcheinander: „Ja, ja bleiben! — Das Schloß retten! Wo ſind die Spritzen?“

„Alle Löſchapparate ſtehen dort in der großen Scheune! Waſſer iſt hier im Springbrunnen! Zieht die Spritzen heraus! füllt die Schläuche! Leitern an die Kirchenfenſter! — Schlagt ſie ein und den vollen Waſſerſtrom dorthin geleitet, wo es brennt!“

„Der Altar brennt! Dort kam das Feuer aus!“ rief die Menge.

„Der Altar?“ wiederholte Bookhouſe. — Er drängte ſich nach dem Eingange des Schloſſes, aus dem noch immer weinende, ſchreiende Menſchen ſtrömten. Auch Neumark wandte ſich dorthin, um das Wahre der Lage zu erkennen.

„Ruhe, Ordnung!“ rief er noch einmal, ehe er das Schloß betrat.

Es wurde ſtill, Ordnung ſchien in die verwirrte, erſchrockene Maſſe zu kommen, als ein Ereigniß Alles von Neuem aus den Fugen riß — und anſtatt der Schreckensrufe, lautes Entſetzengeſchrei die Luft durchhallte! — Ein Schuß fiel außerhalb des Portals — ihm folgte raſch ein zweiter; der Ruf: „Diebe! Mörder!“ erſchallte laut.

Bookhouſe hatte bereits die Schwelle des Hauſes überſchritten, als der Schuß fiel und der Fluch ſeines Großvaters ſich in gräßlicher Weiſe zu erfüllen begann. — Er, der auf die Warnung ſeines Vaters nicht gehört — er hörte auch in dem Augenblick nicht den leiſen Todesſchrei ſeines Kindes, das ſeinen Ehrgeiz mit dem Leben bezahlte! —

Neumark war noch nicht in's Schloß getreten, er vernahm daher deutlich Alles und drängte ſich nach dem Portale, von dem der Förſter ſchon die Riegel zurückſchob. Als die Flügel ſich öffneten, ſah Neumark von dem ganzen wirren Gemälde des ungleichſten Kampfes nur die eine Scene des Vordergrundes, — die entſetzlichſte Scene:

Raimund von Buchenhauſen kniete vor einer

weiblichen Geſtalt — zuſammengeſunken, blutend — lag ſie auf der Schwelle des Portals! — — Zärtlich rief er den Namen „Gertraud!“ — doch Gertraud Bookhouſe vernahm den Laut der Liebe nicht mehr — die Kugel Johann Waltram's hatte zu ſicher das Herz getroffen, das für ihn nicht hatte ſchlagen wollen! — — —

Neumark erſtarrte, — ohne jeden weitern Kommentar wußte er, was die Todte dem Freunde im Leben hatte ſein ſollen, ſo konnte nur Jemand einen Namen ausſprechen, für den der eine Name die ganze Welt war! —

Neumark wagte Raimund nicht mit Troſt anzureden; er ließ ihn ungeſtört und wandte ſein Auge auf die Scene des Hintergrundes.

Das rothe Licht der Pechfackeln beleuchtete den Kampf zweier Männer, auf die ungefähr Zwanzig eindrangen und denen Beiden der Förſter Werner zu Hülfe geſprungen. — Der Eine von ihnen ſank in dem Augenblick zu Boden, wo Neumark den Andern, den auf ihn eindringenden Männern entriß; er erkannte in dem Befreiten den Poſtillon Feldheim. Mit blitzendem Auge rief Dieſer: „Wartet, Ihr Canaillen, Ihr ſollt es ſpäter büßen,“ er-

griff des Förſters Arm und ſchrie: „Werner, kommt mit mir! Ich muß den Dieb, den Mörder einfangen! — Ihr, Herr Neumark, laßt die Dame verfolgen, die mit dem Hallunken Schrötter davonlief.“ Der Poſtillon wollte nach dieſen Worten ſeitwärts entſpringen. — Man erfaßte ihn von Neuem; man griff auch Neumark und den Förſter an, die Feldheim abermals zu befreien verſuchten. Es gelang dem Förſter endlich, ſeine Doppelflinte zu erfaſſen; Mehrere wichen vor dieſen ihnen bekannten Gewehren zurück — Zwei ſchleuderte Neumark bei Seite, Feldheim war wieder frei und entſprang mit den Worten:

„Die Dame entfloh den Fahrweg entlang, der Mörder in den Berg!“

Neumark und einige Bauern deckten den Rückzug des Poſtillons und überwältigten Die, die ihn zurückhalten wollten. Feldheim verſchwand nach wenigen Augenblicken hinter der Parkmauer — Neumark athmete auf! der Förſter Werner war es nicht allein, der dem Poſtillon folgte, ſondern mehrere Bauern ſchloſſen ſich ihm an; unter dem wilden Geſchrei: „Haltet den Dieb! fangt den Mörder!“ eilten ſie Feldheim nach.

Mit dieſem Geſchrei miſchte ſich der Klang eines Poſthorns. Hätte auch Neumark die Dame verfolgen wollen, der frohlockende Ausruf eines Flüchtlings, der im Davonlaufen ſchrie: „Die Gräfin iſt gerettet!“ würde ihn von ſolch vergeblicher Mühe zurückgehalten haben. Er wandte ſich nach dem Schloſſe hin. Der Glutſchein in der Kapelle mahnte ihn, dort Verſuche zu machen, wo Rettung möglich. Er eilte vorwärts und kam an einer Gruppe Frauen vorüber, die den neben Feldheim Gefallnen umſtanden. Er lag in todtenähnlicher Erſtarrung am Boden, Neumark beugte ſich über ihn und entdeckte, daß er leiſe athmete. Eine der Frauen ſagte: „Sieht er nicht bald wie unſer Herr aus!“

„Tragt den Ohnmächtigen lieber in's Haus, als daß Ihr unnütze Betrachtungen über ihn anſtellt!“ gebot Neumark ernſt.

Die Frauen hoben Waldemar Bookhouſe vorſichtig empor und eine fragte: „Sollen wir den Herrn in die Kaſtellanwohnung bringen? Der Herr Baron trug die todte Dame da hinein.“

„Ja, ja! und ſeht Euch dann um, ob Ihr nicht den Doktor aus Hollwegen im Gewühle auffinden könnt.“

„Er iſt drinnen bei der Todten!“ rief ein Vorübereilender.

Neumark ging dem kleinen Zuge voraus. — Im Schloßhofe war Alles in vollſter Thätigkeit; der Kaſtellan leitete das Löſchen des Brandes und voll Beſonnenheit unterſtützte ihn jetzt ein Theil der Menge, die im erſten Augenblicke des Schrecks gänzlich den Kopf verloren.

Die Flammen zerſtörten nur das Innere der Kapelle, die feſten Steimauern widerſtanden ihnen und nach kurzer Zeit war das Feuer gelöſcht!

„Welch anderes Bild bot die Kapelle nach dieſer kurzen Spanne Zeit! — Vom Altar zeigte ſich keine Spur mehr, — in kleine Ballen zuſammengeſchmolzen lagen die hohen ſilbernen Kandelaber; Bänke und Betſtühle waren verkohlte Trümmer, — die Wände geſchwärzt, der Boden mit Waſſer überſtrömt. Dieſe vollſtändige Zerſtörung beleuchteten ſchwach einzelne noch matt und trübe brennende Kerzen an den Kronen im Schiff der Kirche.

Nur flüchtig ruhte Neumark's Auge auf dem gänzlich veränderten Bilde; dann eilte er in das Haus des Kaſtellans, um Raimund die Nachricht zu bringen, daß alle Feuersgefahr vorüber. Er betrat

dort einen ſo kleinen Raum und doch war dieſer Schauplatz eines Schmerzes, wie er vielleicht ſelten im Leben in ſolchen Umfange dem Menſchen entgegentritt! — — —

Auf dem Sopha lag die Leiche Gertraud's, — auf einem Ruhebette rang Waldemar mit dem Tode. — Faſt ebenſo farblos, wie die Geſichter der Gemordeten und des Sterbenden, waren die der beiden Lebenden in dieſem Zimmer! Hand in Hand ſtanden dieſe Beiden; ſie wollten ſich Jeder ein Wort des Troſtes zurufen; ſie brachten keinen Laut hervor, — endlich ſagte Bookhouſe:

„Raimund, geſtern glaubteſt Du, die Schuld ſei geſühnt, — ich denke, ſie iſt es heute! —"

Er wandte ſich zu ſeinem Sohne; Waldemar lag mit geſchloſſenen Augen, ein ſeliges Lächeln, das in dem Momente ſeine Züge überflog, zeigte, daß vor ſeinem geiſtigen Blicke lichtere, ſchönere Bilder vorüberſchwebten, als die düſtere traurige Außenwelt bot. Plötzlich richtete er ſich auf, breitete die Arme aus und der Name „Hope Barwing!" glitt über ſeine Lippen.

Raimund blickte Bookhouſe fragend an. Dieſer ſprach düſter: „Er nennt den Namen, der ihm Le-

ben und Tod gegeben — den Namen, der ſein Leben umnachtet und nun ſeine Todesſtunde lichtet! den Namen, der in der weiten Welt allein Werth für ihn hatte.“

Waldemar Bookhouſe rief noch einmal dieſen ihm unvergeßlichen Namen, — mit dieſem Ausruf entfloh ſein Geiſt der irdiſchen Hülle! —

Es wurde ſo ſtill in dem kleinen Zimmer, als ſei kein Lebender darin. — Bookhouſe kniete neben dem Lager ſeines Sohnes; Raimund hatte ſich, vom leidenſchaftlichſten Schmerze ergriffen, wieder über die verlorene Geliebte gebeugt; — immer und wieder küßte er die kalten Lippen, immer von Neuem ſtreichelte er die weichen Locken.

Da ſchlug es zwölf Uhr! — Raimund fuhr empor; auch Bookhouſe richtete ſich langſam auf. — Dem letzten, verhallenden Schlage lauſchend, ſagte er ernſt:

„Raimund, die letzte Stunde des Tages, an den wir geſtern unſere Hoffnungen knüpften; — die letzte Stunde des Tages, nach dem ich mich Zeit meines Lebens ſehnte, — von dem ich ſeit einunddreißig Jahren ganz allein mein Glück abhängig glaubte!“ — — — Eine Weile hielt er inne, düſter ſah er

vor ſich nieder; dann betrachtete er Raimund und langſam fuhr er fort: „Mein Vater ſagte vor ſeinem Tode: „ein Name iſt Nichts!“ — ich gehe aber mit der Ueberzeugung aus dem Leben, mit der ich durch's Leben gegangen: „ein Name iſt Alles für Die, deren äußeres Glück davon abhängig.“ Du, Raimund, gehörſt zu den Menſchen, die einen Namen haben! Gehe nicht leichtſinnig mit dieſem werthvollen Pfande um, das Dir vom Schickſal verliehen iſt! — Du ſtandeſt im Begriff, Dich von den Pflichten loszuſagen, die er erheiſcht, — traure nicht zu tief, nicht zu lange, daß die Hand eines ruchloſen Böſewichts Dir die Ausführung Deiner Pläne unmöglich gemacht, — denke: er war das Werkzeug eines höhern Willens, der den Namen Buchenhauſen von dem Glanze umgeben behalten wollte, mit dem er ihn ausgeſtattet! — — Mein Großvater gelangte an das Ziel der Wünſche, das Dir verſagt worden, — er wurde glücklich; doch — wie hat ſich das Schickſal ſeiner Nachkommen geſtaltet? — Kann ich ſeine That ſegnen, einem Namen entſagt zu haben, der für mich der Inbegriff alles irdiſchen Glücks? — O, Raimund, — laß die Schickſale meines Lebens Dir ein warnendes Bei-

ſpiel ſein! — erfülle die Pflichten, die Dein Name erheiſcht, denn, kannſt Du wiſſen, ob Deine Nachkommen Dich ſegnen, wenn Du, um Dein Lebensglück zu gründen, das ihrige opferſt! Denke nie, Du gründeſt ihr Glück, machſt ſie frei! — Wie kannſt Du die Ereigniſſe der Zukunft vorausſehen, — wie kannſt Du berechnen, welche Folgen Deine Handlung freier Willkühr nach hundert Jahren hat? — darum noch einmal, Raimund — zum letztenmale! erfülle die Geſetze, die Dein Name Dir vorſchreibt, — denn — Du allein wirſt nicht umſtoßen, was der Segen von Tauſenden! — Sollte noch einmal die Verſuchung Dir nahen, wie ſie in Gertraud Dir entgegengetreten, dann ſchaudere vor That und Handlung zurück, die Deinen Urenkeln daſſelbe Schickſal bereiten könnten, das mein Loos und das meiner Kinder geweſen!"

Bookhouſe ſchwieg. — Nach langer Pauſe ſagte er feierlich: „Ich nehme Dir, dem letzten Repräſentanten eines der edelſten Namen des alten Weſtphalenlandes, keinen Eid ab: „meine Bitte zu beachten," ich bin überzeugt: „daß einfache Worte oft tiefer wirken, als höchſte Eide," — ich hoffe, daß mein Schickſal Dir furchtbare Warnung ſein wird."

„Onkel!“ rief Raimund besorgt, „Du sprichst, als redetest Du zum letztenmale mit mir, — Du willst mich doch nicht verlassen?“

„Raimund, — auch ich verlasse Dich! — Niemand von der Familie soll bei Dir bleiben, deren Zweig sich einst zu seinem Verderben vom alten Stamme gelöst und der nun ausstirbt.“

„Bleibe, Onkel! Du erhältst vielleicht noch die Dokumente Deines Namens; man verfolgt den Dieb, der sie gestohlen.“

„Sie sind in Waltram's Hand, Raimund, und dort sind sie verloren!“

„Ich hoffe noch.“

„Ich nicht mehr, Raimund!“ — Er deutete auf Waldemar und Gertraud. „Mit diesen Beiden sind meine Hoffnungen gestorben, für sie wollte ich den Namen erstreben, sie sind todt — — ich bedarf eines Namens nicht mehr! ein Name hat für mich jetzt keinen Werth mehr.“

Bookhouse warf noch einen Blick — den letzten — auf seine Kinder, dann reichte er Raimund die Hand und schritt der Thüre entgegen. Dort stand Neumark. Bookhouse sah ihn ernst an: „Sie sind der Gutsverwalter?“

Neumark verbeugte ſich.

„Baron Buchenhauſen hat mir Ihr Schickſal erzählt. Durch mich nimmt es vielleicht eine traurige Wendung, da mein Feind ſich mit Ihrer Feindin verbündet; Sie müſſen fliehen, wenn das Verderben Sie nicht ereilen ſoll, das dieſe Unglücksnacht auch für Sie herbeigeführt! Für den Fall, daß Sie Amerika zu Ihrer Zufluchtsſtätte wählen, können meine Papiere Ihnen vielleicht nützlich ſein! Erlauben Sie mir, zu hoffen, daß durch Uebergabe dieſes Portefeuille ich einen kleinen Theil des Böſen gut mache, das ich unwiſſentlich auch über Sie herbeigezogen!“

Ehe Neumark es verhindern konnte, lag in ſeiner Hand eine Brieftaſche, ehe er ſeinen Dank auszuſprechen vermocht, war Bookhouſe dem Zimmer enteilt.

„Er hat Recht, Adalbert, Du biſt in Gefahr!“ rief Raimund lebhaft.

„Ich werde es ſein; jedoch, Raimund, er iſt in größerer! Eile ihm nach.“

„Er will vielleicht allein ſein.“

„Er darf es nicht bleiben, Raimund.“

„Wer weiß, ob es ihm nicht gut ſein wird; es

giebt Stunden im Leben, wo wir Niemand brauchen können, kein Menſch uns zu helfen vermag."

„Das ſind aber Stunden, Raimund, in denen Gott dem Menſchen nahe ſein muß — von ihm iſt jedoch jener Mann weit entfernt!"

„Was willſt Du damit andeuten? ich bitte Dich, rede deutlicher!" —

„Sprach ſein Geſicht nicht deutlich genug die Verzweiflung ſeines Herzens aus, — gab nicht jedes ſeiner Worte lebhaftes Zeugniß von der Troſtloſigkeit ſeiner Seele. Folge ihm, Raimund — rette ihn!"

Raimund ſtürzte fort — er fand Bookhouſe nirgends; auch Neumark forſchte vergeblich. Sie ſendeten Boten nach den verſchiedenſten Richtungen aus — Alle kehrten zurück, ohne die geringſte Spur von ihm gefunden zu haben. Die Freunde verlebten die Nacht in der gräßlichſten Angſt.

„Was können wir nun noch thun?" rief Raimund in Verzweiflung am nächſten Morgen.

Ernſt erwiderte Neumark: „Uns in das Unabänderliche mit der Ruhe finden, die ſich der Mann in den ſchrecklichſten Lagen des Lebens bewahren ſoll! Alles mag ihm genommen werden, jede Stütze

wanken, jeder Anhalt ſchwinden, behält er den Muth — bleibt ihm noch viel! Verlieren wir den, Raimund, ſo verlieren wir uns ſelbſt, — halten wir ihn aber mit feſter Willenskraft aufrecht, ſo ſtehn wir auf dem Boden, auf welchen die Verzweiflung nie Wurzel faſſen kann und — ſind geſichert — ſind gerettet vor jedem neuen Wogenandrang des Schickſals."

„Mir iſt zu viel genommen worden, — ich habe zu viel verloren, — zu Gräßliches erlebt!" rief Raimund mit herzerreißendem Tone.

„Es iſt viel, Raimund, mehr als jeder gewöhnliche Menſch zu tragen vermag; doch, mein Freund, Du biſt kein Solcher und — außergewöhnliche Menſchen haben meiſt außergewöhnliche Schickſale!"

„Nun ſoll ich auch Dich noch verlieren."

„Wünſcheſt Du, daß ich bleibe?"

„Nein — im Gegentheil, fliehe, rette Dich! erſt dann werde ich ruhig ſein!"

„Weißt Du, was die Brieftaſche Deines Verwandten enthält?"

„Die Urkunde über ſeine Beſitzung in Amerika und den Reſt ſeines Vermögens, Beides iſt ſein Vermächtniß an Dich.

„Das kann ich nicht annehmen.“

„Wem willſt Du es verweigern? — Seine Erben ſind todt — er verſchwunden!“ — — — Raimund warf ſich in Neumark's Arme. Nach kurzer Zeit meldete man dem Baron die Rückkehr des Förſters und Poſtillons. Buchenhauſen und Neumark eilten ihnen entgegen; ſie fanden Beide bleich und erſchöpft. Voll Entſetzen hörten ſie den Bericht: „daß auf dem kahlen Plateau eines Berges, mehrere Stunden von Almarſtein, ſie endlich Johann Waltram in einer Entfernung von vielleicht hundert Schritten vor ſich geſehn, Feldheim auf ihn zugeeilt ſei; aber plötzlich ſchaudernd in der Verfolgung inne gehalten, da der Mörder unter lautem Hülfegeſchrei immer tiefer in den Erdboden eingeſunken wäre.“

Dieſe gefährlichen Stellen im Süderländiſchen Gebirge heißen die „Todtenmoore.“ Oft ſchon ſind Wanderer, die im Sommer ſolch moosbewachſene Fläche ahnungslos betraten, dort verſunken, — oft ſchon mit ihnen Die, welche das Terrain nicht kennend, an dieſen ſichern Todesſtätten Verſuche gemacht, den Einſinkenden zu retten. Im Winter, wo Schnee die Berge deckt, ſind dieſe „Todtenmoore“ gar nicht zu erkennen, für welche überhaupt nur

die Bewohner jener Gegenden den richtigen Blick haben.

Buchenhauſen dankte beiden Männern und ſagte zu dem Poſtillon:

„Du, Claus, wirſt wahrſcheinlich Deinen Abſchied erhalten, daß Du, um mir beizuſtehn, nicht nach Deiner Station zurückgekehrt biſt. Laß Dich Das nicht betrüben, denn ich nehme Dich in meinen Dienſt!“

Der Poſtillon blickte zu Boden.

„Wie, Claus, Du antworteſt nicht?“

„Ich möchte mit Freuden ja ſagen, gnädiger Herr Baron; doch würde mein Anblick Sie nicht immer an die traurigen Vorfälle dieſer Nacht mahnen. — Legen Sie lieber bei der Poſt ein gutes Wort für mich ein.

„Ich werde auch ohne Dich dieſe Nacht nie vergeſſen.“

Claus ſah ſehr betrübt ſeinen alten Spielkameraden an; er machte aber ein noch ernſteres Geſicht als Buchenhauſen ſagte:

„Erzähle mir doch — wie es geſtern Abend am Portal — —“

Raimund konnte vor tiefer Bewegung nicht aus-

ſprechen, in des Poſtillons Auge traten Thränen, er rief flehend:

„O nein, gnädiger Herr, verlangen Sie keine Beſchreibung von mir!“

„Ja, ich verlange Alles zu wiſſen! Rede — verhehle mir nichts!“

„Es iſt ſo wenig, Herr Baron!“ ſagte Claus Feldheim leiſe und zögernd.

„So berichte mir treu das Wenige, lieber Claus.“

Der Poſtillon konnte dem bittenden Blicke und Worte ſeines Jugendgeſpielen nicht widerſtehen und obgleich man ihm deutlich anmerkte, wie ſchwer ihm das Reden von der Sache wurde, ſprach er ſeine kurzen, abgebrochenen Sätze doch klar und deutlich. Seine Ausſage lautete:

„Ich ging mit dem jungen Herrn und — und — nun Herr Baron, ich ging mit den Beiden, die Sie meiner Leitung anvertraut, raſch den Schloßberg hinan. Der laute Hülfeſchrei, den auch Sie wohl gehört, ließ uns unſere Schritte noch mehr beſchleunigen. Dem Burgthor nah gekommen, umringte uns plötzlich eine Schaar Männer und in demſelben Augenblick ſtiegen drei Perſonen dicht vor uns aus der Erde empor. Es waren zwei Männer

und eine Frau. Kaum daß der Kopf des Zweiten der Männer aus der Erde auftauchte, ſchrie meine Begleiterin laut: „Waldemar, das iſt Johann Waltram — er hat aus dem Gewölbe die Dokumente geſtohlen!“ — Der ſo Bezeichnete ſtutzte — ſprang mit einem Satz in die Höhe — der Bruder der Dame ſtürzte ſich mit dem Ausruf: „Elender! Ehrloſer!“ auf ihn zu — — da kamen Sie Herr Baron — jener Waltram hob ſeine Piſtole — — der Schuß fiel — die Dame ſank zu Boden — — der Mörder wollte entſpringen — ich faßte ihn — wir rangen miteinander, man riß mich von ihm los, — er ſchleuderte ein Paquet Papiere in die Flammen — ich drückte meine Piſtole ab, traf den Kerl am Arme, man erfaßte mich von allen Seiten — — erſt Herr Neumark rettete mich!“

— — — — — — — — — — —

Raimund trat an's Fenſter, man ließ ihn allein! — — — Nach einer Viertelſtunde kam Neumark wieder zu ihm; er fand ihn an demſelben Platze. Leicht umſchlang ihn ſein Arm und er ſagte leiſe:

„Raimund, Feldheim hat Mr. Bookhouſe gefunden!“

„Lebt er?“

Neumark ſchwieg.

„Laß mich zu ihm! bat Buchenhauſen nach kurzer Pauſe.

„Bleib hier, Raimund, bitte!“

„Nein, nein! laß mich zu ihm, Adalbert!“

Neumark führte Raimund in die Kapelle.

„Hier?“ fragte der Gutsherr ſchaudernd.

„Unten im Gewölbe!“

Auf einer Leiter ſtiegen ſie hinab, denn die Treppe war verbrannt. — Zu den Füßen der Statue der heiligen Gertraud lag die Leiche Desjenigen, der ſeit Monaten nur den einen Wunſch gehabt, dieſes geheime Gewölbe zu betreten; — nirgends zeigte ſich eine Verletzung, ruhig, ſchmerzlos ſchien der Tod geweſen zu ſein, den er ſich durch ſtarkes, ſchnell wirkendes Gift gegeben hatte.

„Der Herr iſt gewiß hier in Gewölbe erſtickt!“ ſagte der Poſtillon leiſe.

Buchenhauſen und Neumark ſahen Feldheim forſchend an, der ihnen durch ſeine einfache Bemerkung einen ſo glücklichen Ausweg bot.

„Kann ich mich ſo feſt, wie einſt in der Kinderzeit, auf Claus Feldheim verlaſſen?“ fragte der

Gutsherr, seinem Spielkameraden voll Herzlichkeit die Hand reichend.

„Sie können es Raimund von Buchenhausen! Ihr Knappe ist so zuverlässig, wie einst — er ist Ihnen mit treuer Liebe und dankbarer Anhänglichkeit ergeben, Nichts wird er thun, das Ihnen Schmerz oder Kummer bereiten könnte — er wird nur sagen, daß er der Erste gewesen, der den im Gewölbe Erstickten gefunden!"

Niemand im Schlosse, — Niemand im Dorfe zweifelte an dieser Aussage des Postillons — ja sie wurde sogar vom Priester bestätigt. Er erzählte: „daß in dem Augenblick, wo er die brennende Kapelle verlassen, jener alte Herr ihm entgegengetreten sei und auf seine Warnung ausgerufen habe: „Nein, nein, ich muß hinein, muß versuchen, ob ich die Papiere nicht retten kann!"

Der Kastellan und mehrere Bauern, die sich beim Löschen betheiligt, hatten Mr. Bookhouse bis zum Altare hin mit ihren Blicken verfolgt, der Rauch sie aber verhindert, zu sehen, was er dort begonnen.

Daß Bookhouse sich vergeblich der Gefahr ausgesetzt, im Gewölbe Nichts gefunden und durch den

geheimen Gang nach Außen zum Schloßportale gelangt, dort den Tod ſeiner Tochter erfahren, das Alles hatte er Raimund ſelbſt erzählt, als er ihn bei der Leiche ſeines Kindes aufgeſucht.

Es waren furchtbare Tage, die den traurigen und ſo entſetzlichen Ereigniſſen in Almarſtein folgten; Raimund brachte ſie, zu Neumark's Kummer, größtentheils bei den Leichen ſeiner Verwandten zu! Im ſchwarz umhangenen Ahnenſale des Schloſſes ſtanden die drei Särge, welche die letzten Sproſſen jenes Zweiges der Familie Buchenhauſen bargen, der ſich einſt vom alten Stamme gelöſt und während hundert Jahren andern Namen getragen.

Konnte irgend Etwas in der Welt Raimund's Anſichten über alte Familienvorurtheile befeſtigen, ſo war es der Anblick dieſer drei Särge! konnte aber auch irgend Etwas in der Welt ihm klar die furchtbaren Folgen bezeichnen, die ein Abfall vom beſtehenden Geſetz nach ſich zu ziehen vermag, ſo war es die Erinnerung an das Schickſal ſeines Onkels! — Ein langjähriges Streben, ein faſt endloſes Bemühen hatten nicht erreicht, Das wieder zu erlangen, das einmal, in einem Augenblicke blinder Leidenſchaft aufgegeben; und wenn Dieſer nach einem Namen

dürſtende und ringende Waldemar Bookhouſe auch an das Ziel ſeiner Wünſche gekommen wäre und den verlornen Namen ſich wieder angeeignet — keins der vielen Vorrechte, die ſich an ſeinem Namen knüpften, wäre ihm zu Theil geworden; — ſein Großvater hatte Alles durch die Verbindung mit einer nicht ebenbürtigen Gemahlin verwirkt — ſeinen Kindern war entzogen, zu was ihr Recht, als ſeine Kinder, ſie berechtigt! —

Mit welch harten Worten auch Raimund von Buchenhauſen in den Tagen dieſe Vorurtheile des weſtphäliſchen Adels angriff, wie wund ihn auch die eiſernen Glieder jener mächtigen Verbindungskette drückten, — welche Flüche er auch gegen jene Familienſtatuten ausſtieß, wenn der ſtarre Anblick des Todten ihn immer wieder ſo lebendig an das Elend mahnte, das Jener erduldet, weil einer ſeiner Vorfahren von der vorgezeichneten Richtſchnur des Handelns und Empfindens abgewichen — — — Raimund fühlte immer von Neuem mit Schmerz und Erbitterung, daß ſein Zorn vergeblich, — ſeine Trauer umſonſt, — er als Einzelner, Nichts an dieſen Adelsgeſetzen ändern könne! —

Tönten ihm auch fortgeſetzt die letzten Mahnun-

gen des Mannes in der Seele wieder, der als Opfer eines alten Namens gefallen, — die Mahnungen eines Mannes, der als Selbstmörder geendet, weil die ehrgeizigen Träume seines ganzen Lebens durch einen Schlag vernichtet — Raimund hätte eben deshalb gerade eine That des Wahnsinns begehen können, wenn Adalbert Neumark ihn nicht daran verhindert und den Werth eines Namens geschildert! — — —

„Ich will diesen Namen nicht mehr tragen, auf dem ein Fluch lastet — ich will diesem Namen entsagen, der so viel Unheil verschuldet!“ solche und ähnliche Vorsätze sprach der letzte Sprosse eines der ältesten deutschen Adelsgeschlechter aus und immer von Neuem bewies ihm sein bürgerlicher Verwalter, daß der Name, den er so angriff, *sein Segen* sein könne, das Unheil, das geschehen, sich zu seinem Heil zu gestalten vermöchte und er den vollen Werth seines Namens später erkennen würde, wenn die Zeit die dunkeln Schatten gemildert, die ihn augenblicklich umdüsterten.

Es war seltsam, einen Demokraten die Grundsätze der Aristokratie vertheidigen zu hören, — seltsam, einen vorurtheilsfreien Mann für die Vorur-

theile eines Namens kämpfen zu sehn! Neumark that Beides, that Beides mit der vollsten Ueberzeugung, — in der festen Hoffnung die einseitige Anschauung des Freundes zu bekämpfen, — ihm zu nutzen — und er siegte! Nur ihm allein verdankte Buchenhausen eine ruhige Anschauung über seine eigenen Verhältnisse, einen richtigen Blick für die Vortheile seines Standes und seiner Stellung — nur seinem vernünftigen Zuspruch war es zuzuschreiben, daß Raimund nicht in der Aufregung die ererbten Vorrechte eines Namens aufgab; sondern — den Vorsatz faßte, diese Vorrechte seinen Nachkommen ungeschmälert zu erhalten — und in den Tagen, wo der junge Majoratserbe achtlos ein Gut verschleudern wollte, da überzeugte sein Verwalter ihn von dessen Werthe.

Das letzte Wort Adalbert Neumark's über den Werth eines alten Namens, waren die Worte, die Mr. Bookhouse vor seinem Tode an seinen Neffen, — dem letzten Repräsentanten des Buchenhausenschen Geschlechts — gerichtet! — Ernst und feierlich sagte er zu dem Freunde: „Ich schließe mich der Meinung Deines Onkels an, der Dir sagte, „ein Name ist Alles für Die, deren äußeres Glück davon abhängig,

und Dir ſteht nicht die Berechtigung zu, Dich in blinder Leidenſchaft dieſes Glückes zu entäußern, weil Du, indem Du Das thuſt, ein Unrecht gegen Deine Nachkommen begehſt! — Erfülle darum die Pflichten, die Dein Name erheiſcht und bedenke immer, daß Du allein nicht die alten Geſetze Eures Adels umſtoßen wirſt, die wenn ſie auch ein Fluch für Einzelne geweſen ſind und immer bleiben werden, doch der Segen für Hunderte waren und es ebenfalls bleiben! Tritt aber einmal Weſtphalens Adel zuſammen, und will der durch Erbrecht Begünſtigte, ſich ſeiner Vortheile zum Beſten ſeiner Brüder entäußern, — dann Raimund ſei Du der tapferſte Kämpfer für die Sache, die eine gute Sache iſt und Segen für Tauſende ſein wird!“

Zum letztenmale war Neumark Buchenhauſens Troſt und Stütze, als in den Abendſtunden des neunten April die Familie Bookhouſe beſtattet wurde. Man begrub Vater und Kinder an einer der ſchönſten Stellen des Parkes auf einem freien Platze, den ein Kranz alter hoher Tannen umzog. Laut ſchluchzend warf ſich Raimund in die Arme des Freundes, als der Letzte des Leichengefolges ſich ent-

fernt und beide Männer allein neben den drei Grabhügeln ſtanden. Feſt drückte Neumark den Troſtloſen an das Herz und als er durch ſanften Zuſpruch ſein tiefes Weh gemildert, bat er ihn, von dem Vorſatze abzuſtehn, Namen auf die Kreuze graviren zu laſſen, die künftig die drei Todesſtätten bezeichnen ſollten.

„Ihren Namen wirſt Du ebenſo wenig vergeſſen, wie den Platz, wo ſie ruht; und den Mann noch im Tode mit dem Namen zu bezeichnen, der der Fluch ſeines Lebens war, das würde ich ebenſo grauſam finden, wie es mir als Ironie des Schickſals erſchien, wenn Du ihm nach dem Tode den Namen gäbſt, den er im Leben vergeblich zu erringen getrachtet!“

Buchenhauſen gab dem Freunde Recht und fragte Neumark dann, ob er glaube, daß er unter dem Namen „Bookhouſe“ glücklich und ungefährdet bis Bremen gelangen würde.

Voll froher Zuverſicht antwortete Neumark: „Der Name wird meine Rettung ſein und ich hoffe mit Beſtimmtheit, Dir bald die gewiſſe Nachricht geben zu können, daß ich als Mr. Bookhouſe glücklich in New-York gelandet bin.“

„Du bleibst bei Deinem Entschlusse, Helene Omberg nicht von Deiner Abreise zu benachrichtigen?“ fragte Buchenhausen nach kurzem Schweigen.

„Ich bat Dich, ihrem Vater Das zu melden, und er wird es ihr sagen.“

„Adalbert, sie würde mit Dir ziehen — gern, freudig! Soll ich Dir noch einmal wiederholen, was sie an jenem Abend zu Hassenbrock sagte? Vielleicht bestimmt es Dich, anders zu handeln.“

„Du kannst es thun, Raimund; doch — wenn Du mir die Worte auch noch zwanzigmal wiederholtest — ich würde trotzdem nicht wortbrüchig! — Ich versprach ihren Eltern einst: sie nicht ihrer einzigen Tochter zu berauben — ich halte das Gelübde — so schwer mir's auch wird; denn mein Wort ist mir heilig.“

„Sie ist so unglücklich, Adalbert.“

„Sie bleibt es hoffentlich nicht, lieber Raimund!“ entgegnete Neumark mit einem freudigen Blick auf Buchenhausen.

„Warum siehst Du mich so seltsam an?“

„Eine tiefe Bewegung zeigte sich in des Verwalters Gesicht, er sprach erregt:

„Raimund — ich möchte Dir Etwas sagen, ehe

ich auf ewig von Dir ſcheide; — ich würde Dir's ſchreiben — wenn ich nicht fürchtete, mein Brief könnte nicht die Wirkung haben, wie mein Wort, — ſo kurz es auch ſein mag!" —

„Rede, Adalbert!"

„Du verzeihſt, wenn es Dich jetzt augenblicklich verletzt, was ich bitte?"

„Du kannſt mich nicht verletzen, Adalbert!"

„Mache Du Helene Omberg glücklich, — ſo glücklich, wie Du kannſt, — ſie wird Dich gewiß nie unglücklich machen!"

Raimund trat einen Schritt zurück, Glut und Bläſſe wechſelten in ſeinem Geſichte; — er wollte Etwas entgegnen, Neumark rief aber lebhaft:

„Kein Wort, Raimund! laß erſt die Zeit walten, ſie wird Dein Weh beſiegen, ihre Trauer mildern! — Sind einige Jahre vergangen; dann nähere Dich ihr und ſei überzeugt, daß, wie Eure Namen zueinander paſſen, auch Eure Herzen ſich gegenſeitig würdig ſind."

Raimund ſchwieg, wie ſein Freund gewünſcht; ſie trennten ſich, ohne ein weiteres Wort über dieſe Sache geſprochen zu haben.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Voll tiefer unendlicher Trauer sah der Majoratsbesitzer von Almarstein dem Wagen nach, der ihm den besten, treusten — den einzigen wahren Freund entführte, den er auf Erden besaß.

Ein Gefühl von Bitterkeit regte sich in seinem Herzen, als er des Schicksals der Männer gedachte, die wie Neumark in frühster Jugend enthusiastisch für hochherzige Ideen geschwärmt, bis in das späteste Alter für ihre jugendliche Begeisterung büßen mußten, die — sobald man erfuhr — was sie vor langer Zeit gefühlt und empfunden, gleich Missethätern und Verbrechern verfolgt wurden.

Eine noch tiefere Bitterkeit erfüllte Raimund's Seele, als er im Speciellen an das Schicksal Neumark's dachte! Ihn hatte die Intrigue einer verabscheuungswürdigen Frau aus seinem Wirkungskreise

— aus ihn zufriedenſtellenden — wenn auch nicht beglückenden Verhältniſſen geriſſen! — traurig dachte er: „Fliehen — fliehen aus ſeinem Vaterlande muß dieſer Mann, unter fremden Namen, während, wenn das Schickſal ihn auf einen paſſenden Platz im Leben geſtellt, wo er ſeine Fähigkeiten und Anlagen zum Nutzen des Vaterlandes hätte verwenden und geltend machen können, ſein wahrer Name einer der geachtetſten und berühmteſten Deutſchlands — ſein würde! — — —

Verfehlt, wie ſo manches Menſchen Leben, erſchien Buchenhauſen, das Adalbert Neumark's. — Ungenannt — unbekannt erloſch in Europa mit deſſen Auswanderung nach Amerika ein Name, der verdient hätte, von Tauſenden laut mit der warmen Anerkennung erwähnt zu werden, wie nur Einer im Geheimen that, dem der Träger dieſes Namens ein Freund war! — — —

Die verwickeltſten Geſchäfte nahmen Raimund nach Neumark's Abreiſe in Anſpruch; er hatte Monate lang zu thun, um wieder in Ordnung zu bringen, was die Flammen an ſeinen Papieren und Akten in Minuten zerſtört.

In dieſer Zeit folgte bereits der reichſte Segen

seiner schönen uneigennützigen und menschenfreundlichen Handlungsweise, die den Tagen des Brandes in Almarstein vorausgegangen. Ueberall fehlten Papiere und Dokumente, die seine Rechtsansprüche den Bauern gegenüber beweisen konnten. In den schwierigen Fällen, wo die Gerichtsbeamten rathlos die Achseln zuckten, weil verklausulirte Akten mangelten, — kein Paragraph da war, der Etwas bewies, — alle gestempelten Bogen sammt ihres klaren und unklaren Inhalts verbrannt — — da machte sich Neumark's Anschauung vom Glauben an die Menschen — vom Vertrauen auf ihre Redlichkeit und Rechtlichkeit geltend, die Raimund oft in frühern Jahren eine „ideale" genannt.

„Redlichkeit, Einfachheit, Treue, Wahrheit, Glauben" das sind die schönen Grundzüge im Charakter des westphälischen Volkes! — Sie beweisen diese Tugenden bei jeder Gelegenheit, wo sie sie zeigen können; auch die Almarsteiner Bauern thaten es. Kaum hörten sie, daß die Urkunden und Dokumente über alte Rechte verbrannt wären und dem Baron daraus so großer Schaden erwachsen könne, eilten sie zu ihrem Gutsherrn und sprachen tröstend:

„Nä, chnädige Häer um dät olle Papier brukt

Se ſich nich to kümmere; we hebben de janze Proſte Mahltit in unſern Kopp! Töſt man!"

(„Nein, gnädiger Herr, um das alte Papier grämen Sie ſich nicht, wir haben die ganzen Sachen im Kopfe. Warten Sie nur!")

Und ſie hatten Alles wirklich im Kopfe; die Gerichtsherren wunderten ſich oft, Raimund ſtaunte; doch am überraſchteſten waren die ehrlichen Bauern, als ihnen Jemand nach einer Verhandlung ſagte, ſie hätten gar Manches zu ihrem Vortheil wenden können.

„Wä bedrügen Niemand, am wenigſten uſere Häern!" riefen ſie heftig.

(„Wir betrügen Niemand, am wenigſten unſern Herrn.)

Man hatte Mühe, ihren Zorn zu beſchwichtigen; ſie verſtehen in dem Punkte keinen Scherz — in der Ehrlichkeit giebt es für ſie nur Ernſt — keinen Spaß.

So vergalten denn die Almarſteiner Bauern ihres jungen Gutsherrn Gerechtigkeit bei ihren Anſprüchen, mit gleicher Gerechtigkeit; ſie benutzten keinen der ſich ihnen bietenden Vortheile zu ſeinem Nachtheile, — ſchüttelten nur manchmal bedächtig

ihren Kopf, wenn ſie beim Ordnen der Akten immer neue gerichtliche Vorladungen erhielten; nicht ſelten rief Einer oder der Andere Buchenhauſen vor dem Gerichtszimmer zu: „Nä Häer — diſſe infame Lüe vun's Gericht, ſe machen en Geklängele un Getüftle um nix nich — baar nur um Jeld zu verdienen!“

(„Nein Herr, dieſe Leute vom Gericht machen zu viel Aufhebens um Nichts — ſie wollen nur Geld verdienen!“)

Raimund lachte oft herzlich und ging er mit ihnen eine Strecke Weges, hörte er ihre einfachen Worte, ſo erkannte er das Richtige und Zweckmäßige ihrer Anſichten; dann dachte er auch wohl: „Ja wahrlich, es brauchte dieſen ehrlichen Leuten gegenüber weniger Stempelbogen — weniger verbriefter, verſiegelter Dokumente!“

Er tröſtete ſich damit, daß er's nicht ändern könne — es ſo einmal der Lauf der Welt ſei und das Geſetz das verlange.

Um der vielen guten Menſchen in Almarſtein willen verzieh Raimund den wenigen Böſen, die ſich in der Nacht des fünften April mit Waltram gegen ihn verbündet; was von ſeiner Seite geſchehen

konnte die gerichtlich Eingezogenen wieder zu befreien, that er. Bis auf Andreas Haman und Jakob Schrötter entgingen Alle einer größern Strafe; Letzterer war es gewesen, der nach Aussage Aller für das Verbrennen des Schlosses gestimmt und er hatte auch den von Haman präparirten Werch auf der verborgnen Treppe unter dem Altare angezündet, ehe er mit Waltram und der Gräfin das unterirdische Gewölbe verlassen.

Von Gräfin Berniczecka hörte Raimund Nichts, — nur die Folgen ihres Diebstahls machten sich geltend, denn wenige Tage nachdem Adalbert Neumark Almarstein verlassen, hielten die Gerichte Nachsuchung nach ihm und bezeichneten dem Baron Buchenhausen, Neumark als „gefährlichen Demagogen."

Wie groß war Raimund's Freude, als er einige Wochen später die Nachricht von Neumark's glücklicher Ankunft in Amerika erhielt und die Nachricht: „daß er hoffe in der neuen Welt keine Sehnsucht nach der alten zu empfinden!" —

Neumark fühlte sich wirklich sehr bald ganz zufrieden, ganz heimisch in der Farm, die ihm so plötzlich, so unvermuthet zugefallen; mit Wehmuth und Schmerz gedachte er aber oft Abends, wenn

er nach anſtrengender Arbeit, ruhend unter der Veranda ſaß, an den frühern Beſitzer, der das Glück, was er gehabt, ſo gering geachtet und einer fixen Idee zum Opfer gebracht. Der Gedanke an das furchtbare Schickſal des ehrgeizigen Bookhouſe trübte ihm anfangs die Freude am Beſitz der Farm; immer und wieder traten während der erſten Monate jene ſchrecklichen Erinnerungen an die Nacht des fünften April vor ſeine Seele und oft glaubte ſeine erregte Phantaſie, einen leiſen Wehruf des alten Mannes zu hören, der eben in dieſer Farm ſo oft ſeinen Sohn ermahnt, abzuſtehn von den ſtolzen Träumen ſeiner Jugend und ſich mit dem Namen zu begnügen, der Denjenigen ſo glücklich gemacht, der ihn erwählt." — Nach und nach wichen aber dieſe düſtern Bilder aus Neumark's Seele und eine frohe Gegenwart verdrängte mehr und mehr die traurige Vergangenheit.

Zu dieſem Wechſel trug der Verkehr mit der Schwägerin von Mr. Bookhouſe bedeutend bei. Dieſe Mſtr. Durcham, die Schweſter von Adele Bookhouſe, welche bis dahin in Newark gelebt, war Wittwe geworden; — Neumark hatte ſie bald nach ſeiner Ankunft in der Farm aufgeſucht und ihr ſchonend

die traurigen Schickſale ihrer Familie berichtet. Die freundliche Aufnahme, die er bei Mſtr. Durcham gefunden, veranlaßte ihn, zu öftern Beſuchen und als ſie dieſe Beſuche mit ihrer kleinen Tochter einmal erwiederte, machte Neumark ihr den Vorſchlag: das Geſchäft ihres verſtorbenen Mannes in Newark aufzugeben und zu ihm zu ziehen. Mſtr. Durcham ging auf den Vorſchlag ein. Als ſie mit ihrer einzigen Tochter Adele für immer die Farm betrat, das zwölfjährige Mädchen jubelnd über die Schwelle des Hauſes ſprang — da ahnte Neumark nicht, daß dieſes Kind ſechs Jahre ſpäter ſeine glückliche Frau ſein würde.

Adele Durcham war das Ebenbild ihrer Tante. — Der Leſer kennt Adele Bookhouſe — ich brauche daher wohl nicht hinzuzufügen, daß eine ſolche Frau ihren Mann beglückt.

Wohl zogen an Adalbert Neumark, als er im Jahre 1854 — im Alter von vierundvierzig Jahren — an eine Verbindung mit Adele Durcham dachte, die Träume, — die Hoffnungen ſeiner Jugend noch einmal an ſeinem Auge vorüber. Voll Trauer gedachte er jener ſchönen Illuſionen, die an dem alten Wappenſchilde eines Grafenhauſes zerſchellt — voll

Wehmuth erinnerte er ſich der langen Jahre des Leids, die dem Tage gefolgt, wo zwei junge, glühende Seelen einem alten Namen ihr Lebensglück zum Opfes gebracht! — dann aber verdrängte jenen Namen: „Helene“ — der einſt der Inbegriff ſeiner irdiſchen Seligkeit geweſen — der Name: „Adele“ und dieſer Name umwob fortan mit Licht alle dunkeln Schatten der Vergangenheit. —

Voll Freude vernahm Neumark wenige Monate nach ſeiner Verheirathung von Raimund „daß Dieſer ſich mit Gräfin Omberg verlobt und Helene gern auf deſſen Wünſche eingegangen wäre, die, ſeitdem Buchenhauſen ſie wieder geſehn die heißeſten ſeines Herzens geweſen!“

Mit tiefer Dankbarkeit gegen Gott genoß Neumark die ſich ihm in reichem Maaße bietenden Freuden des Lebens; ſeine ſchönſten Stunden waren aber immer die, wenn er Briefe aus Almarſtein empfing und von dem Glücke ſeines Freundes hörte. Immer und wieder ſchrieb ihm Raimund: „Helene und ich finden, daß unſere Herzen noch beſſer zu einander paſſen, wie unſere Namen“ und dieſer Ausſpruch beſtätigte nur die Prophezeihung Neumark's, mit der er einſt von Buchenhauſen geſchieden.

Nach dem Schickſale Hope Barwing's, deren Namen Neumark zuerſt von einem Sterbenden gehört, forſchte er fortgeſetzt mit Intereſſe; es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß ſie zu der Anzahl Derjenigen gehörte, die ihr Glück einem Namen zum Opfer bringen mußten. Immer von Neuem hörte er: „Miſtreß Watherley iſt glücklich und zufrieden, ſie hat Geld in Hülle und Fülle und iſt die gefeiertſte Schönheit New-York's.“

Nachdem Neumark Jahre lang in Amerika war, ſah er Hope bei einem großen Feſte; er fand ſie von Brillanten — aber nicht von Glück ſtrahlend; er ſah ſie lächeln, doch dieſes Lächeln täuſchte ihn nicht, und nachdem er ſie nur flüchtig geſprochen, wußte er, daß ihr Herz eine Erinnerung behalten und dieſe Erinnerung an Waldemar Bookhouſe die einzig glückliche ihres Lebens war.

Einige Jahre ſpäter ſprach Neumark Miſtreß Watherley noch einmal — es war kurze Zeit vor ihrem Tode, — im Jahre 1858. Sie hatte ihn zu ſich beſcheiden laſſen und ſagte ihm, daß ſie nicht ſterben möge, ohne zu wiſſen, was aus dem Geliebten ihrer Jugend geworden ſei. Neumark erfüllte ihren Wunſch. Der traurige Bericht erſchütterte

sie tief; als er ihr aber erzählte, wie Waldemar Bookhouse mit ihren Namen auf den Lippen von der Erde geschieden, er selig lächelnd in's Jenseits hinüber gegangen sei, da sah auch er sie lächeln und wie anders war dieses Lächeln, als das, was nur die Welt an ihr kannte! —

Ohne Schmerz schied Hope aus dem Leben, in dem sie nach der einen That des Edelmuths ihren Zweck erfüllt zu haben glaubte. Sie hinterließ keine Kinder, die ihr die Trennung von der Erde erschwerten und ihr Mann, der sie nur ihres Namens wegen erwählt, hatte nie den Werth des Herzens erkannt, das sich dem Namen ihres Vaters geopfert.

Mr. Barwing fand in den ihm bleibenden Söhnen, die seine Firma fortsetzten, Trost über den Verlust der Tochter, die einst den Glanz seiner Firma gerettet; Mr. Watherley ließ die Gruft seiner Frau mit Marmorplatten ausmauern, mit Marmortafeln decken und gab ihr nach ihrem Tode, was auch im Leben sein stetes Geschenk gewesen: „kostbare — aber kalte und todte Steine!“

Viele standen bewundernd vor diesem schönen Grab-Denkmal, — lasen die Vereinigung der Namen „Watherley und Barwing“; doch nur Einer —

Adalbert Neumark — wußte, daß die Vereinigung dieſer Namen, beide ſo hellleuchtende Firmen der Handelswelt vor dem Untergange gerettet; aber Tod und Verderben für Die herbeigezogen, die den Untergang verhütet.

Traurig kehrte Neumark nach dem Beſuche dieſes Grabes zu ſeiner Farm zurück; jeder Trübſinn aber wich, als er ſeine beiden kleinen, auf dem Raſenplatze ſpielenden Mädchen ſah und den heitern Ausdruck im jugendlichen Antlitze ſeiner Frau gewahrte, die wie ein Kind mit ihren Kindern ſpielte.

Nachdem er dieſe Gruppe begrüßt, wandte ſich Neumark zu ſeiner Schwiegermutter, die arbeitend im Schatten der Veranda ſaß.

„Adele vergißt wie gewöhnlich über die Freude, Sie zu ſehen, alles Andere!“ ſprach Mſtr. Durcham lächelnd.

„Dafür habe ich meine Helene beſſer erzogen!“ antwortete die junge Mutter fröhlich und deutete auf ihre älteſte Tochter.

Die Kleine brachte dem Vater einen Brief; lebhaft griff Neumark darnach, denn er erkannte Raimund's Handſchrift.

„Du erhielteſt gute Nachrichten!“ rief Adele, als ſie das von Freude ſtrahlende Geſicht ihres Mannes erblickte, nachdem er den Inhalt des Briefes durchflogen.

„Sehr gute!“ antwortete Neumark bewegt, „am

fünften April ist auf Almarstein ein Erbe des Namens Buchenhausen geboren — und an dem Tage, wo vor zehn Jahren zwei Sprossen des alten Geschlechts auf so traurige Weise zu Grunde gingen, da hat man jubelnd den neuen Ankömmling begrüßt, der einen Namen fortpflanzen kann, welcher zu den besten und edelsten des westphälischen Landes gehört."

„So wird denn durch dieses frohe Ereigniß wohl die letzte Befürchtung Deines Freundes schwinden und Raimund einsehen, daß kein Fluch auf seinem Namen ruht."

„Das hat er lange eingesehen! — Möchte aber Segen, reicher Segen diesem Kinde zu Theil werden! möchte dieser Knabe erleben, was sein Vater und so viele Adlige des Westphalenlandes wünschen: „Abschaffung alter Mißbräuche und Vorurtheile, — Abänderung nicht mehr zeitgemäßer Gesetze, — Gleichberechtigung aller Kinder einer Familie und — Freiheit des Handelns, damit das Lebensglück nicht mehr abhängig von einem Namen, — **Namen nicht von größerm Werthe sind, als Charaktere!**"

Ende.

Druck von Friedrich André in Leipzig.